

Heimliche Liebe



Von **Heinz Tovote** erschien im gleichen Verlage:

Im Liebesrausch. Berliner Roman. 6. Auflage.

Frühlingssturm. Berliner Liebesroman. 4. Auflage.

Mutter! Roman. 4. Auflage.

Der Erbe. Roman. 3. Auflage.

Fallobst. Wurmstichige Geschichten. 5. Auflage.

Ich. Nervöse Novellen. 6. Auflage.



0

Heinz Tovote

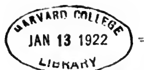
Heimliche Liebe

Novellen

Dritte Auflage

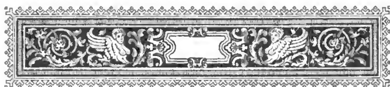


Berlin W
F. Fontane & Co.
1893


HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

Wilde Rosen





Die Sonnenstrahlen flittern durch das enge Gewirr der breitfingerigen Weinranken, deren maschiges Blätternetz vom nahenden Herbste rötlich überhaucht, sich zwischen den leichten Stützpfeilern der Veranda ausspannt.

In einem niederen, amerikanischen Schaukelstuhle liegt eine junge Frau, die kleinen Hände lässig im Schoß gefaltet; und während sie durch hie und da einen leichten Stoß mit der Fußspitze den Stuhl im Wiegen hält, blickt sie auf die ineinander verschwimmenden runden Lichtflecke, die von den Strahlen der frühen Morgensonne auf dem bunten Fliesenboden gebildet werden.

Langsam behaglich zieht sie die Schultern in der weißwollenen algerischen Gandura hoch, und sich reckend, daß der Schaukelstuhl mit plötzlichem Ruck still steht, hebt sie die Hände über den Kopf empor, schlingt die Finger ineinander, und die Handflächen nach oben kehrend, streckt sie leis gähnend die Arme gen Himmel, daß die weiten losen Ärmel des Gewandes bis fast zu den Schultern zurückfallen.

Dann läßt sie die Hände wieder müde auf die Kniee sinken und träumt vor sich hin, die feinen Augenbrauen etwas zusammen gezogen; während die kleinen Füße fest auf dem Boden ruhen und der geschmeidige Oberkörper leicht nach vorn gebeugt ist. —

Das Mädchen kommt; aber die junge Frau blickt nicht auf, während der Frühstückstisch abgeräumt wird. Selbst das Klappern der Teller und Tassen vermag sie nicht zu stören.

Dann ist es wieder still . . .

Nur von einer Nebenvilla herüber dringen einzelne, suchend angeschlagene Töne eines Klaviers, dann die falsch gespielte Melodie: Ach ich hab . . . sie ja nur . . .

Da bricht das Spiel wieder ab. —

Es ist morgenstill ringsum. Das welkende Weinlaub duftet betäubend scharf.

Zuweilen klirrt ein Messingstab, wenn der graue Papagei mit seinem Schnabel gegen das Gitter seines großen gelben Bauers stößt.

Nun kreischt er flügelschlagend wild auf, daß sie zusammenschreckt. —

Im Balkonzimmer fällt eine Thür zu. Dann langsam näher kommende Schritte. . .

Ihr Gatte in Hut und Mantel, den Stock unter dem Arme, mit dem Zuknöpfen des linken Handschuhs beschäftigt.

Es ist dreiviertel zehn, und wie gewöhnlich ist er im Begriff, von Wannsee nach Berlin zu fahren.

— Nun, Kindchen . . . was wirst du denn heute thun . . .

Er fragt es gleichgiltig lässig.

— Interessiert dich das wirklich so? fragt sie lächelnd, weil diese Frage alltäglich sich wiederholt.

— Ei gewiß — ich muß doch wissen . . . ob sich mein Frauchen . . . na! nicht langweilt . . . so! —

Er ist mit dem Handschuh fertig und beugt sich über sie. Dann aber sagt er:

— Nein . . . wart' erst.

Er legt Hut und Stock auf den Tisch und geht hinunter in den Garten.

Nach einer Weile kehrt er wieder, eine üppig rote Rose in der Hand, von der er mit dem Messer fürsorglich die Dornen ablöst, eh' er sie ihr mit einer halb humoristischen Verbeugung überreicht.

— Danke, Will! —

Sie saugt mit halb geschlossenen Augen den vollen Duft der Blume ein, und nestelt sie an ihrem Gürtel fest.

Dabei ist sie aufgestanden.

Er reicht ihr die Hand, beugt sich ein wenig nieder und küßt sie vorsichtig auf die Stirn, gerade unter die leicht sich kräuselnden blonden Haare.

— Langweile dich nicht, mein Schatz — geh' ein wenig spazieren! ruft er ihr noch zu, schon auf den Stufen der Treppe, die zum Garten führt.

Sie steht an der Holzbrüstung der Veranda, von dem dichten Weinlaube wie von einem Rahmen umgeben, lächelt ihm nach und wirft eine müde Kußhand.

Der Kies knirscht unter seinen Schritten, die eiserne Gartenthür fällt laut in's Schloß, und ohne daß er sich noch einmal umgesehen, geht er die Anhöhe der Chaussee zur Station hinauf. — —

* * *

Nun ist sie wieder allein — bis sechs Uhr . . .

Sie gähnt leicht; zu träge, die schlanken Finger ganz bis zum Munde zu bringen.

Dann wendet sie sich dem laut kreischenden Polly zu, der an den Gitterstäben emporklettert, mit dem starken Schnabel hineinhackt und unruhig mit dem oben im Bauer hängenden Schaukelringe klirrt.

Sie giebt ihm ein Stückchen Zucker, den das Mädchen — gewohnheitsmäßig — auf dem Tischchen zurückgelassen hat, und kraut den still gewordenen Vogel in seinen sich sträubenden Kopffedern. —

Gewohnheitsmäßig! . . .

So ist ihr Leben.

Um zehn fährt ihr Mann nach Berlin; um sechs Uhr abends kommt er zurück.

Dann setzt man sich zu Tisch — hinterher eine

kleine Promenade — vielleicht ein Besuch in einer Nachbarvilla — zuweilen ein paar Bekannte zur Tafel.

Meist: Will in seine Zeitungen vertieft, . . . sie in einem Romane blätternd, und dann vor Mitternacht ohne rechte Müdigkeit schlafen gehn. . . .

Polly hat nach ihrem Finger gehackt, weil sie ihn über ihre Gedanken vergessen.

Sie giebt ihm mit einem feinen Stöckchen einen vorsichtigen Schlag, daß er sich still duckt, und sie mit den großen, starren Augen von unten herauf anblinkt.

Dann rafft sie den Morgenrock etwas zusammen, und geht die Stufen der Veranda hinab in den Garten, der sich den Hang hinunterzieht bis zum See, auf dem ein kleiner Salondampfer seine lichtschillernde Kielfurche zieht.

Das warnende Geklingel der Schiffsglocke gellt durch die frische Morgenluft.

Jenseits des Schilfstreifens am Ufer hin ein Kranz tanzender roter Bojen, hie und da ein abgetakeltes Segelboot kettend; auf der Fläche eine Anzahl kleiner Boote, ein langes schwarzes Holzfloß und am jenseitigen Ufer einige plumpe Lastschiffe mit ihrem

großen Segel, die Abwechslung in die gleichmäßig graue Wasserfläche bringen.

Die junge Frau geht langsam mit jetzt achtlos schleppendem Kleide durch den Garten bis zur unteren Mauer, — ein duftender Rosengarten: keusche weiße Dijon=, üppig gelbe Theerosen, flockige schüchterne Moosröschen, sammetne Rosomenen und voll entfaltete, noch tauschwere, schwarzrote Plutorosen, die sich mit den silbernen Wasserperlen im Kelche selbstbewußt von den wenigen Blättern der hohen schlanken Stöcke abheben. —

Sie nimmt die Rose aus dem Gürtel, steigt eine kleine Anhöhe hinan, von wo aus sich der im Bogen am Seeufer hinziehende graue Fahrweg überblicken läßt.

Während sie einen leichten Gartenstuhl heranzieht und nach ihrem Taschentuche sucht, um den feinen grauen Staub, der hier lagert, fortzuwehen, nimmt sie den Stengel der Rose zwischen die Zähne, und behält die Blume auch in den Lippen, als sie sich gesetzt hat, und nun über die schimmernde Seebucht, von der es kühl und frisch heraufweht, hinüberblickt nach dem jen=seitigen leichtverschleierten, hügeligen Ufer.

Wie still und einsam es rings ist, wie langweilig! —

Sie langweilt sich — und wie hatte sie sich gefreut, als ihr Mann das Sommerhäuschen hier in Wannsee kaufte.

Sie war auf dem Lande groß geworden, und hatte sich im Salon oft hinaus gesehnt in's Freie. Nun war sie draußen, und wußte nichts mit ihrer Zeit anzufangen . . .

Ein Buch nach dem anderen lesen, das war eben alles. —

Sie nimmt die Rose aus dem Munde und läßt die Hände in den Schoß fallen . . .

Wie die Rosen so schwül duften, wie hier alles so eingeengt, so konventionell ist. Die sammetartig, kurzgeschorenen Rasenflächen, die saubergeharkten, scharfabgesteckten Wege, diese peinliche Ordnung überall. — —

Auf dem Gute des Vaters hatte es nicht so geleckt ausgesehen. In dem wilden Parke wucherte das Gras auf moosbedeckten Wegen; unter breitästigen Bäumen lagen Haufen abgebrochener trockener Zweige, mit dem Laube des vergangenen Sommers.

Die Blumen waren verwildert; denn niemand hatte Zeit, zu sorgen, daß die Beete im Stand gehalten wurden. —

Und in dieser halben Wildnis war sie Alleinherrscherin gewesen; ohne Aufsicht trieb sie sich dort tagüber herum.

Am lustigsten aber war der Herbst, wenn die Erntezeit nahte.

In den großen Ferien kam Fritz, Pastor Krause's ältester nach Haus. Er war um sechs Jahre älter als sie, die damals sechszehn zählte, aber sie kamen prächtig mit einander aus.

Fritz hatte keine Neigung gehabt, dem Vater im Amte zu folgen; aber er hatte, ein Trost für den Alten, eine Wissenschaft gewählt, die sich wenigstens äußerlich mit dem Himmel befaßte, die Astronomie.

Selbst in den Ferien vernachlässigte er sein Studium nicht, da er sich eifrigst mit Ellen's Augensternen beschäftigte. —

Wenn die Zeit kam, schlug ihr das Herz vor Freude, und sie konnte den Tag nicht erwarten, für den seine Ankunft gemeldet war. —

Dann wanderten sie einsam, zu zweit, durch den hohen Buchenwald. Sie strichen pfadlos über die Felder, und sahen den Leuten zu, wie das reife Korn geschnitten und eingefahren wurde.

Er sang ihr seine Studentenlieder, so lange, bis sie mitsingen konnte. —

Zwischen dem Gute und dem Pastorhause schlängelte sich ein Flüßchen hin. Wenn man seinem Laufe abwärts folgte, kam man an einen kleinen, mit Wald bestandenen Hügel, an dessem Fuße sich zahllose dichte Hecken wilder Rosen hinzogen.

Dort war ihr Lieblingsplätzchen.

Meistens suchten sie es auf, wenn die Sonne sich dem Horizonte zuneigte, und kehrten erst heim, wenn die Abenddämmerung einbrach. . . .

Eines Abends hatten sie dort im Grase gesessen, unter einem Strauche wilder Rosen, der sie mit seinen blassen Blütenblättern überschüttete.

Von diesen häßlichen wilden Rosen, die nur Wert hatten, wenn sie verblüht waren und man die roten Hagebutten einmachen konnte, hatte Fritz plötzlich einen Zweig gepflückt und ihn ihr gegeben.

Erst hatte sie ihn erstaunt angesehen, dann war sie in ein nicht enden wollendes Lachen ausgebrochen.

Nein, er war wirklich zu komisch. Ihr solch eine alte häßliche Hundsrose zu geben.

Er hatte ein verdutztes Gesicht gemacht und war ärgerlich geworden. Dann hatte er mitgelacht . . .

Gleich darauf hatte er es ihr verboten. . . . Doch sie lachte immer weiter, bis er sie plötzlich am Arm faßte, und ihr drohte, sie zu küssen, wenn sie ihn noch länger auslache. —

Sie war mit einem Schlage still geworden und starrte ihn an . . . er hielt den einen Arm um ihre Schulter gelegt, sie fühlte wie der Arm zitterte, und sie wurde ganz verwirrt, daß ihr das Blut in die Wangen stieg; und eine fürchterliche Angst überkam sie. —

Am liebsten hätte sie sich losgerissen und wäre geflohn.

Aber sie konnte nicht, sie hatte allen Willen über sich verloren — dann fühlte sie seine Lippen auf den ihren, und ohne sich zu wehren, ließ sie sich von ihm küssen.

Sie schloß die Augen, — ihr war wie im Traum.

Mit einer plötzlichen Willensanstrengung riß sie sich los und lief davon, ohne auf sein rufen zu hören.

Er eilte ihr nach, aber sie brach sich Bahn mitten durch den Wald. Wie gehetzt jagte sie davon, da sie ihn noch immer hinter sich zu hören glaubte. —

Vorsichtig schlich sie auf den Hof, und als sie die Stimme des Vaters hörte, versteckte sie sich für eine Zeit in den Stall, wo die Kühe mit den schweren Ketten rasselten und sich an den Wänden rieben. Zuweilen brüllte eines der Tiere mit dumpfem, lang gezogenem Tone, oder ein anderes legte sich schwer nieder, um mit dem breiten Maule schläfrig wiederzukäuen.

Sie strich sich die Haare zurecht und kühlte sich das erhitzte Gesicht; aber das Herz klopfte ihr wild, daß sie sich fürchtete, vor dem Vater zu erscheinen. —

Die halbe Nacht schlief sie nicht, und den ganzen Tag ging sie wie im Traume umher.

Ein paarmal hatte sie Fritz von weitem gesehen und war ihm ausgewichen. Er hatte nach ihr gefragt — aber sie ließ sich nicht blicken.

Endlich standen sie sich doch wieder gegenüber; er stammelte etwas von Verzeihung, ohne daß sie seine Worte hörte, so verwirrt war sie selbst.

Das alte trauliche Verhältnis aber war zerstört. . . .

Die Streifereien nahmen ein Ende, und sie vermied jedes Alleinsein mit ihm, so daß er gar nicht dazu kommen konnte, sich auszusprechen.

So war er wieder zur Universität gegangen.

Sie hatte wohl ein Dutzend Briefe von ihm, die sie noch jetzt als kostbarsten Schatz hütete, ohne daß sie jedoch auch nur mit einer Zeile darauf geantwortet hatte. —

Wie oft hatte sie unter dem wilden Rosenstrauche gesessen und an den Tag zurückgedacht, da er sie geküßt.

Allmählich dämmerte es ihr auf, daß sie sich eigentlich recht wie ein thörichtes kleines Mädchen betragen hatte. Weshalb nur hatte sie eine so schreckliche Angst gehabt? —

Ein paar von den wilden Rosen hatte sie sich abgeschnitten. Sie war, obgleich es niemand gesehen hatte, rot dabei geworden. Wenigstens glaubte sie es; denn als sie nach dem kleinen elfenbeinernen Taschen-

spiegel suchte, um sich zu überzeugen, hatte sie ihn natürlich zu Haus gelassen. —

Als sie um Weihnachten aus der Pension zurückkam, war Fritz nicht da.

Ihr erster Gang aber galt den Dornenbüschen, die jetzt traurig kahl unter dem Schnee froren.

Wie häßlich sie aussahen. —

Zwei Jahre später hatte sie dann geheiratet, ohne daß sie Fritz, der inzwischen in Schottland war, wiedergesehen hatte.

Jetzt war er in die Heimat zurückgekehrt.

Als der Vater ihr neulich davon schrieb, überkam sie ein eigenes Gefühl. Sie wußte selbst nicht, weshalb eigentlich. —

Dann erfuhr sie, daß er einen Ruf nach Berlin erhalten hatte. Er konnte schon ganz in ihrer Nähe sein . . .

Wie er wohl aussehn mochte? —

Ob er je wieder an den Tag gedacht hatte, oder ob alles für ihn vergessen war? —

Sie lächelte für sich hin, wenn sie an jene Zeit dachte, und an die häßlichen, wilden Rosen.

Wie er sie jenes eine Mal geküßt hatte! . . .

Sie seufzte auf und blickte hinaus auf die breit in der Sonne liegende Havelbucht zu ihren Füßen.

Der kleine Dampfer fuhr jetzt wieder nach Potsdam zurück, der Schornstein stieß dichten schwarzen Rauch aus, während die Schiffsglocke ihr ohrenzerreißendes Geklingel ertönen ließ. . . .

Ob es hier wohl wilde Rosen gab? —

Daran hatte sie noch nie gedacht . . . sie mußte doch einmal darauf achten.

Wilde Rosen! . . .

Sie hatte einen ganzen Garten voll der seltensten Edelrosen, in allen Farben, mit den schönsten, wohlklingendsten Namen. —

Der schwere Duft zog durch die noch nebelfeuchte Morgenluft. Aber das war ihr etwas so altes . . . immer dasselbe — so langweilig . . . .

Ihre Finger zupften mechanisch an der Rose, die ihr Gatte beim Fortgehen noch so galant für sie geschnitten.

In Gedanken hatte sie die arme schöne Rose völlig zerpflückt, und jetzt lag nur mehr ein Häuflein zer-

knüllter, blutroter Rosenblätter in ihrem Schoße auf dem weißwolligen Gewande, wie dunkle Blutstropfen im Schnee. —

Sie mußte lächeln, wie herzlos sie mit der armen Blume umgegangen war . . .

Plötzlich nahm sie all die Blätter, und warf sie aufjubelnd in den Wind, daß sie nach allen Seiten lustig zerflatterten . . . und mit träumerischen Augen blickte sie ihnen nach, die schlanken weißen Hände lässig im Schoß gefaltet, den feinen Kopf mit den krausen blonden Haaren etwas nach vorn geneigt, und die Lippen, um die noch das Lächeln spielte, halb geöffnet, als ob sie ahnend auf etwas lausche. — — — —



Erika





Wir hatten uns seit ein paar Wochen nicht gesehen, als ich Erich am Potsdamerplatze traf.

Es war früh morgens, und er belegte mich sofort mit Beschlag, ich mußte mit ihm in's Atelier kommen, wo er mir die Arbeit der letzten Wochen zeigen wollte; denn er gehörte zu jenen Ausnahmen unter den Künstlern, die zum Ansporn immer erst das Urteil anderer nötig haben.

Sobald ihm die Idee zu einem neuen Bilde kam, fing er an davon zu sprechen, er erörterte alles im Freundeskreise, und redete sich dabei schließlich in die hellste Begeisterung.

Dann fing er den ersten besten ab, schleifte ihn

mit, zeigte ihm seine Skizzen, seine Entwürfe, forschte nach seiner Meinung, und selten war jemand so unhöflich, um ihm nicht beizustimmen, ihm nicht Mut zu machen, eine angefangene Leinwand zu vollenden.

Er hatte nichts lieber, als wenn man ihn besuchte, und den ersten besten Unbekannten mitbrachte — dann gefiel er sich mit seinem ganz hübschen Talente zu paradieren, den Herrn und Meister des Ateliers zu spielen, und das selbstverständliche Lob derartiger Gelegenheitsbesucher mit Genugthuung einzuheimsen.

Ohne den steten Trieb von außen kam er zu nichts, verlor er zu leicht den Mut, weil er im Grunde nicht recht an sein Talent glaubte, zu langsam und schwerfällig arbeitete. Das Schwungrad mußte immer erst in Bewegung gebracht werden; dann war er aber auch unverdrossen bei der Arbeit wie einer.

Auf dem Wege der Potsdamerstraße, über den Lützowplatz nach der Kleiststraße erzählte er mir mit einer unnachahmlichen Selbstzufriedenheit von seinem neuesten opus, ohne daß ich mir klar wurde, was er eigentlich damit darstellen wollte. —

Die Septembersonne lag mit mildem Morgen-

scheine über den Straßenscenen des Westens, die an uns vorüberzogen.

Wir schritten hastig aus, während Erich ohne Unterbrechung auf mich einredete; er hörte sich zu gern sprechen.

So kamen wir jenseits des Lützowplatzes an ein paar Neubauten vorbei, aus denen uns jene eigentümliche Kälteluft entgegenschlug, untermischt mit dem dumpfen Geruche nach Kalk und nassen Steinen.

Wir blieben einen Augenblick auf dem Damme stehen, um uns den prächtigen Sandsteinbau zu betrachten, der seiner Vollendung entgegenging.

Als wir wieder auf den an der Planke sich hinziehenden Bittersteig zugingen, stand an dem Ausgange, wo von einem Wagen eben ein mächtiger rohbehauener Steinklotz abgeladen wurde, ein diesen Vorgang beaufsichtigender Maurer, offenbar ein Polier, der plötzlich stutzte, mit vergnügtem Grinsen die Mütze herabriß, als auch Erich ihn schon begrüßte und dem Manne herzhaft die Hand hinstreckte, der die seine erst tüchtig an seiner Hose abwischte, ehe er sie dem Maler gab.



Ich hörte, während ich weiter ging, ein paar Phrasen: wie es zu Haus gehe — gut; der Erika ginge es sehr gut, es würde wohl das einzige bleiben, dafür sei sie aber auch ihr ganzer Stolz — einen schönen Gruß nach Haus — danke, er werde es bestellen, man würde sich sehr freuen . . .

Dann hatte Erich mich wieder eingeholt, und war eine ganze Weile still, lächelte nur eigentümlich vor sich hin.

Als wir um die nächste Ecke bogen, sah er noch einmal zurück, und da er merkte, wie ich einen fragenden Blick auf ihn richtete, nickte er ein klein wenig verlegen mit dem Kopfe und sagte dann aus vollster Ueberzeugung:

— Weißt du, das ist ein ganzer Kerl — alle Achtung, mein Lieber. Vor solchen Leuten Hut ab!

Als ich ihn, nicht eben klüger, fragend ansah, begnügte er sich mit einem vor sich hingemurmelten: Ja ja! — und ließ es auch ferner dabei bewenden. —

Ich forschte nicht weiter nach; eines Tages würde er mir schon die Aufklärung geben, wenn er in der rechten Stimmung war.

So redeten wir denn von anderen gleichgiltigen Dingen, bis wir die fünf Treppen der Kleiststraße hinauf zu klettern hatten; Erich, indem er immer zwei Stufen auf einmal nahm, während ich ihm gemächlicher folgte.

Droben, nachdem er erst einen Brief, der im Kasten lag, flüchtig durchgesehen hatte, mußte ich nun meine Meinung über seine Arbeit abgeben, obgleich aus den vielen Skizzen und der Kohlestrichelei noch nichts rechtes ersichtlich war. Ich that es, so gut es eben ging.

Als ich dann gehen wollte, hielt er mich fest.

— Du, bitte, bleib'! Du weißt, ich kann das Warten nicht leiden, es macht mich nervös, und ich warte auf mein Modell. Sie muß jeden Augenblick kommen. Schau mal her, da habe ich neulich 'ne alte Studienmappe gefunden, so von vor fünf, sechs Jahren. Da sind nette Sachen drin.

Er machte auf dem Tische Platz und schleppte eine umfangreiche Mappe herbei, in der große und kleine Kartons in wildester Unordnung sich befanden.

— Blättere die Sachen mal durch, ich bin selbst



noch nicht dazu gekommen, habe nur so hinein gesehen. Wenn ich Zeit habe . . .

Er beschäftigte sich mit seinen Farbentuben, und ließ mich eine Weile allein.

Unter den Studienköpfen, von denen sich eine große Anzahl vorfand, fiel mir ein Gesicht auf, das mir bekannt schien, und das sich oft wiederholte.

Ich wollte ihn, der gerade zurückkam, fragen, als mir einfiel, woher ich die Züge kannte.

Das war ohne Frage das Modell zu seinem Mädchen im Schilf.

Ich verglich die Skizzen, und sagte dann, obgleich es seiner Versicherung nicht noch bedurfte:

— Das sind doch Vorarbeiten zu dem Mädchen im Schilf? . .

— Zeig mal her. Wahrhaftig. Und die habe ich vor ein paar Wochen, trotz allen Suchens, nicht finden können. Gewiß, das ist mein Modell gewesen.

— Eigentlich ein hübsches Gesicht.

— Wie man's nehmen will. Wenn ein jeder es so angesehen hätte, wie ich. Das Gesicht war übrigens das wenigste. Und dann die Hauptsache:

ein gutes Mädchen. — Darauf gebe ich nun einmal viel. Ein bischen Interesse muß bei mir schon vorhanden sein, sonst kann mir das beste Modell nichts helfen.

— Erfährst du eigentlich je, was aus solchen Mädchen später wird.

— Selten, aber von der weiß ich's zufällig. Ich habe sie auch gut gekannt.

Ich lachte . . .

— Du lachst, und wenn du damit ausdrücken willst, daß dieses Kennen einen ziemlich weiten Begriff umfaßt, so irrst du dich dieses Mal nicht.

— Also doch einmal.

— Ja, siehst du, eigentlich erst seit der Zeit ist es mir zum Prinzip geworden, mich mit einem Modell nie einzulassen; vor allem nie mit einem Mädchen, das nichts hat, denn dann hat man sie heut oder morgen sicher auf dem Halse.

— Das ist vorzüglich.

— Blos wahr. Nur sich selbst nichts vormachen. Du weißt ja, wie ich jetzt mit der Gesellschaft umspringe, möglichst grob. Das sind sie gewöhnt, sie

bilden sich dann nichts ein, und finden bald heraus, daß ich im Grunde ein guter Kerl bin, zu allem möglichen Unfug aufgelegt; aber daß ich es keiner gestatte, mir irgendwie darin zu nahe zu kommen. Na gut, das war von anfang an mein Princip, nur ist es in der ersten Zeit nicht immer so ganz eingehalten. Na ja, wenn man jung ist. —

Es sind etwa sechs Jahr her, da brauchte ich einen hübschen Mädchenkopf, ich suchte lange, als eines Tages so ein siebzehnjähriges Ding kam, das mir eminent gefiel.

Mary hieß sie, wohnte draußen im Wedding, wo der Vater eine kleine Gärtnerei hatte. Da im Winter nicht viel zu thun war, — sie lieferten nur die Blumen für ein großes Geschäft —, und es ihnen zur Zeit herzhaft schlecht ging, wollte sie was verdienen; die Schwester war seit Jahren Akademiemodell, und die brachte sie mir eines Tages.

Der hatte ich einmal meine Grundsätze mit aller Verve proklamiert, deshalb kam sie mit der Mary zu mir.

Sie gefiel mir — das konnte ich brauchen — und mit jedem Tage gefiel sie mir besser.

Wir schwatzten, wir plauderten, den Kopf hatte ich in allen Stellungen; ich wollte mehr haben, und nach vielem Sträuben und Reden, war sie schließlich so vernünftig, nachzugeben.

Und dann, eines Tages — ich weiß nicht, wie das gekommen war, hatten wir eine große Dummheit hinter uns. —

Das ging soweit ganz gut, allein ein paar Wochen später kam das dümmste erst nach: Das Kap der guten Hoffnung war umsegelt.

Na, du kannst dir denken: Heulen und Zähneklappern. — Natürlich, nun sollte ich sie gleich heiraten, vom Fleck weg, oder sie wollte in's Wasser gehen.

Ganz so schlimm war's ja nun nicht gleich, aber verflucht fatal war die Situation; denn an so was denkt man ja nicht gleich.

Ich ertrug das Gejammer nicht länger, und eines Tages, ich weiß noch, es schneite den Tag wie toll, ging ich zu Vater Krieg nach dem Wedding hinaus, kurz entschlossen, ihm die Geschichte klar zu legen.

Die Alte, die mir garnicht gefiel, war fuchswild, ich müsse die Mary heiraten; der Alte ließ eher mit

sich reden, und dann beruhigten sie sich beide sehr schnell, als ich mich erbot, der Mary eine für meine damaligen Verhältnisse viel zu hohe Unterstützung zu geben.

Das sah gleich ganz anders aus, und man war sehr zahm, und vollkommen zufrieden.

Dann ging ich für ein paar Monate fort, damit die Sache in's rechte Gleise kam, denn ich liebte das Mädchen nicht weiter, und wußte nicht, wie ich mich sonst verhalten sollte. Sie jammerte ein wenig, ließ mich aber ruhig ziehen, und nur hie und da erhielt ich ein paar ungelenke Zeilen.

Als ich zurückkam, ließ sie sich zweimal bei mir sehen, dann erkannte sie wohl selbst, wie komisch das war, wenn sie in ihrem Zustande mir Besuche machte. Viel zu reden hatten wir doch nicht, wir schüttelten uns freundschaftlich die Hand, sie saß ein bischen herum, dann ging sie wieder. —

Nach ein paar Malen blieb sie aus. —

Eines schönen Morgens stellte sich Papa Krieg bei mir ein, um mir mitzuteilen, daß ich glücklicher Vater geworden sei, von einem kleinen Mädchen, das



sie zur Erinnerung an den Rabenpapa Erika nennen wollten.

Da der Alte sich damit begnügte, meinen Cognac zu trinken und meine Cigarren zu rauchen, und die Rede nicht weiter davon war, ob ich mir das neugeborene Wurm einmal ansehen wollte, fühlte ich auch nicht das geringste Bedürfnis dazu.

Der Alte nahm noch ein kleines Extrasümmchen und die schönsten Grüße mit. — Kurz vor dem nächsten Ersten stellte er sich prompt wieder bei mir ein, und gab mir Bericht.

So rauchte er ein paarmal um die Monatswende eine Cigarre bei mir. Dann verkehrte ich mit meiner Pseudofamilie nur noch per Postanweisung. —

Ueber ein Jahr lang hörte ich nichts von ihnen; ich hatte immer gedacht, Mary würde sich mal als Mutter bei mir sehen lassen, allein sie ersparte mir diese Verlegenheit.

Dafür hatte ich tüchtig zu arbeiten, um das Geld zu schaffen, im übrigen sah und hörte ich nichts mehr von der Geschichte. — —

Eines schönen Nachmittags eine Portraitsitzung

war gerade zu Ende, und ich war dabei die Pinsel auszuwaschen — klingelt es draußen.

Nur zu, denke ich, und lasse mich nicht stören.

Da klingelt es zum zweiten male, und zwar ein bischen sehr derbe.

Ohne mir die Hände zu trocknen, mache ich die Thür auf, und die Pinsel in der Hand, frage ich den Mann, der vor mir steht, ziemlich barsch:

— Was wollen Sie denn? —

Der Mensch dreht in offenbarster Verlegenheit seinen Hut in den Händen herum, guckt mich von der Seite an, und fragt dann endlich:

— Sind Sie der Maler Herr Erich.

— Jawohl . . . und? —

Ich sehe mir den Kunden genauer an. Was der nur will — betteln? — Aber darnach sieht er nicht aus, ganz anständig angezogen, wie ein Arbeiter in Civil. Deshalb frage ich freundlicher:

— Was wünschen Sie denn? —

— Ick — ick möchte nämlich wat mit Sie bereden.

Nanu, denke ich, was wird denn das; und lasse

ihn in's Atelier ein, wo er sich ganz verwundert umsieht.

— Ja, sagt er endlich und kratzt sich den Kopf, sehn Se, nämlich ick komme von wejen die Marie . . .

Nun sehe ich ihn mir denn doch verblüfft an. Was will denn der Kerl? — Einen Augenblick lang bin ich versucht, ihn ohne weiteres wieder an die frische Luft zu setzen. Aber dazu ist es noch immer früh genug. Erst mal sehn, worauf er hinaus will. Ich sehe ihn also nur scharf an, nicht gerade aufmunternd. Er krümpelt den Hut immer fester zusammen.

— Die Marie nämlich, die Se modelliert haben . . .

— Und . . .

Er schlägt mit dem Hute nach hinten aus, als könne er sich so Mut machen, und platzt dann los:

— Ick weeß, dat se von Ihnen det Kind hat . . .

Das ist mir denn doch zu toll.

— Und was geht Sie das an? — He? — frage ich und trete dicht an ihn heran. Was haben Sie sich in Dinge zu mischen, die Sie nichts angehen! Wissen Sie, Männeken, augenblicklich verlassen Sie hier das

Lokal, oder ... Sie sind wohl der Bruder aus Königsberg — was? ... und möchten nun gern mal sehn, ob Sie nicht an einen Dummen gekommen sind. Mein Bester, da sind Sie schief gewickelt. Gehn Sie man wieder nach Haus, und ne schöne Empfehlung, und mehr wie vierzig Mark im Monat giebt es nicht, und wenn man mir noch zehn Brüder auf den Hals schickt.

Ich war sehr wild geworden. Der Mann aber blieb ganz ruhig und sagte:

— Ick bin ja janich der Bruder.

— Nicht? — Na, das ist doch der Gipfel... Was wollen Sie denn eigentlich?

— Ick — ick ...

— Na wird's bald!

— Blos nich so bullrig ... ick will ja — nämlich heiraten will ick die Marie! —

— Nanu? — Heiraten? Sie wollen die Marie heiraten?

— Ja ick will ihr heiraten.

Du gerechter Strohsack — und ich schnauze den Menschen an ... Doch halt — jetzt kommt er gewiß, und ich soll das Kind nehmen. Aber da irrt er sich.

Wer sich jedoch irrte, war ich selbst. —

— Sehn Se Herr . . . Herr Erich — ick weeß, wie die Marie es mit Sie jehabt hat, un det is ja nu mal nich anners — un von wejen det Kind — is ja och keen Unglück — und denn haben Se sich immer so nobel jezeigt, wie manch eener nich. Det sehe ick allens inn; aber jrade deswejen! Ick heirate nu die Marie — na Se wissen ja doch, wat for'n bravet orentlichet Mächen et is, nich wahr? . . .

Ich nickte nur stumm bestätigend mit dem Kopfe, und war ganz still und kleinlaut geworden, während er sich immer mehr in Eifer redete.

— Die Marie is en jutes Mächen, und wer wat dajejen hat, der kriegt et mit mir zu dhun, — aber wenn se nu meene Frau is, un denn det Kind — sehn Se, det will ick nich — nämlich: det Kind soll meine sind — verstehn Se? — wir brauchen andere Leite nich — un en fremden Menschen sein Jeld all lange nich. — Det Kind soll mir jehören, so jut wie der Marie — un keener hat nischt drein zu reden, — det wollt ick Ihnen man blos jesagt haben, wissen Se, die Erika is von jetzt ab meine — ick will keene

fremden Leite in's Haus. — Nämlich, ick bin jetzt der Vater, un mir soll det Kind ooch als Vater estemieren. Sehn Se, Herr Erich, nischt vor unjut — aber det wollt ick Ihnen man verdefendieren ... nämlich! ...

Ich hatte alle Mühe den Mann zu beruhigen, daß er mir nicht das Haus zusammentrommelte.

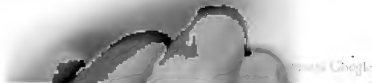
Da hatte ich mich ja gründlichst blamoren. Den Mann hatte ich rausschmeißen wollen. — Ich kam mir grade nicht besonders stolz vor, und wußte wahrhaftig nicht, was ich thun sollte.

Ich hatte ihn endlich glücklich so weit, daß er nicht mehr im Atelier wie wild auf und ablief, und etwas ruhiger sprach.

Er setzte mir nun noch mal auseinander, — wie er nicht dulden würde, daß von meiner Seite, nämlich, noch irgend etwas für das Kind geschähe, das er ganz als sein eigen betrachten wolle.

Ich versuchte Einwendungen zu machen; wenn ich nun für das Kind jetzt noch eine Summe gab — aber er ließ mich nicht zu Worte kommen und wollte von nichts wissen.

Nicht einen Pfennig würden sie mehr nehmen. —



Dann sprachen wir von der Marie, und ich erkundigte mich nach seinen Verhältnissen. Er war jetzt Polier, und hatte sein gutes Auskommen, hatte gespart, und es fehlte ihm nun eine Frau. Jetzt wollte er die Sache nur noch mit mir in's Reine bringen, und ich mußte ihm versprechen, daß ich nicht eines Tages Anspruch auf das Kind machen würde, dann war er zufrieden.

Was konnte ich thun? — Ich hatte mich um das Kind garnicht bekümmert, so daß ich es ruhig hinnahm, mich vor diesem ehrlichen Menschen in Grund und Boden zu schämen. Und ich habe mich geschämt, wie nie in meinem Leben, gottsjämmerlich geschämt.

Er rauchte seine Cigarre zu Ende, die ich ihm längst angeboten hatte; lud mich ein: sie würden sich sehr freuen, wenn ich an dem Tage zu ihnen kommen wollte — er fand offenbar garnichts darin — dann schüttelten wir uns die Hand; und da stand ich nun mitten im Atelier, und kam mir furchtbar erbärmlich vor, diesem einfachen Arbeiter gegenüber.

Der freundlichen Einladung zur Hochzeit folgte

ich zwar nicht, dafür machte ich ein hübsches Geschenk, für das sie die schönsten Grüße sandten.

Dann hörte ich nichts wieder. — —

Eines schönen Sonntags, vor zwei oder drei Jahren war ich draußen in Treptow, um mir den tollen Trubel einmal wieder anzusehen.

Ich schlängelte mich durch die Menschenmenge, und wollte hinunter an's Wasser, auf dem all diese gefährlichen Nußschalen gondelten, zur größten Freude für die Berliner, zwischen den Zillen und den Vergnügungsdampfern mit ihrem ohrengellenden Geklingel. Ich wand mich zwischen den Tischen hindurch, als ein Mann eilends auf mich zukommt, und in heller Freude meinen Namen ruft.

Im ersten Augenblicke wollte ich über ihn wegsehen, dann erkannte ich meinen Freund, den Polier.

Mein Sträuben half nichts, ich mußte mit an den Tisch, um Frau Marie zu begrüßen, die blutrot geworden war, als ich heran kam, und sie langsam aufstand.

Angenehm war die Situation nicht, nur der Meister Polier schien nichts zu merken.

Wir begrüßten uns, ich erkundigte mich nach dem Wohlergehen, es ging ihnen vorzüglich; dann fiel mein Blick auf einen Kinderhut, der auf dem Tische lag, und wieder wurde sie rot, was ihr sehr hübsch stand.

Plötzlich kam ein kleines, etwa drei Jahre altes Mädchen überhaftig auf den Tisch zugelaufen, blieb aber eben so rasch stehen, als es mich erblickte.

— Na so komm doch, rief er, komm' nur her und gieb dem Onkel die Patsche.

Frau Marie sah zu Boden, und blickte dann flüchtig mit einem scheuen Blicke zu mir herüber.

Das Kind kam an den Tisch, und gab mir die Hand.

Ich wollte schon jene erste Frage eines jeden Menschen an ein Kind thun: Wie heißt du denn, Kleine? als mir einfiel, daß das nicht gut ging. Ich wußte doch, wie sie hieß.

Die Kleine zog sich vor mir schüchtern zurück und lehnte sich an den Vater, mich fortwährend mit großen Augen anstarrend, ganz seltsam.

Dann sagte sie dem Manne etwas in's Ohr, was

ich nicht verstand, während er lachte, und ihr schmeichelnd über das Haar strich.

Es schien offenbar kein Zweites da zu sein.

Die beiden Eltern ergingen sich in Lobeserhebungen, was für ein gutes Kind es sei, folgsam und doch kein Mucker, so lustig und aufgeweckt, manchmal recht mutwillig, aber nie ungezogen. Es war ihr Stolz und all ihre Freude. —

Und ich konnte zu all dem nur ja sagen, und saß wie auf Kohlen.

Dann kaufte ich dem Kinde — ich traute mir nicht einmal in Gedanken zu sagen: meinem Kinde — eine Kleinigkeit; wir gaben uns wieder alle treuherzig bieder die Hand, das hübsche kleine Mädchen sah mich mit seinen großen Kinderaugen noch einmal so seltsam fragend an, dann ging ich. —

Der Name Erika paßte eigentlich gut. Sie sah recht aus, wie so ein wild gewachsenes Heideblümchen.

Die Geschichte hat mir nie recht aus dem Kopfe wollen; jetzt denke ich oft daran.

Ich habe mal versucht, das Gesichtchen fest zu halten, aber es ist nichts geworden, und ich habe nicht

den Mut gefunden, die Leute aufzusuchen, wie gern ich auch das Kinderköpfchen hätte.

Ich will mal sehn ob ich das Ding finde. —

Er fing an, in einem Schranke im Nebenraum zu suchen, ich hörte ihn poltern und ärgerlich werden, und wollte grade sagen, er solle doch jetzt nicht — als es klingelte und er ganz bestaubt zurückkam und die Thür öffnete.

Das Modell, das sich verspätet hatte, — sodaß er das arme Wesen mit ein paar kernigen Worten begrüßte, die dem schnippischen Dinge durchaus nicht zu imponieren schienen, da sie sich ruhig lachend entschuldigte.

— Siehst du, wandte er sich zu mir, so sind sie nun: bummeln bis in die Nacht, kommen am andern Morgen erst um Mittag, und denken dann während der ganzen Sitzung an was anderes, daß man ewig schimpfen muß. Sie wollen es nicht besser haben. Nun aber dalli, mein Kind, wir haben keine Zeit zu verlieren.

— Du entschuldigst mich schon, wandte er sich zu mir, ich suche dir das Ding gelegentlich vor. Da ist

ein Staub, scheußlich. Du läßt dich aber bald wieder sehen, wenn das da ein bischen weiter ist. Wenn das verfluchte Mädel blos pünktlicher wäre, nicht gar so fahrig. Aber was soll man machen. . . .

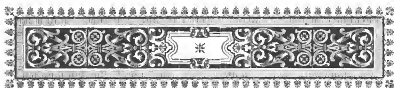
Ich kletterte die fünf Stiegen wieder hinunter; und auf dem Heimwege ging ich den Weg zurück, den wir gekommen waren, wieder an dem Neubau vorüber — aber die Steinwinde ruhte jetzt. Es war Frühstückspause.

Wahrscheinlich würde ich den rechten doch kaum wieder erkannt haben, so gern ich mir auch den Mann mal in der Nähe betrachtet hätte. —



Erste Liebe





Die Dämmerung des Sommerabends bricht über die kleine Stadt herein.

Hie und da leuchtet es fahlgelb vom Scheine der angezündeten Lampen an einzelnen Fenstern auf.

In einem kleinen zweistöckigen Hause, das dicht an den Friedhof stößt, mit seiner einfachen grauen Steinmauer, ist noch alles dunkel.

Das Häuschen ist ganz mit wildem Wein umsponnen, der sich über der Bank vor der Hausthür zu einer Laube wölbt.

An einem der von den dichten Ranken umschlossenen Fenster sitzt ein junges Mädchen, den Kopf auf die Hand gestützt, und schaut mit bleichem Gesichte zum

Himmel auf, der einförmig nebelgrau wie eine hohe Wand vor ihren sinnenden Augen aufzusteigen scheint.

Das Zimmer liegt schon im Halbdunkel, nur aus der einen Ecke leuchtet etwas weißes, grell und fast aufdringlich.

Ein weißes knisterndes Atlaskleid — ein Brautkleid.

Morgen wird sie seine Frau werden, morgen.

Wenn die Nacht wiederkehrt, ist sie sein Weib.

Er ist gut und lieb zu ihr, jeden Wunsch liest er ihr an den Augen ab, er ist bereit, alles für sie zu thun — und auch sie hat ihn gern . . . aber sie liebt ihn nicht.

Sie sagt es sich ruhig und fest, daß sie ihn nicht liebt, nicht so, wie er sie.

Warum nur hat sie Ja gesagt, nachdem sie so viele andere Anträge abgelehnt hat?

Die Leute behaupten, weil sie gewartet habe, bis der Rechte gekommen sei. —

Aber sie irren sich. Sie las den Schmerz in seinen Augen, sie sah, wie er ihretwegen zu leiden hatte, und Mitleid erfaßte sie, denn sie weiß, wie weh es thut, verzichten zu müssen.



Und jetzt war ihr das alles so fremd, jetzt verstand sie sich so gar nicht mehr, daß sie am liebsten fortgegangen wäre, hinaus in die Welt, nur um niemand Rechenschaft geben zu müssen, nur um wieder ruhig zu werden.

Denn nie hatte sie mehr an den anderen denken müssen, als gerade jetzt — an den Mann, dem sie sich vor Jahren verlobt hatte, und den ihr der Tod jählings entrissen.

Sie hatte ihm angehören wollen für alle Zeit; dann wollte sie nie mehr eines Mannes Weib werden, und nun wurde sie es doch.

Wenn sie zurückdachte an jene Zeiten, wenn die Erinnerung mächtig in ihr aufstieg, dann kamen mit den Erinnerungen auch die Vorwürfe.

Sie wollte nicht denken — sie wollte vergessen, aber sie vermochte es nicht.

Und je näher der Tag kam, an dem sie dem Fremden angehören sollte, um so unruhiger wurde sie; all jene Empfindungen stiegen wieder lebendig in ihr auf, die sie damals durchschauert hatten, die aber jetzt in der Gegenwart kein Echo fanden.

Sie hatte ihr Wort verpfändet, und morgen mußte sie es einlösen.

Wie hatte sich ihre alte Mutter gefreut, als sie sich aufs neue band; wie erklärten alle sie mit einem Male wieder für ein äußerst verständiges Mädchen.

Und sie war ein paarmal nahe daran, über ihren Gedanken den Verstand zu verlieren.

Morgen! . . .

Schon geht der Tag langsam in die Nacht über, und sie möchte ihn halten, sie möchte die Sonne halten, die längst hinter den hohen Bergen versunken ist.

Wenn die kurzen Stunden der Nacht vorüber sein werden, dann muß sie das Ja wiederholen, das sie schon einmal gegeben hat.

Sie blickt auf die Straße hinab.

Die Lichter in den, über der Mitte der Gassen an Ketten hängenden Laternen sind angezündet; aus den Fenstern der gegenüberliegenden Häuser fällt schwacher Lichtschimmer.

Ein paar Fledermäuse taumeln gespensterhaft durch die aufsteigende Nacht, die so weich und schmeichlerisch flutet, fast kosend.

Und diese tiefe Stille ringsum.

Nichts regt sich im Hause.

Die Mutter ist auf einen Augenblick fort, und erst in einer Stunde braucht sie fertig zu sein. Dann wird er kommen, denn in dem größten Hotel des Städtchens wird man heute Polterabend feiern. So will es die Sitte. Morgen gleich nach der Trauung werden sie abreisen, und man will heute noch einmal alle Verwandten und Bekannten um sich haben.

Niemand ist bei ihr. Die alte Lisbeth ist, von all der Aufregung müde, in der Küche eingenickt.

Sie ist allein!

Allein für diese eine Stunde noch.

Und plötzlich kommt sie sich in dem dunklen Zimmer so grausam verlassen und einsam vor, so gottverlassen, daß sie die Thränen nicht mehr halten kann.

Sie fühlt, daß sie immer allein sein wird. Denn in das Allerheiligste ihres Herzens kann sie ihm niemals den Eintritt gestatten.

Sie wird ihm ein gutes treues Weib sein, geduldig und gehorsam, aber sie kann ihn nicht lieben

— und sie weiß ja auch, daß er nach einer wilden leidenschaftlichen Liebe nicht verlangt.

Sie ist ihm gut, und es ist ihm kein Geheimnis, wie sie an dem Toten gehangen, daß sie ihn noch immer nicht vergessen hat.

Seit sie ihn verloren hatte, war sie einsam geblieben. Ihr Herz war mit gestorben. . . .

Es ist ganz dunkel geworden im Zimmer. Die weiche Sommernachtluft dringt schmeichelnd mit süßem Blumenatem herein.

Und plötzlich kommt ihr ein Gedanke, unklar, wie ein dumpfes Gefühl, das die Seele mit rätselhafter Anwesenheit ängstet.

Wie gezwungen nimmt sie ein großes buntseidenes Tuch und wirft es um Kopf und Schultern.

Dann geht sie hinab in den Garten.

An der Küchenthür sieht sie, wie die alte Lisbeth noch immer auf dem Stuhle eingenickt ist und friedlich weiter schläft.

Sie tritt in den Garten, geht vorüber an den

kleinen Blumenbeeten, öffnet die hintere Gitterthür und tritt auf den Weg hinaus.

Wie wohl ihrer beengten Brust die milde Abendluft thut, daß sie wie erlöst tief aufatmet und das Tuch von den schweren blonden Flechten herabgleiten läßt.

Langsam geht sie den Weg hin. Sie sieht sich um. Dort ganz hinten geht einer; aber sie kann nicht erkennen, ob es Mann oder Frau ist.

Der Pfad wird nur wenig benutzt, nur von den Bewohnern der Häuser.

Sie geht an der Kirchhofmauer hin, bis sie an die kleine, unverschlossene Pforte gelangt, durch die sie oft gegangen ist, anfangs fast jeden Tag.

Lange, bange Stunden hatte sie dort zugebracht in Verzweiflung. Es war ihr Bedürfnis sich hier zu erinnern, und des Tages zu denken, da sie das Grab zum ersten Male sah und sich sagte, daß nun was sie so lieb gehabt hatte sechs Fuß unter dieser blumengeschmückten Erde vermodern würde.

Dann sagte ihr der eingefallene Hügel nichts mehr, sie hatte den Toten in ihrem Herzen begraben.

Heute aber treibt es sie unwiderstehlich nach dieser Stätte, wo ihr Glück auf ewig gebettet liegt.

Nun steht sie zwischen all den Gräbern, den durch die Dunkelheit geisterhaft schimmernden Marmorkreuzen, den raunenden Bäumen und Büschen, an dem Hügel, über den eine müde Trauersche ihre hängenden Zweige wie weinend breitet, und auf dem die Blumen lieblicher blühen als auf den anderen Stätten.

Um den Grabstein schmiegt sich wuchernd ein Geschlinge von roten Rosen, die in der Nachtluft so modrig süß duften, daß sie ihre Sinne einschläfern.

Sie sinkt auf die Kniee und birgt das Gesicht in den zuckenden Händen.

Lange liegt sie so — gedanken- und empfindungslos.

Nur ihre Thränen quillen durch ihre schlanken Finger und fallen gleich Tauperlen in die duftenden Rosenkelche.

Dann kehrte ihr das klare Denken wieder.

Noch einmal ließ sie an ihrem Geiste die Fülle von Glück und Seligkeit vorüberfluten, die ihr entrissen war, und eine unendliche Sehnsucht überkam sie,

daß sie am liebsten hier liegen geblieben wäre auf diesem Hügel; ein brennender Wunsch, sich ihm zur Seite zu betten.

Es hatte nicht sein sollen. — Und jetzt, wo sie den Kampf aufgenommen hatte mit dem Leben, schien es ihr jämmerliche Feigheit.

Nein, sie wollte stark sein; hatte er selbst sie doch immer sein starkes Mädchen genannt.

Und sie glaubte wieder seine Stimme zu hören, die sie erschauern machte; ihr war, als streiche seine Hand liebkosend über ihr Haar.

Es war nur der Nachtwind, der in den Blättern raunte und rauschte.

Dämmerungsschleier flossen ziehend schwarz vom Himmel herab, daß die Umrisse der Bäume und Gebüsche völlig verschwammen.

Die Sterne fingen an, einer nach dem andern aufzufunkeln, sie tauchten empor aus der Unendlichkeit.

Und in dem feuchten langen Grase, seltsam flimmernd wie Phosphorfünkchen, glimmerten die Glühwürmchen und zogen langsam durch die traumlose Nacht . . .

Da schreckte sie auf.

Der dumpfe Glockenton der Kirchturmuhr schlug schwerdröhnend, langhin zitternd an ihr Ohr.

Sie raffte sich auf, mühselig.

Mit kalter Hand strich sie über die Stirn, als wolle sie einen schweren bösen Gedanken verscheuchen.

Sie mußte ja zurück ins Leben, mußte scherzen und lachen, um eine glückliche Braut zu sein an dem Festabend, der heute ihr gelten sollte, wo sie in dem lichtschimmernden Festsaale all die wohlgemeinten Glückwünsche ihrer ahnungslosen Freunde anhören und ihnen ebenso innig danken würde.

Wenn sie nun hier blieb und nicht kam?

Es war ja thöricht . . .

Noch einmal beugte sie sich über das Grab.

Ein krampfhaftes Schluchzen noch — dann hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen.

Sie pflückte eine der roten Rosen; dann mit einem letzten, Abschied nehmenden Blicke nach der Stätte, wo all ihre Hoffnungen begraben lagen, wandte sie sich wieder den Menschen zu.

Aber eines blieb hier zurück, das beste, ihr

Herz ließ sie hier. Das gehörte dem Toten, es sollte nur ihm gehören. —

Als sie heimkam, war Lisbeth in großer Sorge. Es war ja Zeit, daß sie sich schmückte, die höchste Zeit! . . .

Und sie legte ihr Festgewand an, ruhig und stark, und dann fuhr sie mit der Mutter und dem Manne, dessen Gattin sie morgen sein würde mit stolzer ruhiger Miene zum Feste.

Nur in den Mundwinkeln zuckte es zuweilen ganz leise, fast unmerklich, wie ein fernes schwaches Wetterleuchten in einer lauen Sommernacht.

Und in ihrer Stimme lag ein feiner müder Klang, wie Heimweh; aber das setzten die anderen auf Rechnung des Tages.

Als sie am anderen Morgen, in der kleinen Kirche, in mitten der weiß gekleideten Freundinnen, während die Sonne durch die hohen bunten Fenster fiel, am Altar stand, vor dem Priester, der sie einst aus der Taufe gehoben und eingesegnet hatte, als sie in die tiefe atemlose Stille, während aller Augen auf sie gerichtet waren, das Ja! sprach, das sie für immer

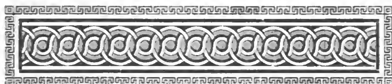
dem Manne an ihrer Seite verband, — da hörte keiner aus dem ruhigen Klange ihrer weichen müden Stimme heraus, daß ihre Lippen dabei zuckten, und daß sich ihr Herz zusammenkrampfte.

Denn sie bezwang sich; nur ihre bebende Hand fuhr an die Brust, um dem Schmerz zu wehren — die Leute meinten, es sei eine so schöne, rührende Bewegung gewesen — und ihre Finger trafen dabei auf die Rose, die sie gestern Nacht sich von dem Grabe des Toten geholt hatte, und die sie heute, während der Myrthenkranz ihr blondes Haupt schmückte, verborgen an der pochenden Brust trug, — an dem Herzen, das nicht ihrem Gatten, das für alle Zeit nur dem anderen gehören konnte.



Schnucks





Unter dem böigen S=S=W. hatten wir, von Pichelsdorf kommend, fast alles wegbinden müssen, was sich wegbinden ließ, und die zierliche Yacht schoß lavierend von einem hinüber zum andern Ufer der hier seeartigen Havel, in unregelmäßigen Zickzacklinien Potsdam zustrebend.

Schildhorn mit seinem obeliskenartigen Denkmal lag hinter uns und wir segelten auf Gatow zu.

Das Boot flog über die stürzenden Wellen hin, die schaumgekrönten überholend.

Wir waren nur unser zwei auf der „Schnucks". Die kleine Kajüte war verlassen, ich hatte Mühe das

Steuer zu halten, während der damit vertrautere Freund die Segel bediente.

Als sich beim Sandwerder der breite Blick auf den in der Sonne glitzernden Wannsee mit seinem villengeschmückten Uferkreise aufthat, flaute der Wind mehr und mehr ab, bis in der Nähe der Pfaueninsel, als wir bereits Ballon gesetzt hatten, kaum eine Mütze Wind mehr zu spüren war.

Die schlanke „Schnucks“ glitt ruhiger und langsamer über das noch immer hochgehende Wasser.

Der Himmel war stahlblau und in lachender Nachmittagssonne schimmerte der See, standen die bewachsenen Höhenzüge zu beiden Seiten, und aus den grünen Wipfeln hoch droben tauchte die schlanke Turmspitze der Peter-Paulskirche bei Nikolskoi, während auf der Pfaueninsel sich das Schloß aus dem Grün fremdländischer Bäume hob.

Wir ließen uns jetzt gemächlich treiben und kamen ins plaudern, während kaum eine Viertelstunde zuvor der Wind uns noch das Wort vom Munde gerissen hatte.

Die Wellen kluckerten spielend um das Boot, ein alter ausrangierter Raddampfer mit vier Zillen schleppte an uns vorüber, ein Ruderboot kam uns in den Kurs, daß die beiden ungeschickten Leute darin, voller Besorgnis mit uns zu kollidieren, mit den Riemen drauf los plantschten, — dann hatten wir auf dem mächtig sich vor uns dehnenden, von Wäldern rings umschlossenem See freie Fahrt.

— Weshalb hast du die Yacht eigentlich Schnucks getauft, fragte ich den Freund, der eben eine Flasche entkorkte zu unserm Besperbrot.

Er sah mich an, lächelte, klemmte die Flasche zwischen die Kniee, zog den Propfen nach einiger Anstrengung, denn die Yacht warf sich mächtig, heraus; dann sagte er:

— Das ist ein kleiner Akt der Pietät gewesen, ein Erinnerungsopfer.

— Also auch du mein Sohn. — Eine Frau natürlich. . . .

— Ja, aber es ist lange her, sehr lange, mehr als sechs Jahre.

— Darf man genaueres erfahren? —

— Warum nicht. Obgleich ich nur einmal die Geschichte jemandem erzählt habe, meinem Bruder. Es ist nichts besonderes für einen anderen, wenn auch für mich viel damit verknüpft gewesen ist. Jetzt liegt das so weit hinter mir . . .

— Also Prosit, und leg los.

Ich reichte ihm das große Henkelglas, aus dem wir gemeinsam unseren Wein tranken, er trank mir zu, legte das Segel um, und sagte dann:

— Es werden diesen Winter sechs Jahr, seit dem Tage, als das Abenteuer anfing, eigentlich das einzige, wirklich angenehme, das ich bisher in meinem Leben zu verzeichnen habe.

Ich war damals noch unselbstständig, sollte in Berlin lernen, und da ich mit meinem anfangs auf gut Glück gemieteten Zimmer nicht recht zufrieden war, es auch bequemer haben wollte, und Dank der Fürsorge meines alten Herrn mir den Luxus gestatten konnte, so hatte ich mir als der Winter kam ein paar möblierte Zimmer ganz im Süden gemietet, in der Nähe des Kreuzberges.

Da unser Geschäft im Centrum lag, kam ich

des Abends oft spät heim, denn mein Mittag nahm ich mit einigen Freunden in einem kleinen Weinrestaurant der Leipzigerstraße und abends war ich selten zu Hause, oft kam ich erst nach Mitternacht.

So lagen denn meine Zimmer den Tag über meist ganz verlassen von mir und meinen Wirtsleuten, die oben in der Friedrichstraße, dicht am Belleallianceplatz ein Papiergeschäft besaßen, so daß auch sie vor neun Uhr selten heimkamen.

Vor mir hatte in meiner neuen Behausung ein Referendar gewohnt, und es war alles stehen und liegen geblieben, wie es war, da ich als Junggeselle nicht gewohnt war, irgend welchen unnützen Ballast mit mir herumzuschleppen.

Eines Tages befand ich mich nicht gut, und es mußte wohl unserem Geschäftsführer aufgefallen sein; denn nachdem er anfangs selbst ein Wort darüber hingeworfen hatte, machte er auch unseren Chef darauf aufmerksam, der sich in seiner liebenswürdigen Weise sofort nach mir umsah und mich trotz meines gelinden Sträubens heimschickte. Ich solle doch lieber zum Arzte gehen. Ich äußerte ihm gegenüber, daß es wohl nur

die Nachwehen eines Katers seien; er lachte über meine Offenherzigkeit und meinte, dann solle ich das Tier nur an die frische Luft führen; ich hätte es verdient, einmal ein paar Stunden frei zu haben. —

Mein armer Schädel brummte mir nicht unbedenklich, und ich schlenderte langsam die menschenüberfüllte Friedrichstraße entlang.

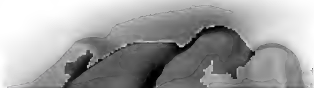
Die Frühnachmittagsdämmerung des Winters brach ein, und als ich vor meinem Hause anlangte, war es fast dunkel geworden.

Das Bummeln war herzhaft langweilig, und während ich die Treppen langsam Stufe um Stufe hinaufstieg, dachte ich darüber nach, was ich wohl mit dem Nachmittag und Abend anfangen sollte.

Lesen — dazu hatte ich nie Geduld genug besessen, und außerdem thaten mir die Augen weh. In ein Theater oder in die dunstige Kneipe gehen — das taugte bei meinem Befinden schon gar nicht.

Still zu Haus sitzen — das war auch langweilig.

Ich stand vor meiner Thür — ich hatte direkten Eingang vom Flur — und schloß langsam die Doppelthüre auf.



Im ersten kleinen Zimmer war es etwas ungemütlich, ich legte ab und ging in mein Wohnzimmer hinüber, wo mir eine anmutende Wärme entgegenströmte, zugleich aber auch ein ungewohnter feiner Parfümduft, so daß ich stehen blieb, um mich davon erst gründlich zu überzeugen.

Ich irrte mich nicht — ein feiner, angenehmer Duft.

Das war mir ein Rätsel, so daß ich die Luft tief einsog, ganz erstaunt.

Dann im Dunkel des Zimmers sah ich auf dem Tische dicht am Fenster einen Hut, eine kleine zierliche Capotte und einen dunklen Schleier, und auf dem Stuhl einen Schirm, dessen weißer Elfenbeingriff hell durch die Dämmerung leuchtete.

Träumte ich denn? —

Ich war doch in meinem Zimmer, und die Thüren waren verschlossen gewesen, beide Thüren, ganz fest.

Wie kamen also die Sachen hier herein?

Frau Neumann konnte doch unmöglich . . . aber niemals; die würdige Dame hatte eine zu unbegrenzte Hochachtung vor meinen Rechten als Zimmerherr — und dann Damenhut und Schirm? —

Ich betrachte mir die Dinge von fern, ohne den rechten Mut, sie in der Nähe zu besehen, als ich fast erschrak . . .

Ich täuschte mich nicht.

Das war ein leises krampfhaft unterdrücktes Lachen, ganz deutlich, ein kicherndes Mädchenlachen.

Und wenn ich nicht unter einer Hallucination litt, so kam dieses Lachen aus meinem Schlafzimmer, wirklich und wahrhaftig aus meinem Schlafzimmer.

Ich näherte mich also vorsichtig der Portierenthür und da das Lachen immer verlockender wurde, schlug ich die Portiere vorsichtig auf.

Innen hörte ich auch schon eine feine Mädchenstimme unter Lachen flüstern: Alfred! . . . .

Ich bin kaum je in meinem Leben so seltsam überrascht gewesen, wie in diesem Augenblicke.

Das Licht von draußen war hell genug, daß ich erkennen konnte, wie da drinnen, wo ich sonst mein müdes Haupt bettete, ein junges Mädchen lag, mit aufgelösten blonden Haaren, vollen weißen Armen — und das Kind wollte sich in tollster Lustigkeit aus-

schütten vor Lachen, ohne daß ich begriff weshalb — und ganz ungeniert in meinem Bette.

Vorläufig verhielt ich mich noch still, obgleich ich mich einer gewissen Unruhe nicht erwehren konnte, beim Anblick dieses anmutigen Schauspiels, das sich mir so ganz unerwartet bot.

Jetzt strampelte sie schon fast vor Vergnügen, und dann ganz deutlich, lachend ungeduldig:

— Alfred! — Alfred! . . .

Da ermannte ich mich, nahm eine überaus würdige Haltung an, räusperte mich, und sprach:

— Mein sehr verehrtes Fräulein . . .

Weiter kam ich nicht, denn mit einem Rucke hatte sich besagtes sehr verehrtes Fräulein herumgeworfen, daß die Decke von ihren weißen Schultern glitt, starrte mich einen Moment lang mit entsetzensvollen Augen an, stieß einen hellen Angstschrei aus und riß sich mit einer blitzschnellen kühnen Bewegung, unter einem neuen kleinen Schrei die Decke so über den Kopf, daß unten ein paar überaus zierliche nackte Füße einen Augenblick zum Vorschein kamen. — Dann war alles ruhig . . .

Da stand ich nun und starrte auf diese weiße Decke,

die jetzt wie ein breitgeschlagener quappiger Mehlsack vor mir lag.

Ich räusperte mich aufs neue, und versicherte diese regungslose Masse meiner vollkommensten Harmlosigkeit, indem ich mich zugleich als glücklichen Besitzer dieser Zimmer, leider mit Ausschluß seines anmutigen Inhaltes, vorzustellen erlaubte, worauf sich eine leise Bewegung bemerklich machte, ein leichtes Lüften des Tuches, aus dem ich unendliche Verwunderung und fassungslose Neugier herauszufühlen glaubte.

Ich benutzte diesen glücklichen Moment um zu bemerken, daß es mir scheine, als sei unsere Lage — ich stand noch immer auf demselben Flecke — keine derartige, um ohne weiteres in Verhandlungen über den rätselvollen Fall eintreten zu können, weswegen ich es für ratsam halten möchte, mich eine Weile zurückzuziehen, um im Nebenzimmer der Dinge, die da kommen würden, zu harren.

Meinen Worten gemäß handelte ich, ließ die Portieren hinter mir zufallen und entzündete vorläufig bei mir die Lampe. —

Dann setzte ich mich in einen Sessel, und grübelte

erwartungsvoll über den Fall nach, wobei mir vor allem die Persönlichkeit des p. p. Alfred völlig unklar blieb. Ich entsann mich nicht, daß ich mich je so genannt hatte, und gar dieses junge hübsche Mädchen war mir völlig unbekannt.

Anfangs — denn ich lauschte aufmerksam, war es drüben sehr still gewesen — nichts regte sich.

Das dauerte wohl fünf Minuten.

Dann fühlte ich die Verpflichtung, nochmals zu parlamentieren und die Bitte auszusprechen, daß gnädiges Fräulein sich doch in einen einigermaßen gesellschaftsfähigen Zustand bringen möchte; indem ich meinerseits eidlich erhärtete, daß ich mich in meinem Sessel nicht rühren wolle und an Pienchens Brautfahrt, dem Buche meines Lieblingsschriftstellers, mich erbauen würde.

Allein Julius Stinde mag es mir vergeben, daß ich bei meiner Lektüre sehr genau nach dem Nebenzimmer hinhörte.

Jetzt knackte die Planchette des Corsets, jetzt ein seidenes knistern und rascheln, dann warf sie das Kleid

über, jetzt trat sie in die Schuhe, so — nun wird sie sich rasch ein wenig frisieren, und dann wartete ich.

Ich wartete wohl über zehn Minuten.

Es war mäuschenstill nebenan.

Ich fragte, ob man fertig sei, und bat, gütigst eintreten zu wollen.

Keine Antwort. —

Ich näherte mich der Thür, klopfte an der Vertäfelung, und da keine Antwort erfolgte, schlug ich endlich behutsam den Vorhang beiseite.

Sie rührte sich nicht, und ich sah, daß sie auf dem Stuhle am Fenster saß und auf die Straße starrte.

Ich blieb an der Thür stehen, und dann hörte ich plötzlich, daß sie weinte, ein hilfloses Schluchzen, wie das eines kleinen Kindes, das sich im Dunkeln fürchtet.

Da hielt ich mich nicht länger, sondern trat vorsichtig näher, um sie zu trösten.

Und ich bat und flehte so lange, bis sie endlich ruhiger ward, und einen ersten Blick nach mir warf — dem dann nach einer Weile ein zweiter, nicht mehr ganz so ängstlicher, folgte.

Dann wurde sie ruhiger, und endlich brachte ich

sie so weit, daß ich sie bei der Hand nehmen und in das Wohnzimmer hinüber geleiten konnte, wo sie die Hände vor das Gesicht schlug und sich in eine Ecke des Sophas drückte und auf meine Reden keine Antwort gab.

Damit kamen wir nicht viel weiter.

Eine Weile überließ ich sie noch ihrer Fassungslosigkeit, dann fing ich an zu sprechen, und da ich glaubte, so allein Herr dieser weinerlichen Stimmung zu werden, machte ich ein paar komische Bemerkungen, so daß sie leicht unter Thränen lächelte.

Nun hatte ich gewonnenes Spiel.

Nach weiteren fünf Minuten schwatzten wir schon ein wenig miteinander, aber sie kam aus dem beständigen Erröten nicht heraus, was ich ihr auch gar nicht übel nahm, da es ihr sehr nett stand.

Ueberhaupt war es ein hübsches Mädchen, eine jener vollen Blondinen mit jenem milchweißen Teint, wie Apfelblüten so zart angehaucht. Und dann hatte sie ein paar blaue Augen, die selbst in Thränen mir und meiner Ruhe gefährlich waren.

Endlich aber mußte dies ganze Abenteuer sich klären.

Das wußte ich gleich, daß Alfred jemand war, der ihrem Herzen mehr oder weniger nahe stand. Dann stellte es sich heraus, daß sie sich im Besitze meiner Schlüssel befand, und was noch schlimmer war, besagter Alfred gleichfalls. Das war kein gelinder Schreck.

Ich konnte mich also nächstens auf einen Besuch seinerseits gefaßt machen.

Das hörte ich nun endlich heraus: Alfred's Wirtin war ein Scheusal, die das Erscheinen des gnädigen Fräuleins mit mißgünstigen Augen angesehen, und sich eines Tages deren Besuche schlankweg verbeten hatte.

Das war ein arger Konflikt gewesen; Alfred wollte seine Bude nicht aufgeben, sie wollte nicht mehr zu ihm kommen, außerdem wohnte sie bei ihrer Mutter.

So trafen sie sich denn nur mehr am dritten Orte, bis der Herr Referendar Max, mein Vorgänger, offenbar einer der aufopferungsfähigsten Menschen, die es auf der weiten Welt geben mußte, ihnen sein Zimmerchen als neutrales Gebiet überließ.

Seitdem trafen sie sich jeden Donnerstag Nachmittag hier.

Und heute war Donnerstag . . .

Vorigen Donnerstag auch? —

Sie nickte — langsam zögernd, um Verzeihung bittend.

Seit vierzehn Tagen wohnte ich erst hier, und nun war mir alles klar.

Das Gesicht, was sie machte, als ich ihr mitteilte, daß der Herr Max am ersten ausgezogen war — davon wußten sie ja gar nichts! —

Sie hatten nichts erfahren; und weil verliebte blind sind, oder auch weil eigentlich nichts verändert war, hatten sie eben von der Veränderung nichts bemerkt.

— Um Gottes Willen, wenn Alfred jetzt kommt.

Ei verflucht! — Sie traute sich nicht hinaus.

Einen Augenblick überlegte ich; dann öffnete ich vorsichtig die Thür, lauschte, ob niemand kam, und befestigte meine Karte draußen. Dann schoben wir von innen den Riegel vor.

So, nun waren wir in Sicherheit.

— Die Lampe! — wenn er das Licht sieht von unten. —

Ich trug sie in die finsterste Ecke, schraubte sie klein, und ließ die Vorhänge herab.

So saßen wir nun im geheimnisvollen Halbdunkel, flüsterten nur leise miteinander, und horchten auf jeden Laut im Treppenhause.

Allmählich ging auch ihr der Humor unserer Lage auf. Es war schon eine halbe Stunde über die Zeit. Von Alfred nichts zu vernehmen — das machte sie ungeduldig. Und sie fing an zu klagen, wie er sich sehr geändert habe, aber sie würde es ihm diesmal einträncken, in welch eine Verlegenheit er sie gebracht hatte. Das war unverzeihlich.

Wir horchten wieder, es kam wer die Treppe herauf. Wir standen beide an der Thür. Jetzt fuhr ein Schlüssel in das Schlüsselloch, zweimal drehte sich der Schlüssel, dann ruckte die Klinke, ein ärgerlicher Laut, weil die Thür nicht nachgab — dann ward es still. Nun las er jedenfalls die Karte.

Wir lauschten und wagten nicht zu atmen — sie zitterte und faßte wie rettungsuchend nach meinem

Arm — dann wurde der Schlüssel vorsichtig wie von einem Diebe zurückgezogen, ein leises Forttappen auf den Fußspitzen — an der Treppe sah er sich offenbar nochmals nach der Karte an der Thüre um, dann ging es die Treppe hinunter; erst ganz vorsichtig, dann immer schneller, während wir hoch aufatmeten, und endlich in ein lustiges Lachen ausbrachen, das uns von der überstandenen Angst befreite.

Aber nun konnte sie noch immer nicht fort, sie fürchtete sich, ihn zu treffen, und so blieb sie denn noch ein ganzes Weilchen; und als sie endlich Hut und Schirm nahm, ließ sie einen gar nicht mehr furchtsamen Blick durch die Räume schweifen und sagte, fast bedauernd:

— Es war hier so gemütlich — wirklich sehr hübsch . . .

Ich beeilte mich, ihr zu versichern, daß es mir . . .

Allein sie unterbrach mich mit einem strengen Blicke, und mit einem koketten Lächeln unter erröten zog sie die Schlüssel hervor, um sie mir einzuhändigen.

Aber wie war es mit denen, die Alfred hatte? — Das wußte sie wohl nicht, ein wie großes Verbrechen

es war, Schlüssel sich nachmachen zu lassen, wie sie es gethan hatten? . . .

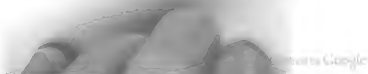
Die alte Angst überfiel sie wieder: sie würde sie gleich schicken, sobald sie Alfred getroffen.

Allein ich bedang mir aus, sie müsse sie selbst bringen, damit sie niemanden in die Hände fielen. Sie hatte doch hoffentlich eingesehen, daß ich kein Unmensch war. Vielleicht am nächsten Donnerstag. . . .

Sie schüttelte anfangs sehr energisch den Kopf, aber allmählich, ich mußte mich wohl aufs Bitten verstehen, und mit unserem Geplauder waren wir uns ein wenig näher gekommen — allmählich blieb sie nicht mehr ganz so streng, und endlich, nachdem wir uns ein paar mal die Hand geschüttelt, huschte sie hinaus, mit einem ganz leisen, verheißungsvollen: Ich will mal sehen! —

Dann war sie fort; und nur das feine Parfüm hing noch im Zimmer, daß ich ans Fenster ging, um frische Luft einzulassen. Da sah ich noch, wie sie über den Damm eilte und mit einem kleinen Gegengruße meine Verbeugung erwiderte.

Eigentlich war es denn doch ein bischen stark, sich Rendezvous in der Wohnung anderer Leute zu geben.



Herrgott, wenn der Alfred früher gekommen wäre.

Ob Frau Neumann schon zu Haus war? — Ich klingelte.

Sie war inzwischen gekommen, und sah mich ganz verwundert an, als ich unvermittelt, in Folge eines kühnen Gedankensprunges sagte:

— Frau Neumann, überziehen Sie mein Bett neu!

— Was soll ich? — Das Bett überziehen? — Aber erlauben Se, mehr wie alle acht Tage, das geht nu nich. — Da möchte ich denn doch erst wissen . . .

— Reden Sie nicht lange — thun Sie was ich Ihnen sage. Schreiben Sie's mir auf die Rechnung.

— Aber erlauben Se, das finde ich nu komisch. Nee, wissen Se, ich habe ja schon komische Mieters gehabt — aber das, — nee, von wegen auf die Rechnung schreiben, das nu schon gar nich. Ich finde es man blos komisch . . .

— Ob Sie es komisch finden oder nicht, ist mir ganz gleich. Ich will frische Wäsche haben!

— Sei'n Se doch nich gleich so. Ich thue Ihnen schon nischt. Blos komisch finde ich es, daß —

— Zum Donnerwetter, lassen Sie mich mit Ihrem komisch in Ruh, oder . . .

— Un es is und bleibt doch komisch, wenn Se noch so ville fluchen. Ich finde es nu mal komisch . . .

Ich war nahe daran, wild zu werden, aber sie ging schon. — Allein während der ganzen Zeit hörte ich in einem fort aus ihrem Gebrummel immer noch das eine immer wiederkehrende Wörtchen komisch heraus.

* * *

Vier oder fünf Tage später hatte ich im Geschäfte einen tüchtigen Schreck.

Meine kleine Blondine. —

Sie wurde sehr verlegen — allein ich ließ mir nichts merken und behandelte sie mit so ausgesuchter Höflichkeit, daß ihre Augen mir danksagten.

Und dann zum Abschied an der Thür meinerseits ein Blick, so bittend — so flehend . . . .

Es war ein zu reizendes Mädchen. —

* * *

Am nächsten Donnerstag war ich in hellster Auf-

regung. Kam sie? — kam sie nicht? — Ich hatte mir Urlaub erbeten, und seit fünf Uhr wartete ich.

Ich saß am Fenster und suchte mir die Augen wund nach ihr, und mit einem Male klopft es hinter mir kaum hörbar an der Thür.

Unter verlegenem Lachen und Erröten: sie wollte mir nur die anderen Schlüssel bringen. Sie hatte Licht bei mir gesehen und da . . .

Wenn sie es nicht fest versprochen gehabt hätte, und ihr vorgestern nicht mein gar so trauriges Gesicht leid gethan . . .

Alfred war seit einiger Zeit zu eklig. — Er hatte nachher nicht einmal eine hinreichende Entschuldigung gefunden, daß er von dem Fortziehen seines Freundes nichts wußte.

Und sie hatte keine Lust, sich etwa von ihm tyrannisieren zu lassen. Das fehlte gerade noch . . . .

So schwatzten und plauderten wir, und es war sehr nett — wirklich sehr nett. —

Und als sie dann endlich doch gehen mußte, aber mit dem Versprechen, daß wir uns nicht zum letzten Male gesehen, und mit einem letzten und allerletzten

Kusse — da waren wir sehr gute Freunde geworden. —

An diesem Tage verzichtete ich darauf, Frau Neumann einen ähnlichen Auftrag zu geben, den sie damals so komisch gefunden hatte.

Sie hätte später noch manches komisch finden können, allein sie hatte bald Verständnis genug, und schloß Schnucks rasch in ihr Herz.

Im folgenden Sommer ließ ich mir die Yacht bauen, und taufte sie nach meiner kleinen Freundin; und wenn wir dann auch durch äußere Umstände auseinandergekommen sind, so wird mich doch nichts veranlassen können, je ihren Namen von den Planken meines Bootes zu tilgen.

Ein bischen leicht waren sie beide, und erfordern schon eine gute Steuerung mit kräftiger Hand — aber das ist vielleicht mit das beste dabei. —

Der Wind hebt sich wieder; wie wäre es, wenn wir bei der Meierei an Land gingen? . . .

* * *

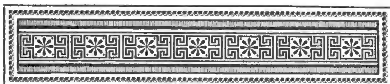
Wir nahmen den neuen Kurs auf, und es war eine Freude, wie die „Schnucks“ mit ihrem schlanken

Bau durch die hochgehenden Wellen schnitt, während die untergehende Sonne hinter dem Ruinenberge sank, und ihr letzter roter Schein unsere lustig gestrafften, sonst so schneeweißen Segel mit heller Purpurglut übergoß. —



Das schlafende Mädchen





Gestern am Nachmittage war sein „schlafendes Mädchen“ im Salon der Kunsthandlung zum ersten Male der geladenen Kritik zugängig gewesen; heute in allen Blättern die Berichte, voller Lob, einige voll enthusiastischer Überschätzung; nur eine Kritik boshaft. Er wußte weshalb. —

Der Kunsthändler hatte verlangt, als etwas selbstverständliches, daß er für die Geladenen anwesend war.

Wie er aufatmete, tief und befreit, als es endlich überstanden war, die fürchterliche Qual, anhören zu müssen, wie man mit einem leichtfertigen Worte die mühselige Arbeit von Monden abthat.

Heute, am eigentlichen Tage der Eröffnung, hatte

er sich vorgenommen, nie mehr den Fuß in diese Räume zu setzen, nie wieder.

Mit einigen Freunden, guten Genossen, mit denen er früher lange gemeinsam gearbeitet, im ersten sturmlaufenden Jugendmute, hatte er am Morgen ein kleines Siegesfrühstück genommen; dann war er zu seiner Mutter hinausgefahren, um ihr seinen Erfolg mitzuteilen, und dann hatte er sinnend einen langen Spaziergang in die Stadt zurückgemacht. — Aber am Nachmittage, in der Einsamkeit ließ es ihm keine Ruhe; es trieb ihn gegen seinen Willen, wie unter unbeugsamem Zwange zurück, und schon stand er vor den Schaufenstern mit den ausgestellten Bildern, — und dann trat er ein. Er konnte nicht anders.

Die ersten Zimmer mit den dicken Teppichen und den braunroten Draperieen lagen verlassen, und die ringsum hängenden Ölbilder mit den breiten schweren Goldrahmen langweilten sich in der trüben Nachmittagsschläfrigkeit.

Im letzten Saale auf dem Ripsdivan ein paar Menschen, zuweilen mit einem Blick nach der Portiere, die den letzten Raum abschloß. Etwa dreißig Personen

drängten sich hier zusammen, kaum daß sie zu flüstern wagten. Nur eine würdige alte Dame, scheinbar schwerhörig, machte ihre Bemerkungen laut, mit rauher, abgeschrieener Stimme.

Kirschrote Vorhänge rings an den Wänden herabfließend; und der purpurne Schein, hauchte seltsam wie Leben über die schlanken Marmorglieder des schlafenden Mädchen.

Auf den Gesichtern der Beschauer lag eine Zufriedenheit, eine Art Genugthuung, die von dem lässig hingestreckten Mädchenleibe auszugehen schien. — Einen Augenblick vergaß er, wo er sich befand, er träumte — dann wurde die Portiere hastig bei Seite geschoben, und eine laute Schar von Besuchern, lachend und plaudernd. Er fuhr auf und kam zum Bewußtsein des Ortes, und dann der Gedanke, wie ein zischender Blitz, als er rings diese gaffenden Gesichter sah: daß es eine Entweihung war, durch nichts wieder gut zu machen, sein Werk so preiszugeben. Er sah es an der stumpfen Verständnislosigkeit, an dem faunischen Grinsen, diesem lüsternen Behagen, sich am Anblick des schönen Mädchenleibes zu weiden. Eine Stimmung,

trostlos und gebrochen, überkam ihn, der Wunsch, all diese Leute aus dem Zimmer hinauszudrängen; oder er hätte mögen einen der Vorhänge herabreißen, um die Blöße dieses nackten Mädchenleibes zu verhüllen.

Sein Künstlertraum war zu Ende. —

Er fühlte mit unabwendbarer Gewißheit, daß, was ihm heilig gewesen war und ganz rein, es nicht war für diese neugierige Menge, die auf anderem Boden stand als er, der die Welt mit dem Auge des Künstlers betrachtete, für den es den klaffenden Unterschied nicht gab zwischen Natur und Sitte und Gesetz. —

Da kamen sie, angelockt von dem Gerede, zahlten ihr Eintrittsgeld, und hatten sich das Recht erkauft, an seinem Werke herumzunörgeln, es anzustarren mit ihrer kläglichen Verständnislosigkeit. Er eilte hinaus, um dieser Stimmung nicht völlig zu erliegen, diesem Begehren, am liebsten das Werk zu zerstören; — vorüber an dem Kunsthändler, der händereibend schmunzelnd sich an ihn machen wollte, der das Recht besaß, das Marmorwerk ein ganzes endloses Jahr lang durch den Kot der öffentlichen Meinung zu schleifen. . . .

Draußen schwamm eine dunstige Feuchtigkeit. Die erste Dämmerung brach langsam herein. Er irrte durch die Straßen, mitten im Gewühle der Menschen, bis es Nacht wurde. Die fiebernden Hände versenkte er tief in die Taschen seines Ueberziehers, und so schob er durch die Nacht, den Kopf hängen lassend, mit runden Schultern, achtlos über das feuchte glitschige Trottoir, die Linden entlang, bis er an den Tiergarten kam. Es war still um ihn, und diese Einsamkeit that ihm wohl, daß er tief aufatmete und den nassen Erdgeruch des Waldes einsog mit schnuppernden Nüstern. Auf schmalen, dunklen Wegen ging er, nach den Zelten, entlang am Spreekanale, vorüber am Schloß Bellevue bis er zum Hansaplatze kam. Dort in einem der neuerbauten, halbfertigen Häuser war das Atelier und auch seine Wohnung, in einem niederen Anbau im Garten. Er ging um das Haus herum, durch den Garten und schloß die Glasthür auf zum Atelier. So in der offenen Thür, weil ein leichter Wind wehte, auf der Schwelle stockte er, und suchte nach den Hölzern. Endlich fand er sie, dann ritschte es und flammte auf.

Jetzt die Kerze angezündet, und mit ihr durch

das Atelier in das anstoßende Wohnzimmer, wo er die Lampe ansteckte, über deren weiße Glocke er einen grotesk bemalten japanischen Schleier warf. Tiefstill um ihn herum, daß das Gefühl des Alleinseins dämmernd in ihm aufstieg, mit schwarzen melancholischen Wogen. Hut und Mantel warf er ab, und drüben im Atelier setzte er sich auf den Divan, und lässig ließ er die Hände zwischen den Knieen herabhängen.

Hier auf dieser selben Stelle, — wie oft hatte sie da gesessen, plaudernd und lachend mit ihrer tiefen Kinderstimme, daß er zuweilen die Augen schloß, um diese fast singenden Töne ganz in sich einzuschlürfen, bis er darüber den Sinn der Worte nicht mehr verstand, weil er sich berauschte an dem Wohllaute dieser schmeichelnden Mädchenstimme.

Er wußte kaum mehr, wie er sie gefunden hatte.

Nur das eine, daß sie beim ersten Eindruck nicht viel erzielte; ein hübsches anmutiges Gesicht, aber ohne sonderliche Eigenart.

Dafür aber die Gestalt, die ihn gleich berauschte, die es ihm anthat, schon in der Kleidung.



Und dann hatte sie nach kurzem Zaudern, sich abkehrend, im vollen goldigen Sonnenschein, zögernd langsam ein Kleidungsstück nach dem andern abgeworfen, bis sie hüllenlos vor ihm stand, die Hand einen Augenblick leicht vor dem Gesicht; und er sah wie ein Schauer, ein Frösteln, durch ihre Glieder flutete. Er starrte sie an, wortlos, als ob er ein Wunder erblicke, und dann nach langem Schauen, kehrte er sich zögernd ab.

Er schloß die Augen und nun sah er sie vor sich, deutlich — wie die lichte Gestalt sich abhob von einem nachtschwarzen Hintergrunde. Aber er wagte nicht, ein Wort zu sagen, und bedeutete ihr nur, daß sie sich wieder ankleiden konnte; hastig, während er hinaussah in den Garten, bis sie ihre Handschuh vom Sessel haschte und dem Hut einen verlegenen Ruck gab, daß er schiefer auf dem zierlichen Köpfchen saß.

Dann war sie gegangen . . . Er war wieder allein, und nun vergrub er sich in einen Sessel, wie sonst, wenn er zu träumen und zu grübeln pflegte. Ihm war wie im Traume.

Aber dieses Mal, er wußte es, war es Wirklich-

keit. Was er ersehnt hatte, so oft, so inständig: es lebte, — es gab so etwas. Was seine Phantasie ihm oft in verschwimmenden Umrissen gezeigt, es stand leibhaftig vor ihm, in einem Wesen von Fleisch und Blut, greifbar, zu gestalten. Er geriet in einen Taumel. Alles schien um ihn zu tanzen, bis er die Augen schloß, sich auf sich selbst zu besinnen. Aber er brachte keine Klarheit in seine Gedanken, wie sehr er sich mühte. Immer nur das eine: daß sie dort vor ihm gestanden hatte. Er sprang auf und griff sich an die Stirn, denn ihm war zu Mute, als müsse er aufjauchzen in jubelnder Lust.

Eine peinigende Unruhe bemächtigte sich seiner. Er irrte im Atelier umher, und hastig für den kommenden Tag bereitete er alles.

Und den ganzen Tag verfolgte ihn das Bild.

Es drängte sich zwischen alles was er that, und mitten hinein in ein banales Gespräch hörte er wieder ihre Stimme: Morgen um neun! . .

Und dann eine qualvolle, unruhige Nacht. In aller Frühe schon im Atelier mit aufräumen und wirtschaften, um den kahlen verstaubten Raum durch ver-

rücken einzelner Gegenstände anmutiger zu machen, nicht gar so einförmig abstoßend. Und nun mit hastigen Schritten auf und ab, mit ängstlichem lauschen und häufigem stehenbleiben, bis daß an der Thür ein Schatten auf die Glasscheibe fiel, und dann geklopft ward.

Pünktlich zur festgesetzten Stunde erschien sie, ganz vergnügt und sicher, als ob ihr das Atelier und er selbst seit langem gut bekannt sei. Einen flüchtigen wägenden Blick auf alles, zog vor einer Skizze die Brauen kritisch hoch wie voller Verwunderung, und schlüpfte dann hinter den aufgestellten japanischen Wandschirm, um sich zu entkleiden. Dann gab er ihr genau die Stellung an, die sie einzunehmen hatte, auf dem Rücken liegend, die Hände unter dem Kopfe, die Füße leicht übereinander geschlagen; nur von einem leichten, schleiertuchartigen Gewebe bedeckt, das die nackten Glieder weich und schmeichlerisch umfloß, und die Marmorschönheit dieses jungen Mädchenleibes voller zur Geltung brachte. Alle Unruhe war von ihm gewichen. Der Künstler in ihm war allein in vollster Thätigkeit. Seine Sinne waren nur darauf gerichtet, diese rätselhafte Schönheit in sich aufzunehmen und

sie zu einem Bildnis zu gestalten. Kein fremder Wunsch störte dieses aufgehen in der Schaffenslust. —

Als er ihr eine längere Ruhepause gönnte, vermochte er nicht, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und so schwieg er, machte sich im Atelier zu schaffen, hier und dort: etwas von seinem Platze rückend, um ein anderes hinzuschieben; unruhig, als fürchte er sich vor sich selbst, vor einem Augenblicke der Unthätigkeit, in dem sich Gelegenheit zum sprechen bieten konnte. — Wieder fing er an zu arbeiten; und so ging es die ganze erste Woche. Kaum, daß sie zwanzig Worte mit einander gewechselt hatten. Das schien sie zu verwundern, denn sie war redselig wie alle Mädchen; gewöhnt, daß man mit ihr sprach, die Zeit verplaudernd.

Es war wie ein Druck, etwas ängstliches, daß sie so stumm daliegen sollte, wortlos in ihrer Nacktheit und fühlte dabei nur seine Blicke, wie sie den Linien ihres Leibes entlang liefen, um ihnen ihr Geheimnis zu rauben . . .

Eines Morgens ward es ihr zu dumm, daß er so schweigsam war; sie ärgerte sich und fing an zu reden,

ganz ohne Grund. Erst einzelne Worte, hingeworfen, ganz leicht, wie ein Nichts, wieder zerflatternd, ohne Antwort. Dann erzählte sie von sich. Und er schrak zusammen und ließ den Spachtel, mit dem er eben an den Schultern bossierte, sinken und sah sie an, ganz erschrocken. Sie hatte nicht wiederkommen wollen, weil er sie so garnicht zu beachten schien, sich nicht um sie kümmerte, als ob sie es nicht wert sei, daß man ihr ein gutes Wort gönnte.

Nun fing auch er an zu sprechen, aber er mußte nach den Worten tasten und suchen, wie nach etwas fremden; und doch hörte er sich sonst gern sprechen, galt sogar für einen guten Redner unter den Kollegen. Dabei ruhte die Arbeit, und sie erzählte ihm von ihrer Mutter, von den beiden kleinen Zimmern der Frankfurter Straße, wo sie wohnte, und wie sie ihr altes, ganz gebrechliches Mütterlein ernähren mußte.

Bald hatte sie alle Scheu abgelegt, befand sich sehr wohl bei ihm, wurde zuthunlich, lachte und machte ihre Glossen über alles, fortplappernd, während er schon wieder über seiner Arbeit war, und ihr dabei doch zuhörte, innerlich voller Freude, daß sie es ge=

wesen, die zuerst angefangen hatte, den Bann zu brechen.

Aber er blieb ihr fern. Nur wenn sie gegangen war, eilfertig hinaushuschend, mit einem letzten, ganz kleinen Gruße und einem Lächeln, das auch ihn für eine Zeitlang lächeln machte, überkam ihn die Sehnsucht, und er hätte sie zurückhalten mögen, ihr nachrufen, damit sie blieb, bei ihm, immerwährend.

Nur ihr Bild blieb, und er war verliebt, zugleich in das Bild und in das Mädchen. Er hätte sie halten mögen, aber immer nur wenn sie fort war...

Dann ging er auf und ab, schloß die Augen, daß er sie wieder vor sich stehen sah, mit ihren geschmeidigen Bewegungen, dem hastigen, leichten Nackenwerfen des Kopfes. Es war, als ob seine Sehnsucht hinter ihr herging, die wenigen Stufen hinab durch den Garten und dann über den Hof und durch das Haus über die Straße, zwischen all den Menschen hin, die nicht ahnten, daß dieses hübsche zierliche Mädchen soeben einem schönheitsdurstigen Künstler all seine Anmut freigebig enthüllt hatte.

Der Gedanke besänftigte ihn wieder, und dann das Gefühl, wie sie an ihm hing, wie sie ihn zuweilen anblickte mit ihren Kinderaugen, die wie in einem Schleier zu verschwimmen drohten, träumerisch feucht, daß er nicht wußte, was diese Blicke eigentlich wollten, und abbrach oft mitten im Satze, und dann etwas gleichgiltiges sagte, eine grenzenlose Gleichgiltigkeit, die ihm selbst so trostlos vorkam, daß er sich wieder über sich ärgern mußte. Das alles aber war ihm unklar, und er forschte und tastete wie im Dunkel, weil er sich nicht selbst betrügen wollte. Es war möglich, daß sie ihn liebte. Weshalb sollte sie nicht. — Es war, als ob sie sich an ihn hing, und es war, als ob er ihr leise wehrte, um die klammernden Finger aus seinen Kleidern zu lösen, als gehörten diese Hände ihr garnicht, sondern wären ein fremdes, zufälliges, das sich an ihn drängte, und ihm sein Schaffen stören wollte. — Er wußte, dann konnte er sein Werk nicht so vollenden, wie er wollte, es wurde kein großes Kunstwerk, wenn sich kleinliche Sinnlichkeit einmischte. Nein — das wollte er nicht, deshalb kämpfte er mit sich einen schweren Kampf, ringend und schwer atmend, und jeden

Augenblick in Gefahr, ermattet nachzugeben, unter der Erwägung, daß die befriedigte Sehnsucht, die ihn verzehrte, ihm doch mehr Gewinn, mehr wahrhaftes Glück bringen würde, als alle Lobsprüche über ein Kunstwerk, an dem er selbst mehr und mehr verzweifelte, weil die Hand ihm nicht mehr gehorchte.

Vielleicht lag es daran, daß er sich vor sich selbst und vor dem Leben fürchtete — fürchtete davor, sie nur anzurühren, ihr seine Hand zu reichen. War es das? — Diese Unruhe, die befriedigt ihm neue Schaffenskraft geben würde? . .

Es war möglich, daß alles einzig daran lag. Aber wie leicht konnte er sich täuschen. Dann war sie ihm nur ein Weib, ein Weib, wie all die andern auch, und konnte ihm nicht mehr für seine Kunst dienen. Von neuem mußte er dann anfangen, und suchen und suchen. —

So plagte ihn der Zweifel, warf ihn hin und her, daß er ganz nervös wurde, barsch und kurz, ihr grobe Worte gebend, grob nur durch die Stimme, wenn sie nicht gleich begriff, wenn sie sich verplauderte und die Pose nicht einhielt. Und so verstummte sie, fing an, wieder ängstlich zu werden, fast wie ein Kind; weil er

so wortkarg war, mehr als zuvor, — einherlief mit finstern Augen — und dabei hätte er ihr die Füße küssen mögen, um ihr zu zeigen, wie lieb er sie hatte, mit jedem Tage haltloser.

Sie war gehorsam wie ein Kind, und das reizte ihn wieder. Als sie einmal am Morgen zu spät kam und er voll Ungeduld verging — in Sorge, ob ihr auch nichts geschehen war — und sie dann kam, durch den Regen — die Kleider feucht und ganz außer Atem, den nassen Schleier vom Gesicht band und ihn ansah voller Güte und Liebe, da schalt er sie — heftig — maßlos, daß er sich selbst nicht wiederkannte.

Sie sagte kein Wort, ganz still und geduldig, und senkte nur den Kopf. Und dann sah er wie ihre Augen feucht wurden — aber sie bezwang sich — so schwer es auch ging — und weinte nicht. Das ärgerte ihn wieder, daß er einen Stuhl nahm, wütend damit auf den Boden stieß, und die Lehne ihm in der Hand blieb. Die schleuderte er in eine Ecke, und ging hastig auf und ab. Und dabei immer der eine Gedanke, wie wunderlieblich schön sie war, und wie er ihr die Thränen fortküssen möchte von den scheuen Augen mit

den dunklen Wimpern. Aber er that es nicht, weil er nicht wollte, auch nicht, als sie jetzt vor ihm stand, nachdem sie überhastig die Kleider abgeworfen hatte. Es packte ihn und schnürte ihm die Kehle zusammen, daß er aufschreien wollte, damit sie endlich begriff, damit es zu Ende war mit der Qual, die ihn würgte. Aber als er seine Stimme hörte, rauh und heiser, wie die eines Trunkenen, brach er wieder ab, und entschuldigte sich nicht, sondern fing an zu arbeiten, mit blindem Eifer, daß er all das gute von gestern wieder jämmerlich verdarb. . . .

Dann als sie fort war, kam ihm der Gedanke, weshalb sie sich verspätet haben mochte. —

Er wußte, daß sie Bekanntschaften hatte, daß sie mit anderen in's Theater ging, und zuweilen erzählte sie von einem lustigen Souper. Das alles wußte er vom ersten Tage an — aber was kümmerte ihn das? Nichts! weniger als nichts. Das war etwas anderes, als er in ihr suchte.

Jetzt aber war sie auch für ihn Weib geworden, ein junges begehrenswertes Weib, und eine ziellose Eifersucht keimte in ihm auf gegen die anderen, die

sie besaßen, mit denen sie ihre Abende hinbrachte. Vielleicht war sie heut morgen von einem anderen gekommen? Deshalb hatte sie sich verspätet, — und sie kam zu ihm mit Lippen, die noch feucht waren von den Küssen eines anderen. Das durchschüttelte ihn so, daß er sie dafür hätte schlagen mögen.

Er brauchte doch nur die Hand auszustrecken und sie gehörte ihm. Er fühlte, wie sie sich willenlos unter seine Gewalt beugte, daß sie wie sein Geschöpf war, als ob sie sich geändert habe und sein Werk sei, wie jenes thönerne, an dem seine Hand modelte. So festigte sich bei ihm das Gefühl der Sicherheit, und er fing an, zu spielen mit seiner Neigung, bis daß er fertig sein würde mit dem schlafenden Mädchen.

Er wurde ruhiger, und das machte nun sie unruhig, so, daß sie einmal blutrot ward, ganz verlegen, und zitternd, als er das Gewand über ihrem Busen ordnete, wie doch schon oft vorher.

Seitdem wußte er, daß sie ihn liebte, und da fand er sich selbst wieder. Je haltloser sie wurde, um so kühler ward er, gab sich den Schein einer wunschlosen Freundschaft, und doch war das alles nicht

mehr, als eine schöne Lüge, ein elender Selbstbetrug. — Er wußte jetzt, daß ihre Seele ihm gehörte, wie ihm die Schönheit ihres Leibes auch gehörte, und nicht den anderen, die sie zwar besaßen, aber nur mit brutalen Sinnen, während er ihr ganzes Wesen in sich aufnahm, und kein Geheimnis für ihn mehr an diesen jugendschlanken Gliedern war. —

Eines Abends saß er in der Werkstatt, hatte die Reflektoren angezündet, daß alles Licht auf sein Werk fiel, und da sah er, jäh, als ob ein Blitz darüber hinstreife und die Dunkelheit löse, daß es nicht war, was er wollte, niemals! — Er sah, es war nicht mehr rein. . . . In diesen Linien lag etwas wie Lüsternheit, wie ein verwegener Traum, der die Glieder zwingt; wie versteckte Sehnsucht, aber beredt, mehr als gut war. Das erschreckte ihn, und er fand sich auch innerlich wieder, und alle Gedanken verbannte er, heute und für immer; und nun wurde er sehr sicher und friedevoll ruhig, nur noch Künstler. Das reizte sie — aber er vergab sich nichts, und endlich ließ sie ab und quälte ihn nicht, wie in den ersten Tagen. Sie wurden wieder gute Kameraden, und er liebte es,

ihr umständlich auseinanderzusetzen und zu betonen, mit vielen einleuchtenden Gründen, wie er ihr nur ein guter Freund sei und sein wolle.

Und auch sie redete davon, daß sie ihn gern habe, grenzenlos gern, bereit, jeden Augenblick für ihn durch's Feuer zu gehen; aber nur nicht das eine — niemals. Denn er war ihr mehr, als all die andern.

Sie sagten es sich immer wieder mit deutlichen Worten, bis sie es glaubten, jeder dem andern, keiner sich selbst. Und jeder wußte, daß der andere log. —

So verging ihnen die Zeit, und bald war das schlafende Mädchen fertig — und dann — dann wenn alle Welt es bestaunen, wenn die Menge bewundernd sich drängen würde, dann war die Stunde gekommen, wo er vor sie hintreten konnte und ihr sagen: Sieh, das alles habe ich für dich gethan!

Und er wußte, was sein Lohn sein würde, wie es gar nicht anders zu denken war. Er hoffte, und berauschte sich an seiner Hoffnung und lief umher aufjauchzend, wenn er allein war, in Gedanken an diesen Abend. Nur noch eine Woche, sieben kurze Tage . . .

Sie hatte sich angekleidet, im Begriff zu gehen,

da kam Besuch, — ein Maler, einstmals ein Freund von ihm; aber dann jagte er nur noch den Weibern nach, und hatte etwas in seinem Wesen, was sie gleich beim ersten Blicke wild machte, was sie ihm zwang.

Wie er sich jetzt durch seine Locken strich und die Zähne schimmern ließ, und sie anfunkelte mit seinen dunklen Augen, mit seinen Späßen sie zum lachen brachte, und schwatzte, bis sie dagegen schwatzte, und das alles wie ein tolles Feuerwerk, prasselnd und zischend, daß ihr wirbelte. — Aber endlich mußte sie doch gehen, obgleich man es ihnen an den Augen ablas, wie gern sie noch bei einander geblieben wären. Sie sagten es sich mit ihren Blicken, daß sie Gefallen aneinander gefunden hatten; und dann ging sie, mit den Kleidern raschelnd, und im forteilen den Kopf halbwendend, wie ein trippelndes Vögelchen.

Und nun waren die beiden Männer allein, und hatten sich kaum mehr etwas zu sagen, obgleich der andere gekommen war mit einer Frage. Stockend kletterten sie von einem Satze zum anderen, dann fiel das Gespräch ganz zu Boden; und erst als er sah, wie der andere, was keinem vorher vergönnt war, das

schlafende Mädchen ansah, mit Blicken, die nicht mehr keusch waren, da schlug er hastig, fiebernd fast, die nassen Tücher um den Thon, und dann als er ging und ihn nicht gefragt hatte, ob sie das sei — da wußte er genug. Und den ganzen Tag voller Unruhe, vom Atelier in den Garten, auf die Straße, in einem Buche geblättert, oder in den Sessel geworfen, unmutig und in angstvoller Sorge. Wie sie sich angelacht hatten, immer die Augen in den seinen! — Am folgenden Tage war er strenger gegen sie als sonst, — nichts machte sie ihm recht.

Am nächsten Morgen dann verspätete sie sich, über eine halbe Stunde. Hastig nur in den Kleidern, und im ganzen Wesen fahrig, daß er sie genauer ansah. Sie wurde verlegen, und dann lachte sie beinah unverschämt.

Er fragte sie, weshalb? zornig; und da warf sie plötzlich stolz den Kopf und sah ihn an, sich aufbäumend, daß er schwieg. Und am folgenden Tage noch später, und ein feiner Duft um sie, den sie sonst nicht hatte. Er wußte von wem das war; und nun wußte er auch, von wem sie kam, denn er kannte das Parfüm. — —

Das fühlte sie gleich heraus, denn er wurde ganz still, und sah sie nicht an . . .

Und er ließ das Holz fallen, saß auf dem Divan, vor sich hinstarrend, gleichgiltig. Da fühlte er, wie sie neben ihm kniete, und plötzlich seine Hände faßte, weinend und schluchzend. Ein wortloses Geständnis. — Sie brauchte ihm nichts weiter zu sagen, er wußte, wie schwach sie war, daß sie nicht anders konnte; nur das eine schmerzte ihn so, daß jener es so gar nicht verdiente. Der am letzten gerade dieses Mädchen. — Er machte vorsichtig ihre Hände aus seinen Kleidern los, und plötzlich, in zärtlichem Weh, streichelte er ihren Kopf, daß sie wild aufschluchzte, als ob er ihr grausam wehgethan habe; und dann stand er auf — nahm seinen Hut und ging. —

Sie blieb liegen, wie sie da lag, halb entkleidet, in Thränen, den Kopf in den Kissen. . . . Als er wiederkam, nach einer Stunde, war sie fort; und er kauerte sich in den Sessel, und wartete und lauschte.

Aber sie kam nicht. . . .

Auch am folgenden Tage nicht, — nie mehr! —

Er versuchte zu arbeiten, doch wozu. Es mochte alles bleiben wie es wollte. Es war auch so gut.

So gab er das Werk fort, weil er es nicht mehr sehen konnte, nicht sehen wollte. Aber bald immer der Wunsch: hätte er es doch nicht fortgegeben.

Nur der Gedanke wie eine Erlösung dabei:

Jetzt mußte sie von ihm hören, mußte erfahren, was sie ihm alles verdankte. Er kannte sie zu gut — jetzt würde sie gewiß kommen . . . Das gab ihm Ruhe, aber nicht den Schlaf. Er lag im Halbtraum. Bei jedem Geräusch schrak er zusammen. Vielleicht war sie es. — Er war in der Stimmung, um an Wunder zu glauben. So lag er wachend bis zum Morgengrauen. . . . Dann die Tage der Erwartung, aufreibend, nutzlos in Sorge. . . .

Was galt es ihm, daß er den Ruhm sich endlich errungen, nach dem er so lange gestrebt.

Er hätte alles dahin gegeben, achtlos, wie unnützen Plunder, wenn er sie dafür gehabt hätte, ein einziges mal. — Aber Woche um Woche verstrich. Er wurde unruhig und nervös. Seine Bekannten schrieben es der Überarbeitung zu. . . . Zuweilen im Salon,

mitten im Geplauder, konnte er verstummen, und dann ging er. Sein Blick war auf eine jener Modenachbildungen seines Werkes gefallen, das in keinem Boudoir mehr fehlen durfte.

Jedesmal gab es ihm einen Stoß, daß er jäh auftaumelte, hinein in wirbelnde Unruhe. —

Einmal sah er sie, am Arm des andern, im Theater beim Hinausgehen, ganz flüchtig, nur ihren Kopf und den Hut. Er drängte sich durch, aber er fand sie nicht mehr. —

Was wollte er auch! Er brauchte ja nur zu ihm hinzugehen, nach ihr zu fragen; aber das that er nicht, niemals!

Und Monate vergingen, und sie kam nicht, und die Ruhe auch nicht, keine Ruhe zur Arbeit. —

Es war Winter geworden. . . . Der Schneesturm pfiff. Im Kamine lohten die Flammen.

Er saß und blätterte in einem Buche, achtlos, ohne Begier zu lesen.

Da meldet ihm der Diener eine Dame.

Er, hastig hinaus . . . . . sie ist es. —

Im schlichten Kleide, ein schwarzes Tuch rasch um



die Schultern, mit bleichem Gesicht; oben unter den Haaren etwas wie Blut, und wie er genau hinsieht, hat er sich nicht getäuscht.

Er zieht sie rasch in das Zimmer. Er sieht, wie sie friert; und mit dem Arm ihre Schultern umfassend, führt er sie zum Kamin. Totenbleich ist sie, ganz wie gebrochen, und als er ihre Hand faßt, sieht er einen Streifen um das Gelenk, als ob sie dort jemand gepackt hat, um ihr den Arm zu brechen. Sie sieht seinen Blick und entreißt ihm ihre Finger mit plötzlichem erröten, und dann ein endloser Weinkrampf. —

Er sucht sie zu trösten, wäscht ihr die leichten Hautwunden an der Stirn, und streichelt sie zärtlich.

So wird sie ruhig, küßt seine Hand und bittet ihn, daß er sie vor ihm schützen und bei sich behalten möge. Ihre nassen Kleider trocknet sie am Kamin, und dann als sie ganz ruhig geworden ist, giebt er ihr zu essen und zu trinken. . . .

Und als es spät geworden, mit traulichem plaudern, wo sie ihm vieles erzählt, vieles und trauriges aus ihrem Leben, nur nicht, wie sehr sie ihn heimlich geliebt, und er hatte sie nicht genommen, bis sie sich,

achtlos vor sich selbst, dem ersten besten hinwarf, — weil er das alles jetzt wußte, es aus dem Klange ihrer Rede hörte, — da schuf er ihr ein Lager von Decken und Fellen auf dem Divan, weil sie nicht wollte, daß er selbst hier schlief, und sie auf seinem Lager. —

Und dann als sie sich trennten, legte sie den Kopf an seine Schulter und die Arme ganz lind um ihn, und er wußte jetzt, daß sie sein war, daß sie es immer gewesen, mit der Seele immer; und der Körper war ja auch sein, den hatte er damals in sich aufgenommen und neugeschaffen, fleckenlos und ohne Sünde. —

Er wurde ganz ruhig in diesem Bewußtsein, und ihm war, als sei die Nacht von ihm genommen, und er konnte wieder ganz klar sehen.

Dann trennten sie sich, ohne Wunsch; und es that ihm nichts, daß sie im Nebenzimmer war, daß er sie hörte, ihren hastigen Atem, ihre leise Unruhe, bis er fest und tief einschlief . . .

Nur als er erwachte, war ihm, als habe sich einmal jemand über ihn gebeugt, ihn auf die Lippen geküßt, ganz flüchtig nur, aber daß es ihm bis in's Herz zuckte.



Er stand auf; als er dann nach ihr suchte, fand er sie nicht mehr, und es war alles, als sei es ein Traum gewesen. —

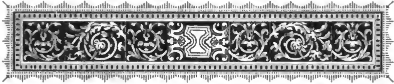
Er nahm die Decken, ordnete sie wieder, und sorgsam ein paar Haare, die ihnen anhafteten, — die wollte er nicht wegwerfen. —

Ganz ruhig war er, erlöst von dem Banne; und die Sehnsucht keimte in ihm auf zu arbeiten, das Bewußtsein seiner Kraft, traumhafter Frieden und ruhige Stille; obgleich er wußte, daß nun alles aus war, und er sie wohl nie wieder sehen würde . . .



Glück?

Heinz Tovote: Heimliche Liebe. 8



Im Mittagsscheine, einförmig weit, dehnt sich das blaue Meer, ohne ein Wellchen zu werfen. Nur am gelben Strande hin zieht sich ein schmaler, kaum sichtbarer Schaumstreifen.

Die rostbraunen Segel der kleinen Fischerboote, eine ganze Flotille, hängen schlaff. Langsam, von den unförmigen Rudern träge bewegt, kommen die Schiffe näher, während an der Grenze, wo das Meer sich mit dem wolkenleeren Himmel mischt, ein Dampfer mit lang nachwallender Rauchschleppe vorübergleitet.

In die tiefe Stille wirft zuweilen eine fischende Möve ihren schrillen Schrei, und läßt sich lautlos, bleischwer anzusehen, aus der klaren Luft in das glatte

Wasser fallen, einen Augenblick lang zu verschwinden, um dann mit der Beute im Schnabel wieder aufzutauchen und weiterzufliegen, während die mehr und mehr wachsenden Kreise, die sie durch ihr tauchen erregt hat, in der endlosen Fläche sich rasch verlaufen.

Am Ufer hin, dort wo im Laufe der Jahre die Dünen eine festere Gestalt angenommen haben, wo die Wurzeln der Föhren den Sand zusammen halten, zieht sich eine Reihe leichter Sommervillen, die im Winter kaum dem Ansturm der See gewachsen sind. Im Sommer sind sie bewohnt von verwöhnten Badegästen, denen die Entfernung bis zum Dorfe hinter der Dünenkette zu weit, oder der Aufenthalt in den Hotels am Strande zu unangenehm ist.

Auf der Veranda einer im norwegischen Holzstil erbauten Villa lag in einem mit weichem grauen Fell bedeckten Triumphstuhle eine noch jung aussehende Frau, den Blick träumend auf das im Sonnenglanze schlafende Meer gerichtet.

Zuweilen fielen ihr die müden Augen zu, und sie atmete schwer, sie sank in sich zusammen, bis sie sich mit krampfhafter Anstrengung wieder aufrichtete.

Sie war krank; sie fühlte, daß es zu Ende ging, und eine brennende Sehnsucht hatte sie erfaßt, fort zu kommen aus der großen Stadt, noch einmal diesen Fleck Erde zu sehen, wo sie glaubte, glücklich gewesen zu sein, noch einmal mit dem Auge diese Landschaft zu umspannen, ehe sie fort mußte.

Sie log sich nichts vor, sie hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es zu Ende ging, sie sprach davon in aller Ruhe. Der Arzt hatte keine Hoffnung mehr, und da sie so bittend drängte, in ihrer stillen, aber eindringlichen Weise, gab man ihr nach, als sie nach dem kleinen Badeorte verlangte. Es war ihr letzter Wunsch.

Die Lebensflamme flackerte noch einmal auf, ihre Wangen überzogen sich mit blühendem Rot, als sie von ihrem Gatten und ihrem Kinde gestützt den Balkon betrat, wo man weit über den Strand und das Meer blicken konnte; und die fiebernde Unruhe, die sie zuletzt beherrscht, ließ von ihr ab, denn nun hatte sie keinen Wunsch mehr.

Sie begriffen nicht, was sie hierher trieb, sie hatten sie so selten verstanden. —

— Hedwig! . . .

Sie schrak zusammen, jählings empor aus ihren Träumen, so leise der Mann auch gesprochen hatte, der jetzt auf den Balkon trat, neben ihren Stuhl.

Liebkosend fuhr er über ihr Haar und fragte sorgend:

— Habe ich dich erschreckt? . . Das wollte ich nicht. — Verzeih.

Eine stille Traurigkeit lag in der Stimme des Mannes, etwas müdes und gebrochenes, und in dem Gesichte gruben sich tiefe Falten, Zeugen mühseliger Arbeit, etwas hartes und unbeugsames; nur zuweilen, wenn sie auf der Kranken ruhten, sah man es seinen Augen an, daß Güte in ihm lag, aber versteckt unter rauher Hülle, eingedämmt durch einen zielbewußten Willen. —

Sie sah zu ihm empor, und schüttelte lächelnd den Kopf. — Wie er jetzt um sie sorgte, der früher kaum eine Viertelstunde für sie übrig hatte, immer nur Arbeit und Arbeit, daß er sie darüber vernachlässigte, für die er doch einzig alles that; bis sie verstockt ward und scheu, und vereinsamte, — bis sie sich

fremd geworden waren und nur mehr neben einander hingingen.

In letzter Zeit erst, als ein plötzlicher Verlust ihn zur Besinnung brachte, als sie ihm beistand und den verzweifeln wollenden aufrichtete, erkannte er sein jahrelanges Unrecht; seitdem war er ganz Liebe und Güte gegen sie.

Sie tastete nach seiner Hand, während er sich über sie beugte und ihre Stirn küßte.

Trotz ihrer blassen Farbe sah sie jung aus gegen ihn, und doch war sie eigentlich eine alte Frau, die eine Tochter von nun schon achtzehn Jahren hatte. —

Wo der weiße Sandstreifen sich hinzog zwischen dem blauen Meere und den grünbestandenen Dünen sah sie zwei Gestalten, einen jungen Mann, der Sohn eines Geschäftsfreundes, und ein Mädchen in hellem Kleide, ihr Kind, die Muscheln suchten zwischen den mächtigen Steinen, die vom hohen Ufer abgestürzt und von den Wellen glatt gewaschen waren.

Sie sah den beiden nach, wie sie sich weiter und weiter entfernten.

Ihr Gatte folgte ihren Blicken, dann sagte er:

— Ich habe versprochen, vor Tisch noch ein wenig mit ihnen spazieren zu gehen. Wirst du mich auch entschuldigen? —

— Gewiß. Sie sind viel zu oft sich selbst überlassen.

— Zu Tisch sind wir bestimmt zurück.

Sie war wieder allein. —

Damals war sie auch allein gewesen. Neunzehn Jahre waren darüber hingegangen.

Es war im zweiten Jahre ihrer Ehe gewesen. Ihr Gatte hatte kaum einen Blick mehr für sie. Wenn er abends aus dem Geschäfte heimkam, war er abgespannt, oder er grübelte und rechnete; und als sie teil haben wollte an seinen Sorgen, wies er sie schroff ab, daß sie es nie wieder wagte.

Sie war nicht für ihn vorhanden, und sie tat alles, um ihm nicht lästig zu fallen. Sie zeigte ihm ein sorgloses Gesicht, nur wenn sie allein war, schluchzte sie sich aus.

Keinen Menschen hatte sie, dem sie sich anvertrauen konnte; eine Waise, gab es für sie keine Zuflucht. Sie mußte alles allein tragen.

Es duldete sie nicht länger daheim, und ihr Mann hatte nicht einen Augenblick gezaudert, ihren Wunsch zu erfüllen, hatte sofort das Häuschen am Strande für sie gemietet.

Und dann, was sie zu Tode kränkte: sie mußte allein reisen. Nicht den einen Tag opferte er ihr. Im letzten Momente erklärte er, daß er nicht fort konnte, geschäftlich sei es ihm unmöglich die nächsten vier, fünf Tage sich frei zu machen.

So reiste sie allein. —

Sie wartete, aber vierzehn Tage vergingen, und sie erhielt nur kurze Mitteilungen hie und da, ganz im Geschäftsstile, bis sie die letzte Hoffnung aufgab.

Mit der Badegesellschaft kam sie nicht zusammen, es gab auch keinen Anknüpfungspunkt, da sie in ihrer Villa allein lebte, und das Meer zwar liebte, sich aber nicht entschließen konnte, zu baden. Sie fürchtete sich vor dem kalten Wasser, und auch, sich den Blicken im Badeanzuge zu zeigen, weil sie selten mit anderen in Berührung gekommen war, und selbst die Freundschaft nur in der gesellschaftlichen Form kannte.

Die Mutter hatte sie früh verloren, war im Hause

von einem Fräulein unterrichtet, und ihr Gatte war der erste Mann, mit dem sie in Berührung kam. —

Sie machte ihre Spaziergänge mit einem jungen Mädchen, ihrer Gesellschafterin, mit der sie gern vertrauter geworden wäre, die aber zu sehr die Dienerin der Herrin gegenüber betonte, sodaß sie es bald aufgab.

Meist mit einem Buche in der Hand, aber zu träge zum lesen, wandelte sie durch die Dünen, auf einem der vielen schmalen Fußpfade, ohne den rechten Mut, vom Wege abzuirren; und sie ruhte sich immer nur auf einer Bank, während all die anderen Badegäste sich in das Gras oder auf den weißen Sand lagerten.

Eines Tages kam sie von ihrer Wanderung zurück, und verweilte noch auf einem Felsenvorsprunge, um den Sonnenuntergang abzuwarten.

Langsam tauchte der rote Ball in die Flut.

Jetzt war die Sonne verschwunden, und nun flammte über den Himmel eine lodernde Röte, deren glühender Widerschein auf dem Meere lag.

Dann verblaßten die Farben und sie wandte sich

langsam zum heimgehen, als sie knirschende Schritte hinter sich hörte, die eilig näher kamen.

Sie drehte sich furchtsam um.

–Ein Herr stand vor ihr, ein Buch in der Hand, ihr Buch, das sie hatte liegen lassen.

Sie wußte nicht, was er gesagt hatte, was sie ihm erwiderte, gleichgiltige Höflichkeitsphrasen.

Dann bat er um die Erlaubnis, sie das Stück Weges begleiten zu dürfen, und sie fand keinen Grund, ihm die Bitte abzuschlagen, wenn sie auch anfangs kaum eine Antwort auf seine Plauderei gab.

Er redete unbeirrt weiter, und bald hörte sie ihm aufmerksamer zu, sodaß sie an der kleinen Villa vorüberschritten; und erst als sie eine ganze Strecke darüber hinaus waren, sagte sie es, und nun war er voller Entschuldigungen, und sie kehrten sofort um, aber ein paarmal gingen sie noch auf und ab.

Endlich nahm er Abschied, und wie um Erlaubnis bittend, sagte er: Auf Wiedersehen!

Nach einer kurzen Pause antwortete sie ihm: Auf Wiedersehen! sodaß er ihr die Hand hinstreckte, in die sie zögernd einschlug.

Am andern Tage sah sie ihn ein paarmal am Hause vorüberkommen, aber sie vermied es, fortzugehen. Erst in der Dämmerung machte sie ihre gewohnte Strandpromenade. —

An der Landungsbrücke für die Dampfer lag ein großes Segelboot, und zwei Matrosen waren dabei, es in Stand zu setzen.

Sie sah ihnen eine Weile zu, und trat näher.

Da war auch der Fremde schon bei ihr, lud sie ein, die Yacht zu besichtigen, die der Sturm der letzten Tage arg mitgenommen hatte, daß er angelaufen war, sie auszubessern.

Am andern Morgen fuhr sie mit ihm hinaus auf das Meer, das sich kaum regte.

Sie hatte es ihm anfangs abgeschlagen, weil sie nicht frei war von Furcht; das hatte er gefühlt, und sie geneckt, bis sie einwilligte, weil sie Zutrauen zu ihm gefaßt, und nicht feige scheinen wollte.

Auf der Fahrt stand sie ganz in seinem Banne. Ihre geheimsten Gedanken sprach sie aus, ohne sich zu scheuen, ohne zu bedenken, ob sie ihm das alles auch sagen durfte.

Sie sprach von ihrem Gatten, von ihrem einsamen Leben, und dabei wußte sie von ihm nichts, nicht einmal seinen Namen.

Was konnte ihr auch ein Name nutzen. Er sagte ihr nichts. —

Zum zweiten Male fuhr sie mit ihm hinaus auf das Meer, aber als die Küste ihren Augen entschwunden war, kam der Sturm und wühlte das Wasser auf.

Anfangs erfaßte sie zitterndes Bangen, aber bald richtete sie sich an seiner Ruhe auf, und sie fühlte sich ganz sicher, daß sie aus der kleinen Kajüte herauskam, und aushielt, trotzdem sie jeden Augenblick glaubte, das Boot werde kentern. Sie wollte bei ihm sein, da er das Steuer führte.

Es ward finster und der Regen fiel; sie saß in einen wasserdichten Mantel gehüllt neben ihm, und sie zitterte; aber es war nur Stolz über die Größe der Gefahr, in der sie schwebten, aus der er sie gewiß retten würde.

Als sie das Land erreicht hatten, brach das Gewitter mit aller Macht los, und als er sie heim geleitet, und das Mädchen nicht zu finden war, überfiel

sie die Furcht bei den stetig sich folgenden Blitzen und dem Donner, der hier auf dem freien Strande etwas erschütterndes hatte; sodaß er blieb, weil sie sich graute, in dem Häuschen allein zu sein, wenn es einschlagen sollte.

Der Regen hielt an; am Abend ließ er sich bei ihr melden, um ihr ein Buch zu bringen, und plaudernd blieben sie bis spät zusammen.

Sie vergaß alles, sie lebte nur mehr im Augenblicke, in dem Zauber, mit dem er sie umgab. — Seine Stimme hatte den meisten Einfluß auf sie. Es lag darin etwas so schmeichelnd berauschendes, daß sie mit geschlossenen Augen lauschte. Alles an ihm war so eigen fremd.

Das hatte sie nie gekannt, und die Empfindung wühlte eine Ahnung von Glückseligkeit in ihr auf, die auch nicht wich, als er gegangen war und sie ihm heimlich nachsah, wie er im hellen Mondenscheine über den weißen Sand schritt und sein schwarzer Schatten seltsam neben ihm her lief.

Sie mußte immer an ihn denken, und sie fühlte seine Augen auch jetzt noch auf sich gerichtet, wie er

sich mit der Hand durch das dunkle Haar fuhr und den Kopf warf, wenn er in Eifer geriet; und dann sein Lachen, diese quellende Fröhlichkeit, als ob er nie die Sorge gekannt habe, ein Kind des Glücks.

Davon hatte er ihr mitgeteilt, und in ihr die Sehnsucht geweckt, aus den engen Grenzen heraus zu kommen, gleich ihm, der die Erde kannte, von einem Pol bis zum andern.

Sie konnte die Stunde nicht erwarten, daß er wieder kam. —

Eines Abends, als es rings still wurde, und die Nacht einfiel, nachdem sie viel geplaudert hatten, und nun lange schwiegen, mitten in die Stille hinein warf er plötzlich, daß er morgen fort mußte, über das Meer nach Dänemark.

Sie erschrak, daß ihre Hände zitterten, und ein wildes Schluchzen drängte sich empor, aber sie beherrschte sich, und sah ihn nur an, fassungslos.

Und als er gehen wollte, an der Thür, und ihre Hände ließ, die lange in den seinen gelegen, als er sich abwandte, hielt sie ihn, mit den Fingern in seine

Kleider greifend; denn sie wußte nicht, wie sie ohne ihn weiter leben sollte. —

Am andern Morgen war die Sonne lachender als je. Ein junger kräftiger Wind wehte. Es sah alles so frisch und lebensvoll, mit Thatkraft gesättigt.

Sie hatte sich früh erhoben, saß auf dem Balkon, und blickte hinaus auf die See, die sich weit und verheißungsvoll im Frühlichte dehnte.

Als die Sonne höher stieg, ging sie an den Strand, ob sie ihm begegne.

Sie kam in die Nähe der Landungsbrücke, und da erschrak sie, denn dort war eine Leere, und sie mußte sich erst besinnen, weshalb sie erschrak: die Yacht war fort. —

Sie ging hinaus auf den Brückenkopf, und umtost von dem Winde, der an den Fahnenmasten rüttelte, und die Flaggen klatschend hin- und herschlug, sah sie hinaus auf das Meer, suchte sie den Strand ab mit ängstlichen Augen, aber es war nichts zu erblicken.

Bis gegen Mittag wich sie nicht, wie auch die Wellen schlugen, daß die Stämme, die den Steg trugen, zitterten.

Am Nachmittage irrte sie am Strande hin. Es konnte ja nicht möglich sein; er durfte so nicht verschwinden.

Sie wagte nicht, im Hotel nachfragen zu lassen; sie hatte noch eine letzte Hoffnung. Er war hinaus gesegelt auf das weite Meer. Es hatte ihn nicht geduldet am Lande, und am Abend würde er zurückkehren. Aber weshalb hatte er sie dann nicht mitgenommen. Er wußte jetzt doch, daß sie ihm gehörte.

Und so wartete sie auf die Nacht.

Der Mond stieg auf, sie saß auf dem Balkon, lauschte auf jedes Geräusch, jeden leisesten Ton, und blickte hinaus in die mondhelle Nacht.

Die Hoffnung hatte sie getrogen. Vor der Kälte des Nebels wich sie endlich. –

Die folgenden Tage wartete sie noch immer, wartete, daß er kommen würde, sie zu holen; sie wäre ihm gefolgt, ohne zu zaudern, ohne zu fragen.

Eines Tages erfuhr sie endlich von ihrem Fräulein, daß er zurückgefahren sei, in aller Frühe nach Dänemark.

Da wurde sie ganz still und ergab sich.

Einmal faßte die Verzweiflung sie an, und sie wollte allem ein Ende machen, aber auf dem Brückenkopf hatte die Furcht sie gehalten, die Furcht vor dem Wasser.

Manchmal schien ihr alles ein lockender Traum gewesen zu sein, soviel Glück hatte ihr die Zeit gebracht.

Dann ward es ihr zur Gewißheit, daß jene Stunde, da sie sich vergessen hatte, nicht spurlos an ihr vorbeigeflohen war, nur eine Erinnerung, die zerflattert.

Und nun fand sie den Mut, alles zu ertragen.

Sie wurde noch stiller als zuvor, und so führte sie ein Leben der Erinnerung, bis im nächsten Frühjahr das Kind kam, ein Mädchen mit dunklem Haar und dunklen Augen, die so seltsam in das Licht blickten.

Anfangs kam ihr wol der Gedanke, daß ihr Schweigen ein Verbrechen sei, daß was sie für ihr Lebensglück hielt, den schwersten Vorwurf bilde für eine Frau.

Aber jetzt war sie stark, um jeden solchen Gedanken von sich fern zu halten, und sie nahm vieles

geduldig hin, was sie früher nicht hatte ertragen können und wollen.

Ihr Leben war eine große gleichförmige Öde, aber mitten in dieser Wüste gab es ein Plätzchen der Erinnerung: jene Tage am Meere.

Davon zehrte sie, daran hielt sie sich; allein die Sehnsucht nach dem Glücke, das sie kaum gestreift hatte, rieb sie auf; und jetzt wo das Kind groß, und ihre Arbeit gethan war, brach sie zusammen, welkte sie langsam hin.

Aber noch einmal hatte sie die Stätte sehen wollen, die sie nie wieder betreten.

Anfangs schien ihr alles öde und fremd. Es hatte sich vieles geändert; dann sah sie bald mit den alten Augen, die einstige Stimmung tauchte auf, und das Meer und die Sonne und die lange Kette der Dünen, alles, alles war wie einst.

Die Tage ihres Glücks kehrten wieder.

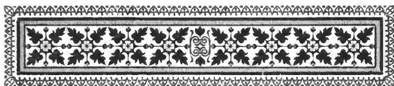
Nur dort über die Dünen kamen jetzt drei Menschen, die nicht in ihren Traum gehörten, voran ein eilendes Mädchen, das zurücklief und den jungen Mann

an der Hand fortzog, um schneller zu der Mutter zu kommen. —

Sie richtete sich langsam auf, und mit einem letzten Lächeln, voller Glückseligkeit ließ sie den Blick über das Meer schweifen, hinaus in die namenlose Unendlichkeit, von wo her ihr einst das Glück gekommen war, ein einziges Mal; und während drunten eine helle Mädchenstimme freudig nach ihr rief, und eilende Schritte sich näherten, nahm sie noch einmal mit durstigen Augen das Bild in sich auf, das vor ihr lag, um es sich hinüber zu retten — dann schloß sie die müden Augen, denn nun hatte sie keinen Wunsch mehr. —



Mänade



Ich war mit dem Baumeister in Johannisthal gewesen, um am schönen Sonntag Nachmittag Bekannte aufzusuchen, zwei Maler, die studienhalber dort ihren Sommeraufenthalt genommen hatten.

Wir trafen sie nicht mehr an, und wußten nun nicht, was beginnen.

Den Nachmittag bummelten wir im Walde, zwischen langweiligen hohen Föhrenreihen, mit nur selten einem grünen Fleckchen, meist Farren, oder niederes Gebüsch, das sich freundlich abhob von dem braunen Nadelboden, — und am Abend hatten wir nicht recht Lust in die Staubatmosphäre der Stadt zurückzukehren. Deshalb schlugen wir den Weg nach dem Bahnhofe

ein und gingen über die Schienen, die kohlenstaubige Chaussee hin, bis wir zu der an der Spree gelegenen Brauerei kamen.

Schon von weitem hörten wir den Lärm des Concertes, und der große Garten war überfüllt mit aberhunderten von Menschen.

Die Sonne war untergegangen und die Abenddämmerung fiel langsam ein, mit grauen Schatten.

Die Menschen strömten jetzt mehr aus dem Garten in den Tanzsaal, und die Neugier trieb mich, daß auch wir den Saal betraten, der mit einer schweren atemraubenden Atmosphäre von Staub und Menschendunst erfüllt war.

An den Wänden des Saales, zwischen den breiten, die hohe Holzdecke tragenden Stützpfeilern, rings Tische mit Kaffeetassen und halbgeleerten Biergläsern, die auf der Platte feuchte Ringe gebildet hatten.

Im großen Kreise eine neugierige Schar Zuschauer, mit vom Scheine der hier schon brennenden Bogenlampen geisterblassen Gesichtern; während sich vielleicht hundert Paare nach dem Gefiedel eines kleinen Orchesters wirbelnd und tanzend herumstießen, bis der

Tanzmeister sein stereotypes: Damen austreten! . . durch den Saal rief und dann Jagd machte, wo noch zwei Mädchen mit einander tanzten, und ihnen meist sehr grob begegnete.

Eine Weile verstummte die Musik, die Paare blieben pustend und sich mit den Taschentüchern Kühlung zuwehend, stehen, der Maitre sammelte seine zehn Pfennig, das Orchester setzte wieder ein und es wurde noch einmal herumgetanzt, dann ging die Polka zu Ende, und nach kurzer Pause, während sich die Tanzenden eben zerstreuten, fing schon wieder ein Walzer an.

Es war, als ob sich all diese Menschen betäuben wollten, betäuben für eine lange qualvolle Arbeitswoche, die ihnen morgen bevorstand, wenn sie in die Tretmühle der Alltäglichkeit zurück mußten; und doch begriff ich nicht recht, was für ein Vergnügen es sein konnte, in diesem dumpfen, vollgedrängten Raume einen ganzen Abend herumzuhopsen. Schön war anders.

Eine kleine Braune mit großen neugierigen Augen drängte sich zwischen uns durch, und sah sich lachend um.

Das Lachen stand ihr, sie zeigte alle Zähne

zwischen den vollen roten Lippen, und so sahen wir uns eine Sekunde lang Auge in Auge — dann hatte ich sie umgefaßt und wir walzten durch den Saal, eng aneinander, atemlos ohne aufhören, daß ich ihren Herzschlag spürte, solange bis der Tanz abbrach. —

Dann entschlüpfte sie mir, aber mit der Bitte, daß ich den nächsten Walzer wieder mit ihr tanzen solle; sie sitze dort an jener Säule.

Als ich meinen Begleiter, den Baumeister suchte, fand ich ihn nicht gleich. Er stand an der Thür, im Begriff zu gehen, und trat hinaus, während ich ihm eiligst folgte.

— Wo laufen Sie denn hin?

— Es ist drinnen so heiß, und ich mag nicht tanzen sehen.

— Wieso, die Kleine war ein netter Kerl, — aber wenn Sie nicht wollen . . . Wieso können sie nicht tanzen sehen? . . .

— Wissen Sie, wer das Mädchen war, das Sie eben im Arm hielten?

— Aber keine Ahnung! — Ist mir auch furchtbar egal . . . Jedenfalls ein nettes Ding.

— Jetzt ist es Ihnen egal; Sie sollten aber einmal in meiner Lage gewesen sein, und Sie würden das nicht so ohne weiteres sagen.

— Das verstehe ich nicht. Da müssen Sie sich schon deutlicher erklären.

— Wenn Sie wollen ... gern! —

Wir gingen durch den Garten an den künstlichen Tropfsteinhöhlen und den Felsen vorbei, bis wir hart am Wasser einen Platz fanden.

Es war Nacht geworden. Auf dem dunklen Flusse schossen noch vereinzelte Ruderboote hin und her. Die Dampfer, die wie unheimliche Kolosse aus der Dunkelheit plötzlich auftauchten, mit grünem oder rotem Lichte, ließen beständig gellend ihr warnendes Geklingel ertönen.

Im Garten, auf den Wegen, zwischen den dichtbesetzten Tischen eine langsam vorwärtsschiebende Menge, die dem tobenden Jahrmarktsgeschmetter des Orchesters lauschte.

Wir wandten diesem ungestümen Lärm den Rücken und blickten auf die dunkle Wasserfläche der Spree,

auf der vereinzelte Lichtstreifen zitterten, der Widerschein der elektrischen Lampen.

Und in dieser seltsamen Umgebung fing der Baumeister an zu erzählen, langsam, als scheue er sich doch davor, mir das alles zu berichten. . .

— Es sind bald zehn Jahre darüber hingegangen, und doch steht mir jener Abend deutlich in der Erinnerung, als ob sich alles gestern ereignet hätte. —

Es gab für mich damals kein größeres Vergnügen als das Tanzen; und wo immer sich mir eine Gelegenheit bot, nahm ich sie wahr.

Ich legte wenig Wert darauf, mit wen ich tanzte; wenn ich eben nur tanzen konnte.

Ich hatte meine Studentenbude in der Nähe des Oranienburgerthores auf der Elsasserstraße, und wenige Häuser entfernt befand sich ein Lokal, durchaus nichts feines, recht gewöhnlich oft, wo zumeist Confectionösen, Näherinnen und Dienstmädchen, wie das so zumeist ist, sich zusammenfanden mit schlimmeren Elementen.

Aber was fragt man darnach in jener sorglosen Jugendzeit, die man hinbringt bald in ernsthafter



Arbeit, bald im müßigen Rausche des Augenblickes; was kann man viel darnach fragen, vor allem wenn einem das Vergnügen nicht viel kosten darf.

Zuweilen, wenn ich nichts besseres wußte, kehrte ich dort noch am Abend ein.

Eines Abends kam ich mit mehreren Bekannten am Sonntag hin; wir kamen von draußen, aus dem Walde; ein schwerer Frühlingsabend, dessen schwüle Luft schwer in den Gliedern lag, etwas sinnverwirrendes, das einen taumeln machte.

Der enge Tanzsaal war überfüllt, wie gewöhnlich an solch einem Tage.

Ich durchflog den Raum mit den Blicken, aber ich fand nicht gleich, was mich interessieren konnte.

Dann fiel mir ein Mädchen auf, wirres dunkles Haar um ein blasses Gesicht, mit großen brennenden Augen, in den Bewegungen etwas hastiges, nervöses, wie eine verzehrende Unruhe.

Das zuerst machte mich auf sie aufmerksam.

Sie mochte etwa siebzehn Jahr sein, feine Züge; nur die Hände waren ausgearbeitet, zerrissen von harter Arbeit.

Ich tanzte mit ihr, und sie gab sich dem Tanze hin mit einer Wildheit, einer Leidenschaft, die etwas unnatürliches hatte; sie raste durch den Saal sinnlos wie eine Bacchantin.

Bald tanzte sie nur noch mit mir, und dabei schwatzte sie fortwährend, und trank in hastigen Zügen, jedesmal, wenn wir an unsern Tisch zurückkehrten.

Plötzlich vor einem Gesichte schien sie sich zu fürchten, und sie drängte in Angst, daß wir fort kamen.

Ich wollte sie nach Haus bringen, aber sie wich meinen Fragen aus, wohin; und so irrten wir durch die Straßen, durch die eine heiße Luft strich, während über den Häusern hin drohend schwarze Wolkenungetüme sich schwerfällig wälzten, bis es in der Ferne zum ersten Male grell aufblitzte, jäh, als ob die Nacht zerriß.

Ihre Hände waren glühend heiß, der Körper stand wie in Flammen, und sie klammerte sich an mich, in heller Angst, als ob ich sie verlassen könne.

Jählings brach das Unwetter los, ein prasselnder Regenschauer, ein Sturmwind, der flutende Wassermassen über den Asphalt trieb, während der Himmel in Flammen sich zu verzehren schien.

Wir jagten in einer Droschke meiner Wohnung zu, es blieb nichts anderes übrig. —

Mit Tagesgrauen, als das Gewitter vergangen war, und die Wärme die letzten Spuren des Regens aufgesogen hatte, ging sie, nach einer Nacht unsinnigster Liebesraserei. Es war wie das Unwetter gewesen, ein Ausbruch elementarster Gewalten, die Wut des Zerstörens.

Jetzt war alles fahl und grau, daß ich sie ließ, ohne mehr zu fragen, die wie gehetzt davon eilte.

Ich wußte nicht wer, noch was sie war, — nur daß sie vorher noch keinem anderen angehört hatte. —

Zwei Tage später fiel mir eine Zeitung in die Hände. Ein Mädchen hatte seine Herrin ermordet, aber nicht in einem Augenblicke der Erregung; sie hatte alles vorher schlau sich ausgedacht, und sie mußte die alte Frau im Nachmittagsschlafe überfallen haben, und hatte dann ein Geldspind erbrochen und ein paar hundert Mark beiseite geschafft.

Ich las das gleichgiltig ruhig, als ich jählings über einen Namen erschrak, einen Vornamen.

Es war gar kein Zweifel möglich. —

Ich durchflog den Bericht: Es war nicht aufgeklärt, wo sie die Nacht verbracht hatte. Den Abend war sie, nachdem sie sich umgekleidet hatte, zum Tanz gegangen, in jenes Lokal, wo ich sie getroffen hatte. Dann mußte sie umhergeirrt sein, denn erst am frühen Morgen war sie zurückgekommen, nachdem sie zuvor sich noch bei Verwandten aufgehalten hatte, aber nur ganz kurze Zeit wie sich ergab, wahrscheinlich nur, um sich ein Alibi zu verschaffen.

Wo sie die drei Stunden, seit sie zuletzt in dem Tanzlokale gesehen war, zugebracht hatte, war nicht herauszubringen, es wurde auch im Laufe der Verhandlung weiter kein Gewicht darauf gelegt.

Ich erwartete jeden Tag, daß ich als Zeuge gerufen würde, aber nichts geschah. —

Der Tag der Verhandlung war gekommen, ich hatte mir eine Einlaßkarte verschafft; aber ich war im Zweifel, ob ich gehen sollte, bis ich mir endlich Mut faßte. . . .

Der große Saal war gedrängt voll. Ich blieb in der hintersten Ecke, und ich glaube, ich war er-

regter als die Angeklagte, die mit ruhigem Gesichte dort auf der Anklagebank saß, nur totenblaß und mit eingefallenen Wangen, völlig gebrochen.

Die Verhandlung begann. Die Angeklagte sprach so leise, daß man kaum etwas verstand.

Ihr anfängliches Leugnen hatte nichts genützt. Schritt für Schritt wurde ihr das Verbrechen nachgewiesen. Wie sie schon früher das Gerücht verbreitet hatte, daß ihre Herrin wunderliche Reden geführt und von Todesahnungen gesprochen habe, ein wohl ausgedachter sorgsamer Plan, damit man an einen Selbstmord glauben konnte.

Es blieb aber keine Frage, daß es ein seit langem geplanter feiger Meuchelmord war. Sie mußte die Schlafende überfallen haben, und hatte ihr das Messer in die Brust gestoßen.

Das geraubte Geld war im Bette gefunden, in die Matratze eingenäht. Das mußte sie sofort nach der That gethan haben. Darauf hatte sie sich umgekleidet, und war noch einmal in der Stube gewesen, wo die Tote lag. Dann war sie zu einer Freundin, und mit ihr in jenes Lokal zum tanzen gegangen.

Jetzt stellte der Vorsitzende an sie die Frage: wo und mit wem sie die folgenden Stunden zugebracht habe, ehe sie sich früh morgens zu ihren Verwandten begeben hatte; — denn anfangs schien es fraglich, ob sie nicht einen Mitschuldigen gehabt, zumal ihre Leute die Schuld auf den großen Unbekannten schieben wollten, in dem ehrlichen Glauben, daß man dem jungen Dinge eine solche grauenvolle That nicht zutrauen könnte.

Eine atemlose Stille trat ein, daß man jedes Geräusch von draußen auf der Straße hören konnte. —

Und in diesen wenigen Sekunden zog die Erinnerung an mir vorüber, die Erinnerung an jene wilde Sturmnacht, als ich mit dem Mädchen durch den Regen gelaufen war, die Erinnerung jenes Ausbruchs toller Leidenschaft, mit der sie sich mir hingegeben hatte, gleichsam ein Nachwehen der Mordlust, wohl auch, um sich an einen andern Menschen anzuklammern, sich vor dem Gefühl ewiger Verlassenheit zu retten.

Im Tanze hatte sie sich berauscht. Es kam mir vor wie ein Siegestanz, jener Bluttanz, den die Wilden um ihre hingeschlachteten Opfer aufzuführen pflegen.

Es mochte auch der Gedanke mitgesprochen haben, daß die That doch nicht verborgen blieb, und die Gefängnismauer sie bald umschließen würde; sodaß sie ihre Freiheit zuvor noch ausnutzen wollte, um auch das letzte zu opfern, ihre Unschuld, um einmal voll zu genießen, ehe es für immer zu spät war.

Das alles zusammen hatte sie mir in die Arme geworfen. Der Blutgeruch hatte ihre Sinne gestachelt, die Grausamkeit hatte ihre Schwester erweckt, die Sinnlichkeit, die nach Sättigung verlangte, damit die gespannten Nerven wieder zur Ruhe kommen konnten.

Die Gedanken zogen an mir vorüber mit dem Bilde jener Gewitternacht, den hellen fahlen Blitzen, die über der bebenden Erde zu zersplittern schienen, während Sturm und Regen einen sinnlos wütenden Kampf mit einander bestanden. —

Der Vorsitzende wiederholte die Frage.

Die Angeklagte hob den Kopf, es schien als wollte sie sich zu einer Antwort erheben, die blassen Lippen bewegten sich etwas, dann ging ein Schauer durch den jungen Körper und sie sank wieder in sich zusammen. —

Es ging wie ein Aufatmen der Erlösung durch den Zuschauerraum, das gewöhnliche leise raunen flog über die Köpfe, und die Verhandlung nahm ihren Fortgang.

Der Staatsanwalt malte das Charakterbild des Mädchens in grellen Farben; der Verteidiger mühte sich vergebens, Licht hineinzutragen. Das Mädchen hatte gestanden, wenigstens die That eingestanden, wenn sie auch behauptete, daß sie durch schelten gereizt, nach dem Messer gegriffen habe.

Die Geschworenen fällten ihren Spruch, nach langem bangen harren. . . .

Zum Tode verurteilt! —

Wie eine schauernde Ahnung ging es durch den Raum, als das Mädchen so dem Tode überantwortet ward.

Ihr leises aufschluchzen ging in dem dumpfen Gemurmel unter; dann leerte sich der Saal. . . .

Draußen auf dem halbdunklen Korridor, trotzdem ich versuchte, rasch an die frische Luft zu kommen, weil es erstickend schwer auf mir lag, drängte sich die Menge mir in den Weg, — und da kam sie,

gebrochen, mit gesenktem Kopfe sich neben dem Gerichtsdiener hinschleppend.

Ich ward vorgedrängt, und da hob sie den Kopf, ihr flackernder Blick traf mich voll, ihr Auge blieb an mir haften, weit aufgerissen, sie stockte . . . eine hastige Bewegung, — aber schon riß der Mann sie weiter, und die Menge schob sich zwischen uns; ein stöhnender Laut . . . und die Thür, die zum Gefängnis führte, die sie für immer vom Leben schied, fiel zu. —

Draußen lag helle Sommersonne, ein buntes Bild, lachende Fröhlichkeit, ein hastiges hin und her von eilenden Menschen, jagenden Pferden und Wagen — ein rauschendes, flutendes Leben . . . .

Zum Tode verurteilt! —

Eines Morgens im Nebel, ehe die Sonne kam, stand in einem engen Hofe ein dunkles Gerüst, rings feierlich schwarz gekleidete Menschen, auf deren stummen Lippen das Lächeln erstorben war.

Es überkam mich, daß ich dabei sein mußte; — ich wollte dabei sein.

Vielleicht, daß ich noch einmal, zum letzten Male,

ihren Blick auffing, ehe das blitzende Beil niederfuhr, den weißen Hals zu durchschneiden. —

Sie hatte einen Menschen getötet; nun wurde sie getötet. — Aber wenn aus jener Liebesnacht neues Leben erstand? —

Die tollsten Gedanken hetzten sich in meinem Hirne, und sie kehrten immer wieder zu dem Bilde jenes Tages zurück, an dem das Urteil vollstreckt würde; wo das heiße Blut, das mir so wild entgegengepocht, fließen mußte, um vergossenes Blut zu sühnen. —

Eines Tages dann kam die Nachricht, daß die zum Tode verdammte, zu lebenslänglichem Zuchthause begnadigt war. . . .

Ich frage mich oft, ob dieses Mädchen je an den Abend zurückdenkt, ob sie eine Erinnerung daran hat, oder ob alles überflutet ist von dem Blutdunste des Mordes, ehe sie tanzte und sich berauschte an Wein und Liebe, diesen Betäubungsmitteln, mit denen wir unser Gewissen einzuschläfern suchen. —

Dabei sah das Gesicht so unschuldig rein aus, ein wahres Kindergesicht, und die Gestalt hatte eine

Mädchenhaftigkeit, der nur die unruhigen Augen widersprachen.

Und mit diesem Geschöpfe, das wenige Stunden zuvor einen Menschen getötet hatte, dessen Hände mit Blut befleckt waren, hatte ich getanzt und gelacht und getrunken, und die wilde Erregung, die sie beherrschte, hatte ich für Leidenschaft gehalten, und hatte sie erwiedert. . .

Seitdem fürchte ich mich vor allem unbekannten; und meine Tanzleidenschaft wich vor dem Grauen jener Nacht; ich erkannte, daß der Tanz, so wie wir ihn kennen, in der Umschlingung zweier Menschen, die sich zu rauschender Musik toll um einander wirbeln, bis ihnen die Sinne vergehen, eine Brutalität ist, wie sie nur unsere heuchlerische Gesellschaftsmoral bemänteln kann.

Mir ist die Lust daran vergangen. — —

Er schwieg und führte langsam das Glas zum Munde, während ich nicht wußte, was ich zu der Ge-

schichte sagen sollte und in die Nacht hinaussah, die sich voller Sterne über uns wölbte.

Die Menge flutete jetzt aus dem Tanzsaal in den Garten, denn Kanonenschläge, die durch die Nacht hallten, kündeten das Feuerwerk an.

Auf dem schwarzen Wasser drängten sich die Boote, und jetzt stiegen die ersten bunten Leuchtkugeln empor, begrüßt von dem bewußt naiven Ah! der tausendköpfigen Menge. —

Dort drüben, anmutig überhaucht von dem roten bengalischen Lichte, stand die kleine Braune, mit der ich vorhin getanzt hatte; sie sah sehnsüchtig herüber, und machte ganz süße Augen, aber das prallte an mir fühllos ab.

Sie sah zwar nicht darnach aus, als ob sie wen kaltlächelnd umbringen konnte, aber wer weiß .... besser ist besser!

Und so wandte ich meine ganze Aufmerksamkeit den sprühenden Feuerrädern, Funkenfontainen, Raketen und Leuchtkugeln zu, die mit ihrem fauchen, zischen und prasseln, jedesmal mit dem obligaten Puff am Schluß, ehe die Finsternis für einen kurzen Moment wieder

eintrat, das Gemurmel und die Bewunderungsrufe der ineinander gekeilten Menschenmenge übertönten.

Dabei mußte ich immer an jene Gewitternacht denken, von der mir eben erzählt war. —

Die kleine Braune hatte das Feuerwerk ihrer Augen längst eingestellt, und hielt es nicht mal mehr der Mühe wert, einen einzigen kleinen Blick herüber zu werfen.

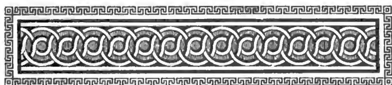
Es hätte ihr auch nichts geholfen, denn für heute war mir jede Laune verdorben.

Ich fand es überaus menschenfreundlich, einen am schönen Sonntag Abend mit Mord und Todschlag so gruseln zu machen. . . .



Einsamkeit





Weißt du Kind, was es heißt: einsam sein? —

Du bist jung und schön, angebetet und beneidet, und du ahnst nicht, was es heißt für einen Menschen einsam zu sein.

Alleinsein — ist nicht Einsamkeit.

Wenn auch niemand um dich ist, du weißt doch immer, daß du geliebt wirst, daß in diesem Augenblicke ein anderes Wesen deiner denkt.

Und all diese Gedanken flattern zu dir, wie Tauben zurück zu ihrem Neste, und pochen leise, ganz leise um Einlaß bittend bei dir an, und plaudern dir vor von tausend Dingen.

Auch wenn die schwerlastende Hand des Schicksals

auf unserem Haupte ruht, die uns züchtigt mit den Bitternissen der Erfahrung — das Gefühl des Verlassenseins kann nicht in uns aufkeimen.

Es bleibt, wie ein graues Wölkchen am blauen Sommerhimmel, immer nur ein vorüberfliehender Gedanke.

Wie kann man einsam sein im rauschenden brausenden Walde, wenn die Blätter durcheinander wirbeln, wenn aus dem lichtprangenden Grün tausend lockende Vogelstimmen an dein Ohr schlagen, wenn der süße Duft der Blumen berauschend zu dir emporsteigt und Blätter und Zweige traumhaft geheimnisvoll flüstern und raunen.

Auch nicht wenn der weiße kalte Schnee die Erde einhüllt und die buntfarbigen Blumen vernichtet hat — nur der eisig schneidende Wind durch die kahlen schwarzen Äste pfeift.

Erzählt er dir doch die munteren Märchen des Winters, und das bedeutungsvolle Gekrächz der uralten Raben und Dohlen redet vom begrabenen Leben, von grauer Vorzeit.

Und wenn der Winterwind die hochschlanken Wipfel der Tannen erfaßt und sie zaust wie ein über-

mütiger Knabe, und sein Sturmlied singt, — wie könntest du dich einsam fühlen.

Gestrandet an der ödesten Klippe im unermeßlichen Ocean, wo kein lebendes Wesen dir nahen kann — doch murmeln dir die Wellen tausendjährige Melodieen. Du brauchst nur zu lauschen, und die Zeit wird dir nicht lang.

Selbst die Wüste vermag nichts gegen dein Denken.

Du fühlst dich nicht vereinsamt und wärest du in das Eismeer verschlagen zur Zeit des Winters mit seiner monatelangen Nacht. —

Denn nicht vom Alleinsein, nicht von der Abwesenheit anderer Menschen hängt das Gefühl wahrer Einsamkeit ab.

Deine Phantasie kann dir in die trockenste Einöde den lachendsten Blumengarten zaubern.

Es ist die Einsamkeit des Herzens, die schlimmer ist als der Tod und qualvoller als alle Martern, die je ersonnen sind.

Und diese Einsamkeit findest du meist im drängenden Gewühle der Menschen, in der Mitte der Großstadt, im tollen Getriebe von Millionen rastlos streben-

der Köpfe, wo keine Minute die gierigen zur Ruhe kommen läßt, wo der Lärm der Gegenwart jeden Gedanken an Vergangenheit und Zukunft übertönt.

Dort findest du die rechte Einsamkeit, die sich mit der Verzweiflung des Todes paart.

Da finden sich Menschen, die einsam sind. . . .

Sie essen und trinken wie alle anderen.

Sie schwatzen und lachen und lesen ihre Zeitung, sie wachen und schlafen . . nein! — das thun sie nicht immer . . .

Aber sie träumen zuweilen — und nachher wissen sie nie mehr, was ihnen geträumt hat, nur daß es qualvolle Gefühle gewesen sind, das vergessen sie niemals. Sie finden auch den Schlaf, aber die Erquickung bleibt aus.

Dafür können sie wachen und weinen . . .

Wachen und weinen! —

Hast du es je erfahren: eine lange, grenzenlos lange Nacht die Augen nicht schließen zu können — den hämmernden Kopf in die Kissen gedrückt, um das aufquellende schluchzen zu ersticken? —

Vergebens ringt man gegen die Thränen.

Gleich einer überströmenden Lavaflut steigen sie empor; wie willst du ihrer Glut wehren? . . .

Zuweilen stiehlt sich durch die Gardinen der fahle Strahlenschein des Mondes.

Kein Laut ringsum, außer dem heftigen Schlage deines Herzens und dem zitternden Verhallen deiner Seufzer.

Und auf der ganzen weiten Welt giebt es keinen Menschen, dem du sagen könntest, daß du unglücklich bist.

Wenn du am frühen Morgen aus dem Schlafe, der sich dir nur minutenlang flüchtig naht, nicht wieder erwachtest — wer trauerte um dich? . . .

Kein Mensch, der Anteil an dir nimmt, niemand, den du dir in deiner Not herbeiwünschen kannst.

Du bist einsam.

Du kennst hundert und aber hundert Menschen, die dich alle ehren, wenn du in ihrer Nähe bist, und denen du doch nie mehr sein kannst als ein Fremder.

Denn auch dir stehen sie fern, sie sind dir nicht mehr als Steine am Wege dem hungernden Wanderer.

Und noch eines fehlt dir, und das erst macht

dich völlig einsam: dir fehlt der Glaube; selbst jener äußere Glaube, der den Trost von Millionen bildet.

Dieses phantastische Märchen genügt den anderen, ihre Einbildungskraft spinnt Faden an Faden zu einem bunten Gewebe, in dessen Maschennetz sich ihre Vernunft elendig fängt.

Du aber willst dir selbst genug sein, dir einzig und allein. Denn zu früh hast du die Schwäche und Nichtigkeit dieses Seins durchschaut — hast du gelernt, zu verachten.

Und wenn im Seidengewande der Schmeichelei buhlende Hoffnung dich lockt, und sich dir mit leichten Schritten naht — scheuchst du sie selbsttrotzig fort mit den blutigen Geißelhieben des Hohnes und den Scheltworten der Verzweiflung, diesem gesprochenen Gifte, das Herz und Gefühl ertötet.

Ob du dich hineinstürzest in das wildeste Gewühl, in das tollste Getriebe des Tages — es frommt nicht.

Bei ihren Festen und Freuden, unter dem Winken schöner Frauenaugen — in den Sälen, wo ewig das goldene Glück zu thronen scheint, wo Frohsinn, Jugend

und Schönheit selbstgefällig lachen — wird es dich wie aus dem Hinterhalte packen mit wildem Weh.

Es giebt Menschen, geehrt wie Götter, angebetet und geliebt — und sie fühlen sich doch einsam — zum Tode einsam.

Beneidet von allen, stützen sie, fern von den Menschen, die müde Stirn in die Hand und bleiben einsam.

Sie passen nicht unter die Menschen, sie gehören nicht in diese Zeit.

Sie stehen zu hoch über — oder aber zu tief unter den anderen; deshalb leben sie und sterben sie für sich, gott- und menschenverlassen.

Eine Macht nur giebt es, die auch diese Einsamkeit erträglich machen kann — es ist die Liebe.

Mit kosend sanfter Hand streicht sie über die fiebernde Stirn des Einsamen; schmeichlerisch umschlingen ihre Arme seinen müden Nacken, ihr weicher Mund flüstert heimliche Worte in sein Herz, und mit zuckender Lippe küßte sie ihm Thränen die von den Wimpern.

Aber es muß die eine große Liebe sein, jene

Liebe, die nur ein einzigesmal mit leichtem Flügelschlage an uns vorüberzieht, ob wir sie fassen und halten können.

Der Kampf ist nicht leicht, und wenn sie nicht Riesenstärke besitzt, wird sie dem Dämon Einsamkeit erliegen, um dessen nachtfinstres Haupt sie Kränze süß duftender Rosen schlingen muß, um ihn sich zu unterwerfen, und diesen Giganten zu fesseln. —

Schling deine Arme fest um mich, schütze mich vor dem düsterblickenden Feinde, der mir zuweilen seine entnervende Schattenhand auf die brennende Stirn legt.

Scheuche mit deinem hellen Lachen die bösen Gedanken fort, die er mir zuraunt.

Die Nähe deiner Schönheit entwaffnet ihn, denn über dich hat er keine Gewalt. Scheu verkriecht sich das gräßliche Untier, die blutsaugende Einsamkeit, die an unserem Herzen nagt und uns zu Tode martert, vor der Liebe.

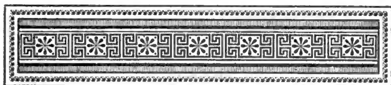
Der Bruder des Einsamen ist der Tod . . .

Du aber bist mächtiger als beide — denn du bist die Liebe. —



Mut





Ein duftender, sonnenmüder Juniabend. —

Am stahlblauen Himmel leuchten die schneeweißen Federwolken an ihren Säumen blaßrot auf; dann huschen alle Regenbogenfarben über den Westhimmel während im Osten grauer Nebelschleier heraufzieht.

Der erste Atemzug der einfallenden Dämmerung schwebt wie Frühlingshauch durch die dichten satten Laubkronen der Eichen, die breiten Zweige der Buchen wiegen sich auf und ab, die Blätter der Erlen zittern wie im leichten frösteln, und von den zierlichen Linden weht bethörender Blütenhauch, während vom Boden der feine Geruch feuchtwerdender Gräser aufsteigt und mit dem schweren Dunste der Rosen sich mischt, die

ihre Blüten matt hängen lassen, als sei ihnen mit dem Lichte alle Kraft geraubt.

Langsam unter den Laubhängen des Parkes wandeln zwei, nebeneinander, daß sich zuweilen die Ellenbogen leise streifen.

Der Mann groß und breitschultrig, sie schlank mit schmalen Schultern und mattblonden Haaren, die sich von dem hellgrauen Sammetkleide, auf das sie fallen, wie Gold abheben.

In den Händen trägt sie ein paar duftende Rosen, die er ihr im Parke gepflückt hat, und sie führt den kleinen Strauß zum Gesichte und atmet den Duft der blutroten Rosen mit leichtgeöffneten Lippen ein, während ihre sinnenden Augen mit scheuer Flüchtigkeit ihren Begleiter streifen.

Schweigend gehen sie neben einander hin.

Sie haben sich mit Worten nichts zu sagen — —

Ein schmaler Bach schlängelt sich durch den stillen Park, und grauschlanke Forellen, kaum sichtbar in dem leicht getrübten Wasser, tummeln sich darin, und schnellen die kleinen Gefälle hinauf, die hie und da von den stärkeren Rinseln gebildet werden.

Dann plätschert das Wasser wieder sanft am Ufer hin, unter lang überhängenden Grashalmen.

Ein schmaler Steg führt über das Flüßchen.

Die Frau stützt sich leicht auf das schwache Geländer und sieht dem Wasser zu, wie es murmelnd enteilt, und dann im Spiel wirft sie eine Rose hinab, und blickt der Blume nach, die von den Wellen weiter und weiter getragen wird, bis sie den Blicken entschwindet.

Aber ihre Gedanken sind nicht bei dem murmelnden Wasser und nicht bei der armen ertrinkenden Rose.

— Margit, sagt der Mann neben ihr leise und beugt sich zu ihr, — Margit, Sie träumen.

Sie reißt sich aus ihren Gedanken, lächelt müde, und bewegt dann hastig kurz den Kopf, als wolle sie etwas von sich abschütteln.

— Darf ich nicht wissen, was es für Träume waren, fragt er weiter, Träume von Glück? . . .

Sie schüttelt mit dem Kopfe.

— Nicht von Glück, mein Freund. Aber Sie haben recht: Vom Glück kann man nur träumen. Wir erreichen es ja niemals. Es bleibt ein Traum,

der zerrinnt, wenn die Wirklichkeit an uns herantritt.

— Aber Margit, wie können Sie nur so reden. Sind Sie nicht ein Kind des Glücks?

Sie sieht ihn an und lächelt leise:

— Meinen Sie?

— Ja, Margit, ich weiß. Haben Sie nicht alles, was nur ein Mensch sich wünschen kann, was uns Zufriedenheit giebt, und den Grund legt für das Glück? Was Sie da sagen, sind Grillen, die sich nicht in Ihrem klugen Kopfe einnisten dürfen, Stimmungen, die vorübergehen, wie ein Wolkenschatten über ein Kornfeld hinfliegt, wesenlos flüchtig.

— Wie klug Sie sprechen . . .

— Ich bitte Sie, Margit, nicht diese Ironie, jetzt nicht. Werden Sie nicht von aller Welt geliebt?

— Sie schmeicheln, mein Freund.

— Oh, nein! — Das brauche ich Ihnen doch nicht mehr zu sagen. Und daß ich, wie alle anderen, Ihnen nun auch verfallen bin — aber anders, ganz anders, Margit, haben Sie es nie gefühlt, wissen

Sie es nicht, daß ich Ihnen gehöre, mit jedem Gedanken, — daß ich Sie liebe? . . .

Er schwieg und griff nach ihrer Hand.

Sie regte sich nicht, ließ es geschehn, aber ihre Finger lagen kalt in den seinen.

Sie blickte vor sich hin auf das fließende Wasser, und schien nichts zu hören von dem, was der Mann zu ihr sprach, ihr zuflüsterte mit bebender Stimme.

Nur einmal zuckten ihre Finger leise in seiner Hand.

Da beugte er sich über sie, als wollte er ihre Wangen mit den Lippen streifen, und fragte:

— Margit, hast du das nicht gewußt? —

Da hob sie etwas den Kopf, und ein ganz feines Lächeln glitt über ihr Gesicht, ein Lächeln wie über sich selbst.

Sie ließ es geschehen, daß er sie an sich zog und sie küßte, die geschlossenen Augen, die bleichen halbgeöffneten Lippen, die so seltsam kalt waren, und sich ihm doch nicht entzogen.

Dann führte er sie willenlos zu der Bank, die dicht am Bache, unter der breitschattenden knorrigen Eiche stand.

Nun sprach er, leidenschaftlich, ohne daß sie ihn unterbrach, schmeichelnd bittend, von seiner Liebe; wie es allmählich gekommen war, langsam, bis die Sehnsucht ihn ganz erfüllt hatte; — endlich schwieg er ... und nun hörte man nur, wie sie hastig und schwer atmete, und ihre Finger, ohne der Dornen zu achten, sich um die Rosen krampften, die in ihrem Schoße lagen.

Ein verschlafener Vogel raschelte und wisperte im Gebüsche, das Wasser murmelte und plätscherte durch die Stille der Nacht, die jetzt dunkel und einförmig über dem Parke lag.

— Margit, willst du mir nichts sagen?

Sie strich sich langsam über Stirn und Augen.

Dann, wie zu plötzlichem Entschlusse, raffte sie sich auf. Und als sie jetzt sprach, hatte ihr Gesicht einen bittern Ausdruck und ihre Stimme klang schärfer und härter als sonst.

— Du meinst, ich sei ein Kind des Glücks — und du weißt nicht, wie mir das Glück für alle Zeiten geraubt ist. Du liebst mich, sagst du. — Muß ich dir eine Antwort auf deine Frage geben, bedarf es dessen? . .

Nein; aber zuvor muß ich dir eine andere Antwort geben, eine Antwort, anders, als du sie erwartest. Du liebst mich — und nicht wahr: ich soll dein Weib werden. — Armer Freund, du hast dich betrogen, wie ich dich. Sieh mich nicht so an. Mach es mir nicht noch schwerer, dir zu sagen, daß ich dein Weib nicht werden kann, weil ich — ich habe einmal zu lieben geglaubt, und da . . .

— Margit! . . .

Dann löste er den Arm von ihr und starrte sie an, als ob sie sinnloses Zeug rede.

— Nein! sagte sie, ich habe dich nicht betrügen können. Ich mußte es dir sagen. — Starr' mich doch nicht so an. Es ist, wie ich dir sage. Ich kann dein Weib nicht werden, hörst du, niemals! . . Das Glück, das du mir zugeschrieben hast, habe ich verscherzt und verloren . . . Laß mich gehn! —

Langsam, schwerfällig erhob er sich, ohne ein Wort zu finden. Er wußte nicht, was er ihr sagen sollte.

Sie stand vor ihm im Mondlichte, das ihren Schatten scharf auf dem Erdboden abzeichnete.

— Du siehst, wir dürfen uns nichts sein, fing

sie wieder an. Ob auch deine Freundschaft schwinden wird nach dem, was ich dir gesagt habe, weiß ich nicht; ich will es auch jetzt nicht wissen. Geh' jetzt, geh', — und wenn du kommst, komm als mein Freund wieder. Mir hat gebangt vor dieser Stunde seit Wochen. Ich wußte, daß sie kommen würde. Ich wußte, daß sie das Ende meines Glückes bedeuten würde. . . Lebe wohl, und verzeih mir — wenn du kannst!

— Margit, stöhnte er auf, Margit! . . .

— Mein armer Freund.

Einen Augenblick klammerte er sich an sie, die starr und regungslos dastand, dann aber langsam, wie im zaudernden Entschlusse, ließ er sie und er ging — ging, wie sie ihn gebeten hatte.

Langsam in das Dunkel ging er, über die aus Baumästen gefügte Holzbrücke, bis er, ohne sich umzukehren, hinter einem Gebüsche verschwand.

Sie sah ihm nach, und sie wußte, das war das Ende.

Jetzt war alles aus, alles! —

Es war das Glück, das sie verließ.

Willenlos lösten sich die Rosen aus ihrer Hand

und fielen in das treibende Wasser, das leise murmelnd ihr zu Füßen floß.

Die Blumen schwammen einen Augenblick auf den fliehenden Wellen — dann versanken sie. —

Er hatte den Mut nicht gefunden! —

Seine Liebe war zu schwach gewesen.

Er war gegangen, und wenn er auch wiederkehrte, es war vorbei für immer.

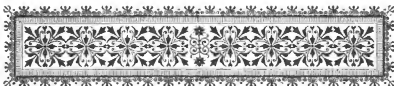
Sie ließ sich auf die Bank sinken und weinte Thränen nutzloser Reue, Thränen über ihren thörichten Glauben an seine Liebe.

Er hatte den Mut nicht gefunden! —



Schnauzerl





Grüeß Gott die Herren! . .

— Grüeß Gott, Herr Major! —

Der kleine dicke Herr, dessen struppiger Schnauzbart in letzter Zeit stark zu ergrauen anfing, grüßte nach allen Seiten, und nahm dann in seiner gewohnten Ecke am Stammtische des Herrenstübels Platz, zog bedächtig seine Cigarrentasche aus der Lodenjoppe und zündete sich sein Kraut an.

Dann — mitten in eine dichte Rauchwolke hinein — mit Kommandostimme:

— Resi! . . . wo bleibt nachher mei Maß? —

— Komm glei, Herr Major! . .

Der Gerichtsrat, der neben ihm saß, schob die

Brille höher, blinzte mit den etwas stechenden Augen, räusperte sich und legte endlich los:

— Soso! . . Dein Mädel hat sich also verlobt.

— 's ging halt net anders, schmunzelte der glückliche Vater und fuhr sich durch den Schnurrbart, selbstgefällig stolz, und warf sich in die Brust, als ob er sein Bataillon noch vor sich habe, das er wegen seines ewigen Reißens im linken Bein endlich einem andern überantwortet hatte.

— 's ging net anders. Die Kathi hat halt ihren eignen Kopf. Den hat's aufg'setzt, und i mußt am End' schon Ja und Amen sagen. Hätt' gern 'n Soldaten, an Jäger oder so anen zum Schwiegersohn g'habt. Ihr wißt's ja, daß i dees Künstlervolk nimmer recht hab leiden können, Farbenklexer und Schmierpeter, die all'weil nach ihren Oelfarben schmecken. Laßt sich halt nix mehr dawider machen.

— I denk, 's is schon a ganz berühmter, der Sepp Huttinger, und a Geld hat er aa? —

— Dees is g'wiß. A schön's Geld verdient so aner, daß es a Schand is; und a Prachtkerl is er aa. I bring'n schon a mal mit, wan's dene Herren recht is.

Und dann — g'halten hab i zwar nie viel von di Reservisten, verludern ein'm nur die Leut' — aber g'freut hat's mi doch, daß er Reserv'leutnant is. 's is doch a Freud, wann 's Mädel am Festtag mit an Uniformierten gehn kann. — I hab dees z' anfang net g'wüßt, und als er dann kommen is . . 's is halt schwer, an Herrn Kam'raden was abz'schlagen — und so hab i denn Ja g'sagt.

— A Maß, Herr Major! — Zum Wohl! Verruckt san's heut all mit anand. I hab den Herrn Major sei Krueg gar net finden könne. — Mögen's an Schweinsschlegel, Herr Major? — i hätt anen zurückstellt, wann's 'n mögen.

— I mag schon, Resi.

— Jesses na, der Schnauzerl. Bist aa do, du lieb's guet's Viecherl, bist aa do? . .

Die Resi, puterrot im Gesicht von all dem Hin- und Herlaufen, die Schürze und das schwarze Kleid ganz mit Bier begossen, beugte sich nieder und kraute dem kleinen gelben Rattenfänger den struppigen Kopf, den er in ihre Röcke einzuwühlen suchte.

Dann sah sie wieder ein paar Deckel aufstehen,

und lief davon, während Schnauzerl hinter ihr her tappte, — aber wieder umkehrte und neben seinem Herrn auf die Bank sprang, in Erwartung, daß es bald zu fressen gab.

Der Major setzte den grauen Krug auf den weißgescheuerten Holztisch, klappte vorsichtig liebevoll den Zinndeckel zu, wischte den Schaum aus dem Barte, und sagte dann überzeugungsvoll, als ob er eine wichtige, ganz neue Entdeckung gemacht habe:

— A guet's Bier! —

Und alle nickten, der Gerichtsrat sah sogar von seinen Neuesten auf, die er sich eben von der alten humpelnden Zeitungsfrau gekauft hatte, und sagte:

— A guet's Bier! —

Ehe jedoch die allabendliche Erörterung über die Güte des Bieres, als notwendige Folge dieser Bemerkung in ihr Recht treten konnte, wandte der Major sich zu dem Hunde, der mit seinem Schwanzstummelchen eifrigst hin- und herwedelte als Ausdruck erwartungsvoller Freude.

— Ja ja, der Schnauzerl, so a Malefizlump wie der, er is halt an allem schuld.

— Was denn? . .

— Schuld is er an der ganzen G'schichten.

— Wieso, nachha?

— Die Verlobung. Der Schnauzerl hat mir die G'schichten einbrockt. Gell, du? A guet's Tier'le bist — aber a Schandverräter.

— Hat er ausplauscht? —

— Freili hat er! . . Was meinen's, zu was i den Hund hab? Weil 's mir Spaß macht? — Gengen's weiter! Aufpassen hätt' er soll'n auf die Kathi. — Als mir und dem Mädel die Mutter g'storben is, vor sieben Jahr, und i nun da stand, und sollte dees Kind erziehn — 's ging halt schwer. A Mädel is an anders als a Rekrut. Aber 'gangen is — und guet is 'gangen, z'anfang, als noch die Fanny mit g'holfen hat, die gute Seelen; aber dann is die Kathi immer älter worden und immer hübscher. Lange Kleider hat's geben, und Fräulein haben se's g'rufen. Dees hat mir gar net eini wollen. Und a jeder Lali hat ihr unverschämt in's G'sicht g'schaut, denn hübsch is dees Mädel, verteufelt hübsch. —

Er strich schmunzelnd den grauen Schnauzbart, als wollte er sagen: Geln's, schaugn's mi an!

Dann nahm er einen bedächtigen Schluck aus seiner Maß, und fuhr fort:

— Wie i so g'sehen hab', wia die anderen ihre Liebschaften anbandelt hab'n, hab i denkt: Wart', dees soll's bei meiner Kathi net geb'n. Und eines Tag's hab i den Schnauzerl mit'bracht. — Schnauzerl! wo bist? glei gehst her. Von dir is die Red'. Schau nur, schau! — wahr is. — Jetzt is er verdorben — aber damals war's an Prachtkerl. Niemand hat er herg'lassen auf fünf Schritt. An jeden B'kannten, der mi hat anreden woll'n, hat er anbellt wie narret, und hat nimmer aufg'hört. Guet war's. — Die Kathi ging allweil mit dem Hund, und das Viecherl ließ kei Ruh mehr, bis er mit kam. Auf der Straßen is er umanand g'saust, aber glei wieder da, wann der Kathi wer zu nah kommen is. Das Mädel hat si g'freut, und net g'wüßt, daß dees a List war von mir. Das Hunderl is kloan, winzig kloan — man kann's ja zerdrucken in der Hand, aber so a fein's Herrle wird si hüten, daß eahm so a kloaner Kerl an=

bellt wie toll, und alle Welt über ihn lacht; denn der Schnauzerl hört nimmer auf, wann er amal ang'fangen hat.

— I kauf mir glei so a Hunderl, rief der Gerichtsrat hinter seiner Zeitung hervor. — Aber 's müßt halt aa so ausgehn wie bei dir. Wann mei Marie die G'schichten hört, kauft's glei so a Ratz, daß ihre Mädel aa an Mann kriegen. Fünfzehn san's erst und sechzehn, aber jetzt hat's schon a Not, daß 's sitzen bleiben und versauern.

— San's g'scheit, wandte der Major ein, mei Kathi is achtzehn. So lang is guet gangen. Nachha is dees Unglück g'schehn.

— Dees nennt der an Unglück, riefen fast gleichzeitig zwei Väter heiratsfähiger Töchter. I möcht glei so an Unglück.

— Für mich is 's. Denn i verlier mei Katherl. Aber was hilft's? — Also paßt's auf:

Der Schnauzerl is die beste Gard'dam' g'west von der Welt, bis vor an vierzehn Täg. I geh mit der Kathi die Maximiliansstraßen lang, so gegen Nacht war's. A schöner Tag, und wir wollten aussi zum

Hofbräukeller. Wir gehn über die Brücken und den Gasteig auffi. Der Schnauzerl lauft wie verruckt immer den Leuten grad' unter d' Füeß. Mit anmal is er furt, wie narret auf an Herrn zu, der auf uns herkommt. Schau, denk i und seh, wie das Viecherl ihn anbellt — aber net bös, naa — lustig wie an gueten Bekannten, springt an ihm auf und bellt vor Freud' . . . Der Herr thut, als siecht er das Hunderl gar net, das stad wird, anfangt, eahm mistrauisch die Haxen zu beschnüffeln und dann zu eahm aufischaugt, und mit dem Schweifstummerl wedelt. I merk, wie der Herr verlegen, und die Kathi, die mich eing'faßt hat, unruhig wird — und als i's anschau, wird's blutrot im G'sicht. I schau mir den Herrn an — aber der draht den Kopf, und der Schnauzerl bleibt mitten im Weg stehn, guckt eahm nach und bellt nimmer. Nur so a ganz kloan's bisserl wackelt er mit sei'm Schweif — ganz niederg'schlagen. Dann schaugt er die Kathi an, die nix sagt, und dann kriecht er hinter uns her, ganz stad.

Gelt Schnauzerl, hast dich g'irrt, sag' i. Was is denn? . .

Macht des Viech a G'sicht'l, so dumm, Jesses na . . . Schnauzerl, geh: mach dei' dumm's G'schau!

Der kleine Rattenfänger wedelte nur mit dem Schwänzchen und starrte zu dem Major auf, der einen tiefen Blick in seinen Maßkrug that, um sich zu überzeugen, ob auch das Bier nicht abgestanden war. —

Na guet. — I hab dees kaum g'sagt, da wird das Mädel ganz verlegen. I sag nix weiter, und denk mir mein Teil. Sie hat a Geheimnis — also mag sie anfangen. Aber naa, sie red't kan Wörtl. Wir gehn zum Keller aufi, essen, trinken, und gengen spät ham. Des Madel druckt si umanand, als hätt's was auf'm Herzen. Als sie mir's Nachtbusserl giebt, schangt's aus, als wann's anfangen möcht — aber naa. — I schau mi noch nach dem Schnauzerl um; da liegt's in sei Korb und schlaft wie a Ratz. Du Lansbua, denk i, na wart! . . . Schlecht ausg'schaut hat er grad net, der G'wisse. So a Viech — i moan halt den Hund, er muß eahn schon lang kennt haben; ang'wedelt hat er eahn, so a charakterloser Lump der. Die Nacht hab i ganz guet und fest g'schlafen. — Aber die Kathi net. Verweinte Augen hat's gehabt. —

Aber i sag nix und trink ruhig mei Kaffee. Endlich fangt sie doch an. Ganz wie i mir's denkt hab: Kennen g'lernt hat sie ihn, gern hat sie ihn, haben möcht sie ihn. — Was is er denn, frag i. Da wird's rot. — Eigentlich nix, er hat a Geld.

— So, sag i und werd wild, so a Lump, a Tag'=dieb, der nix kann als sei Geld verthun! Nix is! ... So anen geb i sei Lebtag net mei Tochter zur Frau.

Da fangt's an zu weinen. Endlich kommt's raus: Er is scho was, aber er braucht's halt net.

— Was denn? Was? . . . — A Künstler! — A Maler? . . . Fallt m'r grad' ein. Is nix, wird nix! I kann dees Pack net verleiden. — Aber er braucht's ja net, sagt sie. — Is mir glei! Da wird sie stad . . .

Nach a'r Weil fragt's ganz b'scheiden, ob i noch an des Bild denk, beim Neumann auf der Maximiliansstraßen.

Freili, — dees war a Malerei; a Reiterangriff, daß einem das Herz im Leib' lachte. Wann i nur konnt hätt' — i hätt's glei kauft. I wußt noch, daß i g'sagt hab, dees muß a ganzer Kerl g'malt haben, net so a Windhund. — Aber des is ja von ihm! — Von wem? frag i. — Na, vom Sepp! — Sepp?

— Ja freili! — So so, sag i, aber dees is mir glei. Wann m'r des Bild aa g'fallen hat, i geb mei Tochter koan Künstler net.

Dees blieb mei letztes Wort, und dann bin i aussi gangen, weil i's net sehn kann, wann a Weibsbild zum flennen anfangt.

Um Mittag komm i ham. Grad' hab i mei Hausjoppen an, kommt Besuch. An Offizier, sagt das Mädel. Rasch an anderen Rock, — i kann mei Glas net glei finden, schau die Karten net weiter an, und such net, weil i an Kameraden net warten laß.

I seh glei, der is von mei'm alten Regiment, aber i kann mi net b'sinnen, wer's sein mag. Geb ihm halt die Hand, und druck' sie kräftig. Nachha der Schreck — Jesses na — als der sich räuspert und sagt: Herr Major werden verzeihen, aber ich komme, um den Herrn Major gehorsamst um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten! —

I starr' den Menschen noch ganz verdutzt an, als die Thür aufgeht und dann ruft wer: Kathi, und sie ruft: Sepperl, und wirft sich eahm in die Arme.

Und der Schnauzerl, der z'erst die Uniform an-

bellt hat, heult und springt vor lauter Freud.

Und i — i stand da, und wußt nix mehr.

Dees war a Blamage, bei dem Ueberfall, und so wild i war, i hatt' mei Freud an dera Schneid.

— Ach Vater, schau' doch nur, Schnauzerl will ja auch, bat die Kathi und fing an zu schmeicheln — und i woaß net, was 's war, aber die Stimm' klang ganz wie die von ihr' Mutter.

Und i glaub fast, i hab nimmer recht sehen können, als ob mir was in's Aug' kommen is, und i muß wohl so was gesagt hab'n, des wie an Ja sich ang'hört hat. Die zwei behaupten 's alleweil.

Und dann ging's nimmer: aner gegen drei; denn der Schnauzerl hat für die Liebsleut Partei g'nommen, und hat mi anblafft.

Und i geb' was auf dem Hund sei Menschenkenntnis, wann er mir aa die ganze G'schichten einbrockt hat.

Und so is kommen:

Die Kathi is spazieren gangen im englischen Garten, und Schnauzerl hat den Herrn anbellt. Da is sie rot worden, bis er das wütende Hunderl besänftigt hat, und hat Freundschaft mit eahm g'schlossn.

So waren's halt in's Gespräch kommen.

Na und dann hat sie sich net getraut, a Wort zu reden, weil er a Künstler war.

Wißt's, so an Künstler wie den, laß i mir schon g'falln, aber dem Schnauzerl hab i recht die Ohren zaust.

's war halt nix mehr zu machen. —

Am Nachmittag wird a Kisten 'bracht.

Muß schon an Irrtum sein. — 's war aber ganz recht.

Dees Bild war's, das mir so guet g'falln hat. Dees Ding sollt's sehn, dees is was g'scheits. Is halt a ganzer Kerl und a Schneid hat er aa.

Da mag er aa die Kathi haben, und wann er hundertmal a Farbenklexer is.

An allem aber is der Schnauzerl schuld, der Malefizlump. — Schnauzerl, wo bist? — Gehst her, du lieb's Viecherl, — glei gehst her, du . . . . .

Resi! . . . noch a Bier! . . .



Inhalt.

Seite

Wilde Rosen 1
Erika 19
Erste Liebe 43
Schnucks 57
Das schlafende Mädchen 83
Glück 113
Mänade 133
Einsamkeit 155
Mut 165
Schnauzerl 177



Druck von Gergonne & Cie., Berlin W. Steglitzerstr. 11.

Der Erbe.



Von **Heinz Tovote** erschien ferner:

Im Liebesrausch.

Berliner Roman. Dritte Auflage.

Fallobst.

Wurmstichige Geschichten. Dritte Auflage.

Heinz Tovote

Der Erbe



Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.
1891.

I.

Eva ließ den Romanband, in dem sie achtlos geblättert hatte, müde und gelangweilt, in den Schoß sinken.

Die Buchstabenreihen verschwammen vor ihren Augen, und was sie da las, war ihr so grenzenlos gleichgiltig, daß sie nun abgespannt in die feine Dämmerung hinausblickte, hinüber nach dem Tiergarten, dessen Bäume sich wie eine dichte grüne Mauer vor ihren Augen aufreckten, in dieses erste schleierhafte Dämmern eines schwülen Sommerabends, das erst in Stunden zur Nacht wurde.

Der wolkenleere Himmel nahm allmählich eine matte, aschgraue Färbung an und warf seine letzte,

fahle Helle auf die müde Erde zurück. — Eva legte das Buch auf das Fensterbrett und lehnte sich behaglich tief in den Sessel zurück.

In dem hohen Salon war es schon dunkel geworden; wie graue Spinnwebe schien es sich von dem Plafond herabzusenken; und aus den Ecken des Gemaches quoll die Finsternis wie flutender Nebel, und wuchs und wuchs, bis alle Gegenstände ihre Gestalt verloren und in einander verschwammen.

Durch die weit geöffneten Fenster wehte es weich und schmeichlerisch herein, mit Blumenatem, ein träumerisches Wohlgefühl. —

Wie mit plötzlichem Willensentschlusse erhob sich jetzt die junge Frau, und während das schleppende Kleid über den Teppich fegte und sich bei jeder Wendung rascheland warf, ging sie in dem halbdunklen Raume, mit seinen lichtabwehrenden, schweren Vorhängen, hastig auf und ab; bis sie eben so plötzlich stehen blieb, weil es leise, fast scheu an der Thür klopfte.

Das war wieder so eine von den unangenehmen Manieren des neuen Mädchens, das ihr draußen auf

dem Gute so sehr gefallen hatte, aber hier in der Stadt sich in nichts zu schicken verstand.

Ungeduldig rief sie Herein! und nun stand das junge, schüchterne Ding an der Thür, und in ihrer breiten heimatlichen Mundart stotterte sie, weil sie den Titel nie behielt:

— Der Herr Medicinalrat ist eben gekommen, gnädige Frau.

Und dann nach einer Pause, als Eva schwieg, setzte das Mädchen mit einem scheuen Blicke nach oben, noch leiser hinzu:

— Er ist gleich 'nauf zum Herrn Baron.

Eva nickte ungeduldig.

— Es ist gut! . .

Das Mädchen hatte die hohe Flügelthür in seiner ungeschickten Weise schon wieder angezogen, als Eva sie zurückrief:

— Ich lasse den Herrn Doktor bitten, ehe er geht, bei mir vorzusprechen.

— Sehr wohl, gnädige Frau. —

Sie war wieder allein, und sie blieb stehn, als ob sie lausche.

Ueber dem Salon hörte man deutlich Schritte, und die Pharuslampe in der Ecke, mit ihrem grellroten viereckigen Schirm klirrte leise. —

Sie machte eine Bewegung, als wolle sie hinaufgehen, aber sie stockte wieder.

Was sollte sie bei dem Kranken, in dem dumpfen Zimmer da droben, nur um die ewigen Klagen mit anzuhören, bis ihr die Geduld verging?

Selbst war sie nie krank gewesen, deshalb hatte sie keine Vorstellung davon, was leiden hieß . . .

Sie trat vor den Spiegel und ordnete ihr rebellisches braunes Haar, das sie daheim in einer breiten Flechte um den Kopf trug, obgleich es sie viel älter machte, als sie war, daß man sie gewiß auf dreißig schätzte.

Sie beugte sich gegen das Glas vor, und betrachtete lange und aufmerksam ihr Gesicht, fuhr sich leicht über die Augenbrauen und lächelte dann.

— Nicht die Stirn runzeln, Evchen, sagte sie zu sich selbst, und warf ihrem Bilde einen wohlgefälligen Blick zu.

Dann drehte sie sich ganz langsam um sich selbst,

während sie sich im Spiegel bewunderte, und ein zufriedenes Lächeln flog um ihre Lippen.

Sie war schön . . . das wußte sie, — und sie verstand es, ihre Schönheit in das rechte Licht zu setzen.

Seit dem letzten Winter behauptete man, sie sei kokett geworden, — die Leute konnten nicht so Unrecht haben. Für ihren kranken Gatten galt sie kaum mehr etwas; er beschäftigte sich einzig mit sich und seinen Leiden; und so war sie denn gezwungen, sich die Schmeicheleien, mit denen er sie verwöhnt hatte, von anderen sagen zu lassen; und sie fand nach und nach Gefallen daran, großen Gefallen. —

Sie war wieder an das Fenster getreten und blickte in die schleierhafte Dämmerung hinaus.

Es war Hochsommer, die Luft trocken, schwül und staubdurchhaucht; ein feiner Staub, märkischer Sand, den die Hufe der Pferde in dem sich am Tiergarten hinziehenden Reitwegen unaufhörlich emporwirbelten, den die vorbeijagenden Wagen und die Kleider der promenierenden Damen nicht zur Ruhe kommen ließen. —

Vor dem breiten Eisenthore des Vorgartens

hielt der offene Wagen des Arztes. Die Pferde warfen unausgesetzt schüttelnd den Kopf und fegten mit dem unverschnittenen Schweife die Fliegen fort, die gierig über die stehenden Tiere herfielen.

Die Sonne mußte längst untergegangen sein. —

Am Rande des Waldes langsam sich vorbeischiebende Menschenmassen. Jetzt erst schien das Leben zu erwachen, da die Kühle des Abends einfiel. —

Es klopfte wieder an der Thür, diesmal kurz und energisch.

Eva trat in das Zimmer zurück, bis an den Tisch, und nickte dem eintretenden Arzte gemessen zu, der sich förmlich steif vor ihr verbeugte.

Obgleich der Medicinalrat seit mehr als sechs Jahren, als alter Freund Robert's, im Hause verkehrte, hatten sie es nicht verstanden, die richtige Stellung zu einander zu finden.

Ein vorsichtiges kühles Verhalten von beiden Seiten, wie Mißtrauen, lag zwischen ihnen.

Der Arzt nahm auf ihre Aufforderung hin Platz, rückte gewohnheitsmäßig mit dem Sessel, und erklärte ihr dann in ruhig sachlichem Tone, daß das Befinden

ihres Gatten noch immer so gut wie alles zu wünschen übrig lasse.

Seit Wochen hörte sie diesen selben Bericht unveränderlich.

Es lag keine augenblickliche Gefahr vor, aber auch auf Besserung war, wenigstens vorläufig, nicht zu rechnen.

Eine heimlich schleichende Krankheit hielt ihn gefesselt, ein Rückenmarksleiden, über dessen Natur der Arzt vielleicht selbst sich nicht ganz klar sein mochte, da er sich ihr gegenüber nie offen aussprach.

Schonung, und wieder Schonung! — Das war sein beständiges Anraten und Verordnen.

Zuweilen gab es Wochen, wo es schien, als sei das Leiden völlig gehoben, und Robert's Willensstärke war so groß, daß er es verstand, mit Hilfe von Morphiumeinspritzungen seine Leiden zu verheimlichen.

Wenn er das Zimmer hüten mußte, meist in Folge einer Ueberanstrengung, so hieß es: der Herr Baron arbeiten und sind nicht zu sprechen.

Daß er sich dann in zerrenden Schmerzen wand,

und hilflos wie ein krankes Kind winselte, brauchte die Welt nicht zu wissen.

Das ging nun schon seit über vier Jahre so. — Sechs Jahr lang war Eva mit Robert von Arden verheiratet; eine Vernunftehe, seiner Zeit geschlossen auf Grund einer Freundschaft, die den Gedanken an eine Heirat bis dahin nicht hatte aufkommen lassen.

Der Freiherr stand Anfang der Vierzig, als er um die zwanzigjährige Eva, die eben ihren Vater verloren hatte, und nun allein in der Welt stand, anhielt.

Der Oberst v. Henniges hatte es verstanden, das kleine Vermögen, das er von einer Verwandten ziemlich spät geerbt, nachdem er Jahre lang auf dasselbe gewartet und damit gerechnet hatte, in kurzer Zeit zu vergeuden, sodaß für Eva nichts übrig geblieben war.

Die Oberstentochter, der bis dahin kein Freier gut genug gewesen war, und die sich nie so weit vergessen hätte, einem Rittmeister oder gar einem simplen Lieutenant die Hand zu reichen, nahm in richtiger Erkenntnis ihrer Lage nach kurzem Zaudern die Bewer-

bung Robert von Arden's an, weil sie sich sagte, daß sie durch diesen Schritt ein für allemal sich aller trüben Gedanken für die Zukunft entschlug.

Sie hatte niemals geliebt, und Baron Arden war der einzige Mann gewesen, der je einen nennenswerten Eindruck auf sie gemacht hatte.

Die Ehe war überaus glücklich ausgefallen, ein gegenseitiges ruhiges Verstehen, eine Hochachtung von beiden Seiten, die unnachahmlich war, sodaß man das ungleiche Paar allseitig bewunderte.

Allein die Ehe war kinderlos geblieben.

Anfangs war Eva mehr als erfreut darüber gewesen. Sie hatte niemals Interesse für Kinder gehabt. Eine durch und durch ästhetische Natur hatte sie nur Abschen empfunden vor all den kleinlichen Sorgen und Leiden, die mit den Mutterpflichten verknüpft waren, und pries sich glücklich, dem nicht unterworfen zu sein.

Mit einem Male jedoch hatten sich ihre Ansichten sehr geändert.

Man hatte in den sechs Jahren ein großes Haus gemacht, und eines Tages konnten sie sich der Einsicht

nicht mehr verschließen, daß das Privatvermögen Robert's auf die Dauer derartigen Extravaganzen nicht länger gewachsen war.

Die völlige Nichtachtung des Geldes mußte Eva von ihrem Vater ererbt haben. Man hatte wild in den Tag hinein gelebt, ohne zu bedenken; und Robert hatte es für seine besondere Pflicht gehalten, jeden, noch so kostspieligen Wunsch Eva's ohne Zaudern zu erfüllen.

Dann, nach einem Sturze mit dem Pferde, einem sonst ganz ruhigen Tiere, das plötzlich scheute, hatte sich sein Rückenmarksleiden eingestellt; und Eva hatte sich langsam mit dem Gedanken vertraut gemacht, über kurz oder lang als reiche junge Witwe allein dazustehen. —

Sie hatte sich nie um Geldangelegenheiten gekümmert, nie nach dergleichen gefragt; und so kam ihr die Aufklärung, die ihr Robert eines Tages nach einem heftigen, besonders tückischen Anfalle glaubte machen zu müssen, ebenso unerwartet wie erschreckend.

Seine beiden eigenen Güter waren derart belastet, daß irgend ein nennenswerter Gewinn daraus

nicht mehr zu ziehen war. Das übrige waren Familienerbgüter, die den bestehenden Bestimmungen gemäß nur direkter Geschlechts-Erbfolge anheimfallen konnten, in diesem Falle, da ihre Ehe kinderlos war, seinem jüngeren Bruder, mit dem er sich seit Jahren innerlich verfeindet hatte.

Für Eva blieb nur ein geringes Wittum, dessen Minimalsatz zwar gesetzlich geregelt war, im übrigen aber einzig von dem guten Willen des Erben abhing, und im allergünstigsten Falle nicht über die Summe von fünf- bis sechstausend Mark hinausging.

Fünf- bis sechstausend Mark? — Aber das war ja mehr als lächerlich. Was sollte sie mit den paar Pfennigen? —

War jedoch ein Erbe vorhanden, so trat sie den Nießbrauch des gesamten Vermögens bis zur Volljährigkeit ihres Kindes an, und hatte, falls sie keine neue Ehe einging, Anspruch auf ein Viertel des Vermögens.

Zum ersten Male kam ihr der Gedanke: warum blieb ihre Ehe kinderlos? —

Und langsam, wie unter einem Zwange, keimte der Wunsch in ihr auf, ein Kind zu besitzen. . .

Was sollte aus ihr werden, wenn Robert plötzlich starb? —

In dieser Zeit nun hatte der Arzt ihnen energisch jede Beziehung zu einander verboten. —

Sie hatte seiner Anordnung trotzen wollen mit dem Rechte der Frau, aber sie hatte sich fügen müssen. Sie mußte! —

Seitdem lebten sie nebeneinander hin, und die ersten Verstimmungen traten unabweislich zu Tage. —

Der Medicinalrat, der sehr wohl wußte, daß Eva ihm keineswegs wohlgesinnt war, erging sich jetzt in Aufzählung all der Anordnungen, die sie schon seit Monaten auswendig konnte.

Er wurde ihr mit seiner Pedanterie mit jedem Tage unleidlicher, denn sie sah in ihm ihren geschworenen Feind, der ihr in jeder Weise im Wege stand.

Einige Mal hatte sie Robert veranlaßt, einen Specialisten zu konsultieren, aber keiner besaß ein Mittel, um ihm die Gesundheit wiederzugeben.

Er mußte diät leben, jede Aufregung zu ver-



meiden suchen, dann war es möglich, daß er bei seinem Leiden alt wurde, wenn nicht ein unerwartetes Ereignis den stetigen Fortgang gewaltsam unterbrach.

Das alles wiederholte ihr jetzt der Arzt in seiner etwas näselnden Weise, ohne sie dabei anzusehen. Er hatte die Gewohnheit, seine Kranken in geradezu unangenehmer Weise zu fixieren; wenn er dagegen mit einem anderen sprach, so sah er beständig links oder rechts an ihm vorbei, als spreche er mit der leeren Luft.

Eva hörte ihn ruhig an. Eigentlich hatte sie ihn bitten lassen, um ein paar Fragen an ihn zu richten; allein jetzt, wo er ihr gegenübersaß, mit seinem etwas schwammigen, völlig bartlosen Gesichte, ließ sie davon ab. Es hatte ja doch keinen Zweck; und sie beschränkte sich darauf, seinen Auseinandersetzungen scheinbar aufmerksam zu folgen; froh als er endlich nach seinem Hute griff und sich höflich steif verabschiedete. —

Sie sah vom Balkonfenster aus, wie drunten die Gartenthür zufiel und der Wagen mit scharfer Wendung der Friedrich-Wilhelmstraße zufuhr.

Dann nahm sie ihre Wanderung wieder auf,

langsam im Salon auf und ab, den Kopf leicht nach vorn gebeugt, die Arme auf den Rücken gelegt und die Hände ineinander geschlungen; ganz in Gedanken.

Die Bouleuhr auf dem Kamin fing an zu schlagen Eva stockte und zählte die feinen Schläge.

Dann stieß sie die Thür zum Speisesaale auf und ging in ihr Zimmer hinüber, wo die Zofe ihre Abendtoilette hergerichtet hatte. —

* * *

Als sie nach etwa einer Stunde fertig angekleidet war, entschloß sie sich noch im letzten Momente zu ihrem Gatten hinaufzugehen; trotzdem sie, kurz bevor der Arzt kam, ihm schon hatte sagen lassen, daß sie bei Frau von Hastenpflug zu Abend sein werde. —

Der Diener war dem aufstöhnenden Freiherrn eben behilflich gewesen, mit größter Vorsicht auf der an das Fenster gerückten Chaiselongue eine andere Lage einzunehmen, als Eva das Krankenzimmer betrat.

Sie blieb auf der Schwelle stehen, bis der Diener verschwunden war. Dann ging sie auf den Kranken zu und bot ihm die Hand, die er seiner Gewohnheit

gemäß mit einem etwas erzwungenen Lächeln an die Lippen führte.

— Wie liebenswürdig von dir, daß du noch einmal zu mir gekommen bist.

Sie nickte nur mit dem Kopfe.

— Weber hat dir doch nichts besonderes gesagt? forschte er sie ängstlich aus.

— Nein! — wir haben kaum zusammen gesprochen. Du weißt ja, wie er sich mir gegenüber beträgt.

Robert nickte und lehnte sich wieder ganz befriedigt zurück, indem er sich vorsichtig mit der Hand über sein stark ergrautes Haar fuhr.

Er hatte noch immer einen interessanten Kopf, eine scharfe, schmale Nase, starkes, etwas vorspringendes Kinn, glatt rasiert, und einen dunklen, offenbar gefärbten Schnurrbart, lang herunterhängend, den er zwischen dem Daumen und Zeigefinger durchzuziehen pflegte, wenn er mit jemandem sprach, oder erregt wurde.

Jetzt starrte er vor sich hin, während er leise, etwas hastiger atmete.

Eva schritt in dem Zimmer auf und ab, während sie ihre langen Handschuhe überstreifte.

— Schade, daß du nicht mitkommen kannst, sagte sie.

— Nein! Du siehst ja, es geht wirklich nicht.

Sie zuckte leise mit der linken Schulter. Sie hatte nur etwas sagen wollen.

— Also langweile dich nicht zu sehr, und kein Morphium! hörst du, kein Morphium!

Er lächelte schmerzlich, denn er versprach es ihr immer wieder, ohne sein Versprechen zu halten.

Er hatte damit angefangen, um sich bei Gesellschaften halten zu können, — und seitdem konnte er nicht mehr davon lassen. —

Eva schellte nach dem Diener, und dann ließ sie ihn allein.

Langsam stieg sie die hellerleuchtete Treppe hinunter. Das war alles ihr Geschmack, dieser goldstrotzende Treppenraum, die ganze Einrichtung des Hauses, alles hatte sie angeordnet; unter ihren Augen war es entstanden.

Noch gehörte es ihr, noch war sie die Herrin im

Hause, unumschränkt, — aber wenn der Kranke da droben einmal die Augen schloß, was war sie dann? . .

Und es konnte über Nacht geschehen, während sie lachte und lustig war.

Dann mußte sie auch die Stufen dieser Treppe hinabgehen, aber anders als wie heute, — für immer! — dann war sie eine Bettlerin. —

Es fröstelte sie, und bei den wenigen Schritten durch den Garten bis zum Wagen zog sie den Mantel, den ihr der Diener im Vestibule umgehängt hatte, fester um die Schultern.

Ein Frösteln überlief sie bei dem Gedanken, wie Fieber, trotz der schwülen Wärme des schmeichlerisch duftigen Sommerabends, durch den sie jetzt hinfuhr, als säße sie geborgen im Schoße des Glücks.

II.

Sie lehnte sich tief in die seidene Ecke des Wagens zurück, und stemmte die kleinen Füße fest gegen den Boden, als wollte sie sich so einen sicheren Halt geben.

Sie mußte eine Stütze haben; denn in der letzten Zeit waren Gedanken in ihr aufgestiegen, Phantasie-

verkettungen, vor denen sie sich fürchtete, sodaß ihr fast graute, allein zu sein.

Wenn sie ein Kind hatte, so brauchte sie sich um nichts mehr Sorge zu machen; dann war alles gut, alles . . .

Allein bei dem Zustande Roberts war keine Hoffnung. —

Und da war ihr der Gedanke gekommen, . . . wenn sie, wie so manche andere Frau, einen Geliebten hätte, — dann . . .

Es schwebte wieder einmal ein Ehescheidungsproceß, bei dem es erwiesen war, daß zwei der vorhandenen Kinder kein Recht auf den Namen hatten, den sie trugen. Die Frau hatte den Mut gehabt, es bei der Trennung ihrem Gatten in's Gesicht zu sagen, daß die Kinder ihr gehörten, aber nicht ihm, der Anspruch darauf erheben wollte. —

Wie viele Kinder wurden nicht halb im Scherz irgend einem Hausfreunde zugeschrieben; und wenn sie ihren ganzen Bekanntenkreis durchmusterte: wie viele Frauen fand sie da, denen nicht wenigstens einmal der Klatsch einen Geliebten nachgesagt hatte.

Aber das alles vertuschte man, davon wurde nur leise gesprochen, weil jeder fürchtete, man könne sonst einmal vor seiner eignen Thür den Staub aufwirbeln, der auch dort lag.

Nur über Eva wußte die Welt nichts. Man beschuldigte sie zwar — aber mit Unrecht.

Sie war streng, wie es sich für eine Henniges ziemte, erzogen, sodaß sie niemals einen Schritt vom Wege gewagt hätte.

Jetzt aber lagen die Dinge anders. Nicht aus Leichtsinn, nicht einer Laune zu folgen, sondern es galt mit klarem Bewußtsein ein Ziel zu erreichen.

Der Gedanke tauchte einmal auf, aber sie schüttelte ihn wieder ab, und er war vergessen. —

Dann — ganz unerwartet kam er wieder, und immer wieder, und sie fing an, damit zu spielen; und wie die Tage und Wochen schwanden, gewöhnte sie sich mehr und mehr daran, und fürchtete sich nicht mehr vor ihm.

Es war von Kindheit an ihre Gewohnheit gewesen, sich ein abenteuerliches Phantasieleben zu gestalten. Allen ihren Wünschen und Hoffnungen gab sie da freien

Lauf, und es war für sie dasselbe, als wenn das alles Wirklichkeit sei.

Sie hatte wenig Sinn für alles was Roman hieß, sie las pflichtschuldigst die Mode-Autoren, aber ohne sonderliches Interesse, nur weil es sein mußte. Hie und da ein Franzose, der ihr gefiel, nur daß im Anfang die Pikanterie der Stoffe sie abstieß, weil sie kein Verständnis dafür besaß.

Das war früher gewesen, jetzt nicht mehr. —

Als junge, lebenslustige Frau, die eigentlich halb Wittwe war, kam sie erst jetzt zum Bewußtsein und Gefühl ihrer Sinnlichkeit. —

Sie fing an, unruhig zu werden, nervös, weil sie das entbehren mußte, was sie bis dahin nicht gewürdigt hatte; und um eine Ablenkung zu finden, gab sie sich rückhaltslos allen gesellschaftlichen Vergnügungen hin.

Wenn sie allein war, verträumte sie die Zeit, um sich nachher selbst über sich zu ärgern.

Einmal, als sie in einem solchen Momente ihr Gesicht zufällig im Spiegel gesehen hatte, war sie vor diesem seltsamen Ausdrucke erschrocken, der darin liegen konnte, etwas ganz fremdes, das ihr selbst unheimlich war.



Zuweilen faßte sie mitten im Taumel des Vergnügens das Erschrecken, wie es jetzt wohl mit Robert stand. Jeden Augenblick konnte es mit ihm zu Ende sein, jeden Augenblick. —

Es hockte neben ihr wie ein Gespenst, die ewige Frage: — was sollte dann aus ihr werden.

Dann konnte sie betteln gehn, von fremder Leute Gnade leben; abhängig von den Launen der anderen, — sie, die so stolz war auf ihre Freiheit.

Ohne den Glanz um sie her, ohne die stete Gewißheit, herrschen und den Ton angeben zu können, galt ihr das Leben nichts. Deshalb mochte sie nie daran denken, daß sie einmal alt werden mußte.

Sie hatte Furcht vor der Armut, ein wahres Grauen vor dem Elend, weil sie es nicht kannte; weil sie davon nur, wie von etwas unfaßbarem gehört hatte. Und das schreckte sie.

Der Anblick eines Bettlers, eines Krüppels konnte ihr für lange Zeit alle Stimmung verderben; das war wie ein greller Mißton, und sie pflegte alles zu thun, um den unangenehmen Eindruck wieder zu verwischen.

Dann las sie, oder musicierte, bis sie nicht mehr

daran zu denken brauchte, bis das Bild durch neue wieder verwischt war.

So hatte sie es, wie so manche andere Frau verstanden, sich in ihrem Innern eine andere Welt zu schaffen, als die wirkliche war; und sie glaubte gewissermaßen über den Außendingen zu stehen und mit ihnen spielen zu können.

Die ganze Welt gestaltete sich ihr wie eine französische Komödie, für die sie von jetzt an eine ganz besondere Vorliebe zeigte, weil darin alles so schön ästhetisch glatt abläuft, mit vielen feinen Pointen und einer schließlichen witzigen Lösung des Konfliktes. —

Es schien in all diesen Stücken ein Naturgesetz zu sein, daß alle Frauen, ob jung, ob alt, ihre Männer betrogen; und das Publikum lachte und klatschte Beifall, als sei das etwas sehr witziges, das man garnicht ernsthaft zu nehmen brauchte.

Sie wußte, daß es im Leben manchmal ähnlich zugehen mochte; allein ihr Ehrgefühl, ein gut Stück Rechtlichkeit, das sie von ihrem Vater ererbt hatte, das ihr anerzogen war, sträubte sich gegen diese Dinge, mit aller Macht. Sie war auch zu feige! —

Und doch schlich es sich immer wieder in ihre Gedanken, daß sie sich mit ein bischen Gewissenlosigkeit, mit einem einzigen Augenblicke, einer Minute mit geschlossenen Augen, damit sie das Ekelhafte nicht sah, ihr Lebensglück erkaufen konnte.

Ihr gesundes moralisches Empfinden siegte noch immer in diesen Gedankenkämpfen.

Allein schon fing sie an, die Möglichkeit sich auszuspinnen, sie in die Außenwelt hinüberzutragen und Vergleiche zu ziehen.

Wenn sie nun einen Geliebten hätte? —

Es war ihr schon ein paar Mal nachgesagt.

Weshalb sollte sie es nicht wahr machen, wenn man ihrer Anständigkeit doch keinen Glauben schenkte? —

In den Augen der Welt verlor sie kaum etwas dadurch; — sagte man ihr doch Herz- und Empfindungslosigkeit nach, wenn auch mit Unrecht; nur weil sie es nicht merken ließ, nie ein Hauch von Sentimentalität, sondern ganz wie eine kaltsinnige Modepuppe, die nicht zu empfinden, sondern nur zu plaudern versteht. —

Sie erwog eben zu sicher und berechnete alles im voraus genau.

Und auch diesesmal war es nur erst kalte Berechnung, nichts weiter.

Sie wollte sich nicht an einen Mann fesseln. Sie wußte, sie hätte ihn doch gleich wieder beiseite geworfen.

Sie würde es nie ertragen, von jemand abhängig zu sein. Und das geschah dabei nur zu leicht.

Wenn sie sich einmal kompromittiert hatte, war die Lösung eines solchen Verhältnisses gewiß nicht leicht.

Es würde Kämpfe geben, ehe sie sich wieder frei machte, weil alles von der Verschwiegenheit des Betreffenden abhing. — —

Weshalb aber sollte sie sich den schönen Sommerabend mit solch' schwarzen, häßlichen Gedanken verkümmern und verderben?

Sie schüttelte sie leicht ab, zog den Mantel hoch und blickte um sich. Die Dämmerung war ganz hereingebrochen, aber längs des Tiergartens herrschte noch immer reges Leben.

Fortwährend fuhren Wagen an ihr vorüber im schlanken Trabe. Viele darunter kannte sie, aber sie brauchte bei der Dunkelheit nicht wie sonst darauf

zu achten, und es interessierte sie auch nicht weiter. —

Vor sich sah sie die breiten Rücken des Dieners und des Kutschers.

Und sie entsann sich einer Scene, die sie für einen Augenblick auf einen ganz unsinnigen Gedanken gebracht hatte, in einer jener gefährlichen Stimmungen.

Eines Vormittags war sie in den Stall hinunter gegangen, weil eins der Pferde lahmte.

Sie war im leichten, sehr koketten Hauskleide, und so, ganz unerwartet trat sie in den Stall, wo die fünf Gäule mit ihren Ketten rasselten und stampfend Heu rauften, während der Kutscher dabei war, sie zu striegeln, und nun rasch aufhörte und die Mütze herunterriß.

Er zeigte ihr den Hinterfuß des Pferdes, das wiehernd den schmalen Kopf nach ihnen umwandte und dann leise mistrauisch schnoberte.

Und dann erklärte er ihr, wovon dies Lahmen herrühren konnte, ganz umständlich, fast stolz.

Eine schwüle prickelnde Luft herrschte im Stalle, ein Dunst und Duft, der die Nerven erregte; — und

wie sie sich so einander gegenüberstanden, sie in dem leichten Kleide, und der Mann, groß und kräftig, mit seinem hübschen Gesichte und dem hängenden ehemaligen Kavalleristen-Schnurrbarte, in der Stalljacke, die Aermel hoch gestreift, daß sie die Muskeln unter der prallen braunen Haut spielen sah, blickte sie ihn an, mit einem abwägenden Blicke von oben bis unten, und lächelte, als er ganz verlegen wurde, und sich nun bei seinen Erklärungen verwirrte und versprach.

Es bereitete ihr ein grausames Vergnügen, mit ihrem Lächeln, mit dem koketten Zusammenraffen ihres Kleides ein Begehren in ihm zu erwecken, vor dem sie sich doch so sicher fühlte. —

Sie sah es deutlich in seinen Augen, und wie er den Kopf etwas einzog, wie ein Stier.

Und da kreuzte einen Augenblick lang ihr Hirn ein unsinniger Gedanke, daß sie sich eines leisen Schauders nicht erwehren konnte. —

Dann war es gleich vorüber; und nun ging sie an ihm vorbei, stolz, als habe sie ihm nicht eben ganz gegen ihren Willen zugelächelt, und sie warf ihm einen Befehl kurz und hart, hochfahrend scharf, daß er

im Innersten zusammenschrak, und mit einem Male wieder ganz Knecht war, ganz Knecht vor seiner Herrin. —

Und langsam schritt sie in das Haus zurück, langsam, den kleinen Kopf hoch tragend, als habe sie einen Sieg errungen.

Sie wußte genau, was der Mann einen Augenblick lang gedacht hatte, einen kurzen Augenblick, während dem sie ihn angesehen hatte. —

Sie kannte diese Blicke aus dem Salon, aus dem Ballsaal, — und der im Stall machte sich dagegen garnicht schlecht. —

Hinterher schämte sie sich ihres Verhaltens. Es war ja kindisch gewesen, frivol.

Und wenn es nun geschehen wäre? Es hätte nicht viel daran gefehlt. . . . Ein Wimperzucken von ihr! — Allein sie war zu sicher gewesen, in dem Bewußtsein, daß sie ihn mit einem kalten Blicke bändigen konnte. Deshalb auch nur hatte sie mit dem Feuer gespielt. Sie durfte sich das schon einmal gestatten. —

Jetzt saß er so ruhig und sicher vor ihr, und

während sie mit dem Auge seine breiten Schultern maß, grübelte sie nach, was wohl geschehen sein würde, und ob er auch im anderen Falle noch wie heute vor ihr sitzen und den Wagen lenken würde, oder was dann geworden . . .

Sie kam in ihren Gedanken nicht weiter, denn der Wagen fuhr vor dem Hause des Geheimrats vor; und sie nahm ihre Gesellschaftsmiene an, — denn sie mußte mit jener siegesgewissen Ruhe eintreten können, die man ihr noch stets nachgerühmt hatte. —

III.

Es war eine kleine auserlesene Gesellschaft, kaum dreißig Personen, nur der intimste Bekanntenkreis.

Eva musterte die Anwesenden scharf durch, sie wollte einmal einen Ueberschlag machen, wer von den Herren ihrer Bekanntschaft sie etwa lebhafter interessierte. —

Allein sie fand mit Erstaunen, daß sie eigentlich für niemand eine besondere Sympathie hatte, außer vielleicht für den geistreichen Lieutenant von Orth.

Er war wirklich geistvoll . . . und was er erzählte, hatte stets etwas eigenartiges, interessantes,

und dabei verfügte er über einen gesunden Mutterwitz. —

Nur war er ihr allzu jung, bartlos, ganz blond, mit seinen dreiundzwanzig; und dann zu lang und hager. In Civil mußte er einfach scheußlich aussehn.

Sie mußte darüber lächeln, wenn sie sich den als Liebhaber vorstellen sollte. Aber seine Lebhaftigkeit und Munterkeit gefiel ihr, wenn sie auch zuweilen die Grenze des gesellschaftlich sagbaren leise streifte.

Der Assessor Baron Düsing war dagegen ganz anders; aber der war ihr zu steif, und außerdem sollte er in Beziehung zu Frau von Borries stehen. Also an den war auch nicht zu denken.

Während sie sich in einer halbdunklen Ecke, dicht am Kamin lehnend, tief in den Sessel geschmiegt, in Gedanken mit diesen beiden beschäftigte, trat ein junger Mann auf sie zu, dem gegenüber sie sich eigentlich stets etwas reserviert gehalten hatte, und der auch sie immer nur aus der Ferne mit ganz besonderem Respekt gegrüßt hatte.

Paul von Witkowski war verabschiedeter österreichischer Offizier, und führte eines jener Junggesellen-

leben, ganz nach französischem Muster — ein völliges Nichtsthun, ein arbeitsloses Bummelleben, außer wo es sich um gesellschaftliche Verpflichtungen handelte, denen er peinlichst genau nachkam.

Er war stets im Besitze der neuesten umgehenden Gerüchte, wußte über alles zu reden, als sei er allwissend, und obgleich man es mied, über seine Vergangenheit zu sprechen, über die auch die andern nur vage Vermutungen hegten, ward er doch zu allen Gesellschaften herangezogen, weil er es verstand, nötigenfalls Leben in die Oede zu bringen.

Die jüngeren Damen waren schon beim ersten Sehen von ihm entzückt, vorzüglich weil er ein vollkommener Modegeck war, die Glasscherbe ins Auge geklemmt, mit nachlässig arrogant schlotternder Haltung; die älteren wichen ihm vorsichtig aus; und mit einigen schien er es ganz verdorben zu haben, in so vollendeter Weise wahrten sie ihm gegenüber die gesellschaftlichen Formen. —

Eva war mit ihm nur wenig in Berührung gekommen, da er in ihrem Hause nicht eingeführt war.

Heute ließ sie sich zum ersten Male in ein längeres Gespräch mit ihm ein, und er gefiel ihr.

Und dabei, während sie mit ihm über alle in der Luft liegenden Gesprächsstoffe plauderte, kam ihr im Laufe des Abends der Gedanke, daß er eigentlich all die anderen weit überragte, ein Meister in allem, was Etikette hieß, worauf sie sehr viel gab, — vom Scheitel bis zur Sohle ein vollendeter Weltmann.

Weshalb nur hatte sie sich ihm gegenüber immer so ablehnend verhalten? — Sie begriff sich nicht ganz. Was man doch manchesmal für Entdeckungen machte? — Er war wirklich sehr nett, und so gab sie ihm auf eine feine Andeutung seinerseits hin die Erlaubnis, sie besuchen zu dürfen, eine Erlaubnis, die er mit größter Freude und kaum zu verhehlender Genugthuung aufnahm.

Frau von Hastenpflug hatte mehrmals den Versuch machen wollen, die beiden auseinander zu bringen.

Allein dieses etwas auffallende Betragen veranlaßte Eva nur umsomehr, sich Paul von Witkowski zuzuwenden, der sie, der zwanglosen Sitte des Hauses

gemäß, indem man es dem Zufall anheimgab, auch zu Tische führte.

Als sie in der Nacht heimfuhr, mußte sie beständig an ihren Tischnachbar denken, und sie überlegte, ob sie ihn näher an sich ziehen wollte. Er gefiel ihr, unstreitig. —

Sie überlegte lange und ruhig, weil es sich doch um etwas sehr wichtiges handelte.

Wenn sie einmal sich zu einem Geliebten entschließen würde, weshalb sollte es nicht vielleicht dieser sein?

Wie sie nun wieder jählings über sich erschrak.

Wenn sie sich einen Geliebten . . .

Als ob das etwas ganz selbstverständliches sei, etwas, das gar keinen Zweifel mehr ließ, wie eine Notwendigkeit.

Und war es dies vielleicht nicht? — Es war eine Notwendigkeit!

Sie mochte grübeln, so viel sie wollte, es half nichts. Ihr ganzer Trotz bäumte sich auf, aber sie zwang ihn nieder, und sagte es sich laut, daß es sein mußte, wenn sie sich nicht für ihr ganzes Leben elend machen und sich zur Knechtschaft verdammen wollte.

Er konnte also vielleicht ihr Geliebter werden.

Sie suchte sich an diese Vorstellung zu gewöhnen, und erwartete fast ungeduldig seinen versprochenen Besuch.

Allein er schien es nicht allzu eilig zu haben, denn zwei Tage vergingen, daß sie ihn vergebens erwartete.

Ihre Eitelkeit fühlte sich dadurch beleidigt, und ihre gute Meinung über ihn schien langsam wieder zu schwinden. —

Es war am dritten Tage nach der Gesellschaft.

Heute mußte er endlich kommen, wenn er überhaupt die Absicht hatte. —

Eva hatte sich eben erhoben und saß wie gewöhnlich allein am Frühstückstische, als ihr Frau von Hastenpflug gemeldet wurde.

Verwundert blickte Eva nach der Uhr.

Ein Besuch um diese Zeit, so früh am Vormittag, wo sie gar nicht so besonders intim zu einander standen? — Das mußte schon einen außergewöhnlichen Grund haben.

Sie empfing Julie ohne weiteres, da diese es

offenbar auf eine intime Mitteilung abgesehen hatte, und ihre Neugier auf das höchste gespannt war.

Die Frau Geheimrat, sonst eine lebenslustige Frau, war einfach gekleidet, in schlichter schwarzer Robe, kaum zu erkennen, wie Eva sie noch nie gesehen hatte. Als sie den Schleier zurückschlug und Eva dieses bleiche, erschreckend blasse Gesicht erblickte, mit den etwas geschwollenen Augen, die darauf hindeuteten, daß sie in der letzten Nacht nicht geschlossen waren, wußte sie, daß es sich nicht um eine Kleinigkeit handeln konnte, die in so früher Stunde die Freundin zu ihr getrieben hatte.

Und ohne viel Umschweife fragte sie direkt, während sie ihr die Hand entgegenstreckte:

— Was giebt es, — was ist geschehn?

Frau von Hastenpflug nahm in einem der Sessel dicht an der Seite Eva's Platz, so daß sie deren Hand in der ihren halten konnte.

— Liebste Freundin, — nicht wahr: ich darf Sie so nennen, — wollen Sie mir helfen? — Ich weiß nicht, ob Sie es können, — aber Sie wissen nicht, aus welch peinlicher Lage Sie mich befreien können.

— Sprechen Sie, bitte. Was an mir liegt . . .

— Es handelt sich . . . um eine Summe von zweitausend Mark . . .

Sie stockte, weil Eva sie verwundert ansah; sie hatte alles erwartet, nur das nicht. Hastenpflugs lebten in den denkbar besten Verhältnissen.

Wie kam sie nur dazu?

Aber diese kam ihren Gedanken zuvor:

— Sie sehen mich erstaunt an, und Sie haben recht. Mein Mann weiß nichts davon — er darf auch nichts davon erfahren — niemals! — Können Sie mir die Summe verschaffen — aber noch heute, bis Mittag? — Ich kann Ihnen jetzt nichts bieten dafür als meine Freundschaft, und ich werde sie Ihnen beweisen, wie schwer mir auch das Geständnis werden wird. Vielleicht kann ich Sie vor der gleichen Gefahr warnen, denn wenn mich nicht alles täuscht, stehen auch Sie davor . . .

— Ich? . . .

— Ja, liebe Baronin — aber das nachher. Ich erkläre Ihnen alles, aber es hat keinen Zweck, wenn Sie mir doch nicht helfen können. Jetzt nur das eine,

können Sie mir helfen? — Sie sind die erste, zu der ich komme. Lassen Sie mich keine Zeit verlieren, ich beschwöre sie.

— Wenn Sie sich einen Augenblick gedulden wollen, nur einen kurzen Moment. —

Eva verließ das Zimmer, und Julie blieb allein. Sie stand auf und ging nervös im Zimmer auf und ab, um bei jedem lebhaften Geräusche lauschend stehen zu bleiben.

Sie mochte die dreißig eben überschritten haben, eine stolze schlanke Erscheinung, mit einem energischen Gesichte, das an dem jungen Mädchen gewiß aufgefallen sein mußte, der verheirateten Frau aber nur etwas herbes und zugleich stolzes verlieh.

Es war eine jener Frauen, über die die Gesellschaft weder viel schlechtes, noch auch viel gutes zu sagen hatte, die man um ihr ruhiges, durch nichts gestörtes Leben beneidete, und um ihre beiden sieben- und achtjährigen Kinder, deren Erziehung sie selbst liebevoll sorgfältig überwachte.

Sie war auf allen größeren Gesellschaften zu treffen, ohne daß sie selbst, im Gegensatze zu Eva,

viel Gefallen daran gefunden hätte, trotzdem sie eine ganze Zahl eifriger Bewunderer hatte.

Einmal hatte man ihren Namen mit dem Paul's von Witkowski zusammen gebracht; allein niemand glaubte recht daran, und die Geschichte wurde noch schneller wieder vergessen, als sie aufgetaucht war.

Seitdem hatte man nichts, aber auch gar nichts mehr über sie zu sagen gehabt. —

Eva kam jetzt wieder zurück, mit einer Rolle und ein paar Scheinen in der Hand.

— Ich kann die Summe leicht entbehren. Sie wissen ja, Robert läßt mir in der Beziehung völlig freie Hand.

Julie atmete wie befreit auf und griff nach Evas Hand, fast aufschluchzend:

— Wie soll ich Ihnen das jemals danken.

— Dadurch, daß Sie weiter kein Wort über die Kleinigkeit verlieren, liebe Freundin. Es freut mich, daß ich Ihnen einmal gefällig sein kann.

— Wissen Sie, für wen das Geld ist? fragte Julie nach einer Weile.

— Nun, ich denke für Sie selbst . . . oder nicht?

— Nein, für — aber Sie werden das so nicht begreifen . . . Sie kennen Herrn von Witkowski.

— Er . . . wie meinen Sie? . . .

— Sie scheinen sich für ihn zu interessieren?

— Ich finde ihn seit Ihrem Gesellschaftsabend, an dem ich zuerst näher mit ihm bekannt wurde, recht unterhaltend; er hat Geist und weiß zu plaudern, ist viel in der Welt herumgekommen und . . .

— O ja, er ist ein Meister in vielen Dingen, in sehr vielen Dingen sogar, von denen andere Menschen keine Ahnung haben. Ich wollte, ich könnte ihnen allen die Augen öffnen.

Eva schwieg etwas betreten vor diesem fast leidenschaftlichem Ausrufe und wartete, daß sie weiter reden würde. Denn ihr Interesse für den Herrn war reger, als sie es sich bisher zugestanden hatte.

Und Frau von Hastenpflug fuhr fort:

— Sie haben gewiß vor etwa drei Jahren gehört, daß man ihn und mich in Verbindung brachte . . .

Eva wurde auf diese direkte Frage hin, die ihr ganz unerwartet kam, leicht verlegen. Natürlich hatte sie davon gehört; allein sie sagte:

— Ich entsinne mich kaum . . . allerdings dunkel eines vagen Gerüchtes . . .

— Das von selbst wieder einschlief . . .

— Weil es erfunden war.

— Nein — das war es nicht! —

— Es ist nicht . .

— Nein! — Es war nichts daran erlogen, nichts! —

Sie sagte das mit einer Festigkeit und einem Mute, der Eva in Erstaunen setzte. Das hätte sie ihr nicht zugetraut. Sie wußte nicht, was sie davon halten sollte. —

— Aber Frau Geheimrat, — Sie sind die Geliebte dieses . . .

— Wenn Sie es so nennen wollen — ja!

Dieser Offenherzigkeit gegenüber reichte Evas ganzer gesellschaftlicher Takt nicht aus; und einen Augenblick lang kam ihr der erschreckende Gedanke: ob Frau von Hastenpflug vielleicht irre geworden sei . . . Sonst war es unbegreiflich. Diese Erklärung und dann das Geld, über dessen Verwendung sie noch immer nichts erfahren hatte. —

Endlich fuhr Frau von Hastenpflug fort:

— Seine Geliebte! Ja, wenn Sie die Verblendung einer, ihrer Sinne nicht mehr mächtigen Frau so nennen wollen, die nach kaum einer Woche aus all ihren thörichten Träumen aufgeschreckt ward. Ja . . . ich habe mich einmal vergessen, ein einziges mal in meinem Leben, und dieses eine Mal ist nicht mehr zu tilgen, dieses eine Mal hat mich heute hierher zu Ihnen geführt, um das Geld für diesen Mann zu erbetteln. —

— Witkowski? . . .

— Hat einmal wieder Spielschulden, und da muß eine jener Frauen daran glauben, die so thöricht gewesen ist, den Schmeichelworten dieses — dieses Menschen zu trauen. Seit drei Jahren hält er mich so gefesselt. Er hat mich in seiner Gewalt mit der Drohung, einen jener thörichten Briefe zu gebrauchen, die er in Händen hat . . . Oh, es ist unglaublich, — aber er versteht sein Handwerk. Anfangs waren es nur leise Andeutungen, halbversteckte Bitten und allerhand schlau ersonnene Märchen, um ihn aus kleinen Verlegenheiten zu ziehen. Und ich, ich habe gespart und zusammengescharrt, monatelang, was jener oft in einer

Nacht zum Fenster hinausgeworfen hat. Jetzt hat er längst die heuchlerische Bettlermaske abgeworfen. Jetzt heißt es einfach bei ihm: Bis morgen habe ich so und so viel, — oder dieser Brief kommt an eine Adresse, wo er seine sichere Wirkung nicht verfehlen wird. Da! — wollen Sie es sehen? Vielleicht kennen Sie schon die Handschrift, Buchstaben wie gestochen so sauber; vielleicht hat er Ihnen auch schon eines seiner geschickten Liebesbriefchen gesandt. — Sehen Sie sich die Schrift nur genau an . . . .

Sie hatte Eva den Brief fast hingeworfen, die ihn zögernd nahm, und diese wenigen brutalen Zeilen durchlas, die weder eine Anrede noch eine Unterschrift enthielten, nur in lakonischer Kürze die Geldforderung.

— Und so etwas schleppt man auch noch mit sich herum, — aber das schleppt man mit sich herum, wie man die Erinnerung an seine Schwäche mit sich schleppt, an die man für immer gekettet ist. Glauben Sie, ich sei das allein? Sehen Sie sich einmal genau um. Es sind ihrer eine ganze Reihe, — aber keine, nicht eine, traut sich, ein Wort zu sagen, hat den Mut, diesem Erpresser zu trotzen, oder eine andere zu warnen.

O sie sind schlau, sie denken: findet er eine neue, so läßt er dich vielleicht in Ruhe. Hüten Sie sich vor dem Menschen, liebste Freundin, hüten Sie sich vor ihm. — Ich habe es gesehen, wie er um Sie herumstreicht. Ich mußte es Ihnen sagen, ich wollte Sie davor bewahren, ehe es zu spät ist, auch wenn Sie jetzt von mir denken werden, wie Sie müssen. —

— Nein, gewiß nicht . . .

— Wenn Sie wüßten, wie man zu leiden hat. Es treibt einen ja bis zum Selbstmord, und immer diese kalt lächelnde Miene, dieser brutale Hohn: Geld oder der Brief. — Ein par mal bin ich nahe daran gewesen, meinem Manne alles zu gestehen. Mag kommen was will; — nur frei zu sein von der beständigen Angst. Und woher soll man das Geld nehmen? Ich kann es mir denken, wie eine darüber zum Diebe werden kann, nur um einem solchen Erpresser zu entgehen. Und es giebt deren mehr als wir alle glauben. Man muß ihnen in der Gesellschaft die Hand reichen und höflich sein, und kann es ihnen nicht ins Gesicht schreien, daß sie Schurken sind, elende Schurken! —

Da wird er nun sitzen und auf sein Geld lauern, und ich — ich . . .

Es war mit ihrer Kraft zu Ende. Sie hatte sich in blinden Zorn hineingeredet. Jetzt kam der Umschlag, heftige maßlose Selbstanklagen, so daß Eva Mühe hatte, die Fassungslose endlich zu beruhigen.

Als Frau von Hastenpflug ging, schieden sie als zwei Freundinnen, die ein Geheimnis miteinander hatten, das selbst einer weniger verschwiegenen Frau heilig sein mußte. —

Die Enthüllung hatte Eva doch etwas unerwartet getroffen.

Sie hatte zwar davon gehört, daß Witkowski in Schulden stecke und kein eigentliches Vermögen besaß; aber sie hatte so wenig wie alle andern eine Ahnung, wovon er gleich einigen andern lebte, die sich als eifrige Sportsleute ganz besonders hervorthaten .—

Frau von Hastenpflug hatte nur zu sehr recht, daß Eva Gefallen an ihm gefunden hatte; sie war nicht wenig für ihn eingenommen gewesen. —

Als zur Visitenstunde der Diener Herrn Paul

von Witkowski meldete, ließ sie bedauern, aber sie sei indisponiert. —

Das fehlte gerade, daß sie solch einen edlen Herrn auch noch bei sich empfing.

Sie hatte große Lust, ans Fenster zu treten, damit er recht deutlich sah, daß sie ihn nicht empfangen wollte. Allein das konnte ja auf solch einen kaum eine besondere Wirkung haben.

IV.

Seit dieser Enthüllung war ihr der Gedanke an irgend wen aus der Gesellschaft völlig vergangen.

Sie wollte nicht abhängig sein; sie wollte einzig ihren Zweck erreichen. —

Und mit jener unerbittlichen Schärfe, die ihr zuweilen eigen war, sagte sie es sich klar und deutlich, mit rücksichtsloser Brutalität: Sie wollte ein Kind haben, einen Erben, gleichviel wie, — gleichviel von wem! —

Dann war sie gerettet, dann brauchte sie nicht, wie jetzt, zu zagen und zu bangen vor der Zukunft.

Sie hatte nicht die Natur, sich zu vergessen; und

jene unbedachten Stunden, in denen gewöhnlich die Frau die Beute des ersten besten Mannes werden kann, waren ihr fremd geblieben.

Sie wollte mit Bewußtsein sich einem Manne hingeben, um Mutter zu werden. —

Es war Ehebruch! — Ehebruch! . . .

Jenes Wort, das für sie bis jetzt einen Schimpf ohne gleichen bedentete.

Sie sagte es sich laut, ohne zu beschönigen.

Nun wohl, so mußte sie denn die Ehe brechen. Es handelte sich um ihr ganzes Leben. Sie zog den Tod tausendmal einem Leben im Elend vor; weshalb sollte sie nicht die Schande, und eine, von der niemand etwas erfuhr, die es also nicht war, dem Tode vorziehen?

Es gab keinen Rückweg mehr, es mußte sein.

Unaufhörlich verfolgte sie der Gedanke wie eine Manie. — Sie ging wie im Fieber umher.

Wenn sie sich einem ganz fremden hingab, so war sie wenigstens einigermaßen gesichert.

Wäre es in der Saison gewesen, so hätte die

Ausführung des Planes im Bade, auf der Reise, ihr keine großen Schwierigkeiten bereitet.

Aber es war unmöglich, daß sie es aufschob. Die Zeit drängte.

Wie aber sollte sich ihr jetzt eine Gelegenheit bieten? Wenn sie zurückdachte, fand sie eine ganze Reihe von Situationen, bei denen die Möglichkeit oft recht nahe gelegen hatte. Sie selbst nur hatte damals nicht das Bewußtsein dafür gehabt.

Plötzlich fiel sie der Gedanke an: ein fremder, ein wildfremder Mensch sollte der Vater ihres Kindes werden? —

Die in der Luft schwebenden Phrasen von der Vererbung beängstigten sie; all diese Theorieen, denen die Modernen Gestalt zu verleihen suchten.

Dann aber täuschte sie sich über das aufsteigende Angstgefühl wieder weg. Was kümmerte sie das schließlich? — Sie wollte ja nur das eine: ein Mittel, ihre Existenz zu sichern, nichts anderes.

Sie kannte genugsam aus französischen Romanen, wie eine verheiratete Frau mit ihrem Liebhaber sich irgendwo eine kleine Wohnung nahm, in der sie sich



geheim und sicher treffen konnten. Und dann glaubte sie aus einzelnen Anzeichen zu entdecken, als ob das bei uns nicht viel anders war, ganz ebenso. —

Wenn sie sich also ein Zimmer mietete. Es durfte ihr niemand auf die Spur kommen. Sie wollte sich nicht ganz dem Ungewissen überliefern, so schien es ihr sicherer. Sie war dann in ihren eigenen vier Wänden, und gewiß war es unbedenklicher.

Sie suchte in den Zeitungen nach angebotenen möblierten Wohnungen von zwei oder drei Zimmern.

Hie und da fand sie eine Annonce, die ihr geeignet schien für ihren Zweck.

Sie notierte sich dieselben und ließ sich gelegentlich ganz unauffällig an dem Hause vorüberfahren. Allein meist gefiel ihr die Gegend nicht, oder das Haus selbst machte keinen vertrauenerweckenden Eindruck auf sie; entweder es war ihr zu still, daß man jeden bemerken mußte, der ein- und ausging, oder aber es war eine jener lärmenden Mietskasernen, in die sie sich noch weniger hineintraute.

Ein paar mal unternahm sie es, zu Fuß sich nach den Adressen umzusehen. Allein im letzten Augen-

blicke schwand ihr stets der Mut. Sie ging vor dem Hause auf und ab, traute sich nicht hinein und kehrte unverrichteter Sache wieder um.

Sollte sie die ganze Angelegenheit ihrer Lisbeth anvertrauen? Sie wußte, daß das Mädchen verschwiegen war. Sie konnte ja irgend eine Ausrede, die glaubhaft schien, erfinden.

Aber das war ihr doch zu gefährlich. Lisbeth war viel zu gescheidt und hätte gar bald herausgefunden, daß es sich hier um ein Geheimnis handelte, dem sie nachforschen mußte. Eva aber wollte nicht von der Verschwiegenheit eines Mädchens abhängig sein.

Sie mußte alles allein unternehmen. Es galt nur, die alberne Aengstlichkeit und Unentschlossenheit abzulegen. Aber noch war sie im unklaren, wie sie es beginnen sollte. Sie hatte sich niemals um solche Dinge bekümmrte.

Endlich entschloß sie sich, es mit einem Inserat in der Zeitung zu versuchen, und nun erhielt sie einen unglaublichen Stoß von Briefen, unter denen sie wählen sollte.

Am Schlusse hatte sie ungefähr zehn Angebote

auf die engere Wahl gestellt, und eines Abends, als der Nebel in allen Straßen braute, nachdem sie sich gehörig Mut zugesprochen, machte sie sich, dichtverschleiert, auf den Weg.

Aber in der Droschke, deren Stöße ihre Gedanken fortwährend unterbrachen, überlegte sie, was die Leute denken würden, daß sie zur Nachtzeit kam, um eine Wohnung zu besehen. Jedenfalls war es ungewöhnlich, ganz gewiß.

Konnte das nicht hinreichen, Verdacht zu erwecken? — Sie war im Begriffe, wieder umzukehren, als sie sich dennoch ein Herz faßte und von der Ecke der Neuen Kirchstraße aus, wo sie den Wagen verlassen hatte, in die Dorotheenstraße einbog, in der sich eine der angebotenen Wohnungen in der ersten Etage befand.

Eine zeitlang stand sie unschlüssig im Flur und betrachtete beim Flackerscheine der Gasflamme die Tafel mit den Namen der Hausbewohner. Dann endlich stieg sie die Treppe hinauf, unter Herzklopfen.

Vor der Thür der ersten Etage blieb sie stehen, und las zweimal den Namen auf einem alten, geborsten Porzellanschilde: F. Plättke.

Endlich zog sie die Glocke, ohne daß sie hören konnte, ob es schellte.

Ihr schlug das Herz, und sie wartete angstvoll. Wenn niemand zu Haus war? — Der Gedanke erfüllte sie mit plötzlicher Freude, daß sie erleichtert aufatmete. Allein im nächsten Augenblicke ließen sich langsam schlürfende Schritte vernehmen, die näher kamen.

Eine Frau in mittleren Jahren, mit verwuselten, schon ergrauenden Haaren öffnete die Thür, nur ein wenig, sodaß man die Sicherheitskette klirren hörte, und fragte in ziemlich kurzem Ton, was sie wolle.

Eva stockte einen Moment, — dann hatte sie sich völlig in der Gewalt.

— Ich möchte die Wohnung sehen, welche —

— Die Wohnung? — Jetzt gleich? — Was wollen Se denn da bei Nacht sehen? — Na — mir kanns aber ejal sein.

Dabei nahm die Frau die in dem Gange an der Wand hängende kleine Petroleumlampe, und nachdem sie von einem daneben befindlichen Haken zwei Schlüssel gesucht hatte, öffnete sie auf dem Treppen-

flur die Mittelthür zu der aus drei Zimmern bestehenden möblierten Wohnung.

Die Frau in ihrem verschossenen braunen Kleide und der halbaufstehenden, nicht mehr sonderlich reinen, bunten Nachtjacke, zeigte ihr schläfrig die Zimmer, die der Annonce nach fein möblirt sein sollten. Auf Eva machten sie einen mehr als armseligen Eindruck.

Dennoch erklärte sie der Frau, ohne sich länger zu bedenken, daß sie die Zimmer nehmen wolle, und zwar für eine Bekannte, die auf Besuch kommen werde.

— Mir kann et recht sein. Se können damit machen, wat Se wollen, — wenn ick blos die Miete pünktlich im voraus krieje. Se wollen se doch uff jleich haben — nich? —

— Ja, ich möchte sie gleich fest mieten. Ich weiß zwar nicht, wann die Dame kommt, — es können vielleicht noch ein par Tage vergehen . . .

— Js ooch jut. Machen Se, wat Se wollen — Mir is recht.

Eva fragte erst jetzt nach dem Preise, der allerdings in dem Briefe angegeben war, und zahlte dann für den ersten Monat.

Die Frau verlor jetzt ihre Schläfrigkeit und wurde mit einem Male katzenfreundlich. Sie wollte die Lampe holen, damit die Dame sich die Wohnung auch ordentlich ansehen könne; — allein Eva verzichtete darauf. Sie sagte ihr nur noch, sie selbst wohne in Wannsee und komme häufiger nach Berlin. Man solle daher die Wohnung gleich in stand setzen, da es sein könne, daß sie, bis ihre Bekannte käme, selbst einmal die Räume benutzen werde.

Damit war Frau Plättke ganz einverstanden.

— Se sind janz ungeniert. Et dhut Se kein Mensch wat. Ja, und wie is det un mit die Bedienung? — Jck habe sonst zehn Mark jerechnet. Det letzte Mal habe ick fünfzehn jekriegt. Janz feine Leute, die uff Besuch waren.

Eva gab ihr ohne weiteres das Geld; und jetzt konnte sie mit der Frau machen, was sie wollte.

Die Wohnung brauchte nicht angemeldet zu werden, jedenfalls nicht früher als bis die Bekannte kam.

Leichten Herzens fuhr Eva heim. Der erste entscheidende Schritt war gethan.

Die Nacht durch schlief sie kaum einen Augenblick, so viele abenteuerliche Pläne regten sich in ihr.

V.

Schon am folgenden Abend hatte Eva in der Dämmerstunde den Mut, sich in der Dorotheenstraße einzufinden.

Sie unterhielt sich mit Frau Plättke, die ganz entzückt von ihrer neuen Mieterin war, ließ dann alle Lampen anzünden und sich ein kleines Abendessen bereiten, von dem sie jedoch keinen Bissen genießen konnte, weshalb sie es versteckte, damit es den Anschein gewann, als sei sie wirklich am Morgen nach Berlin gekommen und wollte sich jetzt hier ausruhen und vielleicht übernachten.

Allein sie wollte nur heute alles daraufhin vorbereiten, damit später nichts mehr auffallen konnte.

Sie war zu gewandt, als daß ihr diese kleine Komödie nicht vorzüglich gelingen mußte.

Sie hatte ihre Zeit wohl angewandt, alles sorgsam überlegt und sich allerhand notwendige Kleinigkeiten mitgebracht, um Toilette machen zu können.

Eines nach dem anderen, wollte sie sich diese Dinge in die Wohnung schaffen, da sie sich hier anders frisieren und umkleiden wollte, um jede Möglichkeit, entdeckt zu werden, auszuschließen. Ihre Furcht hatte sich allmählich gelegt, und der Reiz der gewagten, romantisch pikanten Situation machte sich geltend.

Es war ihr erstes wirkliches Abenteuer, und mit einer fieberhaften Spannung wartete sie auf die weitere Entwickelung. —

Früher hatte sie sich in ihren Mußestunden derartige Situationen zuweilen ausgeklügelt und ihrer abenteuersüchtigen Phantasie freien Spielraum gelassen. Jetzt stand sie zum ersten Male der Wirklichkeit gegenüber. —

Eine zeitlang war sie im Zimmer auf und abgegangen, hatte die Möbel betrachtet, die leeren Schubladen aufgezogen und in die Schränke geguckt.

Dann war sie dessen überdrüssig geworden, hatte sich vor den Spiegel gestellt und ihr Haar gelöst, um sich anders zu frisieren.

Als sie damit fertig war, faßte die Lust sie an, sich auf die Straße zu wagen.

Sie warf einen weiten Mantel um, setzte einen anderen Hut auf, band einen dichten schwarzen Schleier vor, daß man von ihrem Gesichte nichts erkennen konnte, und wagte sich hinunter. —

Es war sieben Uhr vorbei.

Ein scharfer Herbstwind fuhr um die Ecken der Straße. Zuweilen schien es, als habe er ganz aufgehört, dann brach er mit erneuter Gewalt wieder los.

Als sie vor dem Hause stand, zauderte sie, wohin sie gehen sollte. Endlich lockten sie die Lichtstrahlen der Friedrichstraße derart, daß sie sich dorthin wandte.

Ein seltsam ungekanntes Gefühl überkam sie. Sie war um diese Zeit noch niemals durch die Stadt gegangen.

Von ihrem Wagen aus hatte sie bei der Fahrt in Theater oder Concert, und vor allem in den Wochen vor Weihnachten, dieses eilende Leben und Treiben beobachtet; sie hatte sich bei ihren Einkäufen auch hier und da ein paar Schritte weit in dieses Menschengewühl gewagt, aber jetzt war es doch etwas ganz anderes und neues für sie.

Sie kam sich beinah vor, wie auf einer Maskerade; und der weite, ihre Gestalt verhüllende Mantel sowie der Schleier gaben ihr ein Gefühl wohlthuender Sicherheit.

Sie vergaß ganz, was sie zu dieser Vermummung veranlaßt hatte, und die Lust am Augenblicke machte sich geltend.

Wie seltsam das alles war, so ganz neu. —

Lange Zeit blieb sie vor einem Schaufester stehen, um sich auf sich selbst zu besinnen, da ihr fast schwindelig wurde.

Dann bog sie, kühner geworden, in die Passage ein, und wagte sich mutig in diese breiten, weißen Fluten des elektrischen Lichtes, von denen die hohe glasüberspannte Halle taghell erleuchtet war.

Sie war hier noch niemals gewesen, und wie ein neugieriges Kind sah sie sich um.

Aber mit einem Male schwand ihr Vertrauen.

Plötzlich überfiel sie ein erschreckendes Gefühl der Unsicherheit. Ohne daß sie wußte von wem, fühlte sie, daß sie beobachtet wurde.

Sie blickte sich ängstlich um, und blieb dann

vor einem Bijouterieladen stehen, da sie nicht wußte, was sie thun sollte.

Der Herr stellte sich ruhig an das Nebenfenster und sah nach ihr hinüber.

Seine ganze Haltung und Kleidung ließen darauf schließen, daß er ihren Kreisen angehörte.

Sie sah nur noch, daß er groß und robust war, mit blondem Vollbart und etwas militärischer Haltung.

Als sie weiterging, folgte er ihr, langsam, etwa fünf oder sechs Schritte hinter ihr, jeden Augenblick bereit, sie anzureden.

Ihr Herz krampfte sich zusammen, und eine heftige Beklemmung überkam sie, daß sie ihre Schritte beschleunigte.

Sie fühlte, ohne daß sie sich umzusehen brauchte, daß er ihr folgte, und in ihrer Angst verlor sie jede Sicherheit und Selbstbeherrschung, sodaß sie am Ausgange der Passage wie unter einem Zwange den Kopf wandte, um sich umzuschauen.

Sofort wußte sie, daß sie garnicht unkluger hätte handeln können.

Die Thränen stiegen in ihr auf, und sie hatte

Mühe, sie zurück zu halten. Wie konnte der Mensch es wagen, ihr zu folgen? — Offenbar sah er in ihr eines jener Mädchen, und darin, daß sie den Kopf gedreht hatte, die Aufforderung ihr zu folgen.

Sie ging schneller.

Jetzt prallte sie zurück.

Ein Bekannter kam ihr entgegen, und sie fühlte, wie ihr das Blut in die Wangen schoß.

Beinah stieß sie mit jenem zusammen in der drängenden Menschenflut.

Er sah sich nach ihr um.

Ohne zu besinnen, war sie nahe daran, sich ihm zu erkennen zu geben, in der Vermutung, sie sei doch verraten, und um sich vor dem andern, der sie verfolgte, zu retten.

Da stockte sie wieder. —

Und dann war es auch schon zu spät.

Er war weiter gegangen, und jetzt konnte sie nicht umkehren. Das war unmöglich. Sie lief ihrem Verfolger ja direkt in die Arme, und was würde dieser sich gedacht haben, wenn sie einen Herrn angeredet



hätte, und was hätte der andere denken müssen. Sie hier um diese Zeit und . . .

Gottlob, daß sie nicht dem ersten Eindrucke nachgegeben hatte.

Auf was für Gedanken sie kam. —

Die Angst verwirrte sie, und das alles ging so schnell, daß sie keine Zeit hatte, zu überlegen.

Sie war in die Behrenstraße eingebogen. Sie floh fast, so schnell als ihre zitternden Kniee es erlaubten, und so daß es nicht auffallen konnte.

Aber hinter sich hörte sie Schritte, eilige Schritte, die ihres Zieles gewiß zu sein schienen, Schritte, die hinter ihr hertönten und sie einzuholen suchten.

Was sollte sie thun — was sollte sie thun!

O, es war abscheulich.

Sie wollte einen Schutzmann zu Hilfe rufen.

Aber was fiel ihr nur ein? Das war ja Unsinn, gegen wen, gegen was denn?

Noch hatte ihr niemand etwas gethan. —

Eine Kette von Droschken längs des Trottoirs.

Aber sie sah hier keinen Kutscher. Die Wagen standen führerlos.

Bis der Kutscher kam, die Decke dem schläfrigen Pferde abnahm, bis sie ihm ihre Adresse gesagt, und er den Wagen in Trab bringen konnte, war der andere längst an ihrer Seite; vielleicht glaubte er auch, sie nehme nur deshalb eine Droschke.

Und sie hatte eine Todesangst davor, daß er sie anredete. Sie fühlte, sie konnte jetzt kein Wort herausbringen. Die rasche Bewegung, die Furcht was geschehen würde, schnürten ihr die Kehle zu.

Der Mensch war ja im stande, ohne weiteres mit in den Wagen zu steigen, oder doch in einem andern sie zu verfolgen.

Die Pferdebahn dort in der Kanonierstraße! — Vor all den Menschen würde er es nicht wagen, und der Kondukteur würde ihr schon helfen.

Allein sie hatte keine Ahnung, wohin der Wagen fuhr, und wie wurde das beim Aussteigen? Dann war ihre Lage nur um so schlimmer.

Sie bog rechts in den dunklen Thorweg der kleinen Mauerstraße ein.

Ein Wagen fuhr dicht hinter ihr langsam in die schmale Passage dieser Verbindungsgasse ein, daß

ihr Verfolger für einen Augenblick aufgehalten wurde.

Hier in der Dunkelheit konnte sie schneller fortkommen. Sie verdoppelte ihre Eile, und hatte in wenigen Augenblicken wieder die Linden erreicht.

Sie fühlte sich gesicherter. Es war heller hier, und eine Zuflucht bot sich leichter.

Anfangs wollte sie in irgend ein Haus eintreten. Vielleicht verlor jener so ihre Spur.

Dann trat sie nach wenigen Schritten in den ersten besten Laden ein, ohne daß sie darauf geachtet hatte, was für ein Geschäft es war.

Es war ein großes Broncewaren-Geschäft, das ihr dem Namen nach bekannt war.

Sie mußte sich erst einen Augenblick umsehen und eine Weile nachsinnen, ehe sie dem herbeieilenden Verkäufer sagen konnte, ihr einige Lampen zur Auswahl zu zeigen.

Allmählich gewann sie ihre Festigkeit wieder.

Um Zeit zu gewinnen, suchte sie lange. Dabei warf sie zuweilen flüchtige Blicke nach der Thür und den Ladenfestern.

Ihre Vermutung bestätigte sich.

Sie war ihm nicht entschlüpft. Er lauerte ihr draußen auf. Wenigstens glaubte sie, daß er vor dem Laden auf und abging.

Aber jetzt war eine Möglichkeit vorhanden, zu entkommen.

Sie hatte sich für eine Lampe von geringerem Werte entschieden, so daß sie gewiß war, daß der Betrag nicht über die Summe hinausging, die sie bei sich trug.

Die Ruhe, mit der sie das alles jetzt behandelte, mußte den merkwürdigen Eindruck ihrer ängstlichen Hast wieder verwischen, den sie gewiß bei ihrem Eintritte hervorgerufen hatte.

Sie bat, daß man ihr einen Wagen besorge, da sie den gekauften Gegenstand gleich mit sich nehmen wollte. Sie gab die Adresse ihrer kleinen Wohnung an, damit der Kutscher gleich Bescheid wisse. —

Der Wagen war vorgefahren, der Herr des Geschäftes geleitete sie selbst hinaus und ließ die Lampe vorsichtig in die eine Ecke legen.

Eva hatte beim Hinaustreten sofort ihren Ver-

folger erkannt. Als er sie auf die Droschke zugehen sah, trat er wie unabsichtlich näher heran, augenscheinlich, um die Adresse zu erfahren.

Allein der Kutscher war schon verständigt, und auch das Suchen nach einem andern Wagen schien vergeblich zu sein.

Der kleine Ausläufer schlug die Wagenthür zu, und das Gefährt setzte sich in Bewegung. —

Eva war während der ganzen Fahrt von dem Gedanken gepeinigt, er könne ihr doch gefolgt sein.

Sie blickte sich mehrfach um, allein es war nichts zu sehen.

So kam sie glücklich in ihr Heim. Eilends stürmte sie die Treppe hinauf, warf sich auf die Chaiselongue, vergrub den Kopf in die Hände und brach in krampfhaftes Schluchzen aus.

Eine unbezwingliche Reue, eine quälende Selbstbeschämung überkam sie.

Wie hatte sie sich nur so erniedrigen können, wie konnte sie sich nur in ein so törichtes Unternehmen einlassen.

Das war ihre Strafe. Es war zu abscheulich.

Der Mensch mußte sie für das erste beste Frauenzimmer gehalten haben, wie hätte er sonst so frech sein können.

Bei der Angst und dem Ekel, der sich ihrer bemächtigt hatte, dachte sie gar nicht mehr an den ersten Anlaß, der sie in diese Verlegenheit gebracht hatte.

Das war alles wie ausgetilgt.

Bei dem leisesten Geräusche, dem Knistern der Lampe, dem heftigeren Wehen des Windes zuckte sie zusammen, in dem Glauben, es poche jemand an die Thür.

Von allen Seiten glaubte sie sich verfolgt und bedroht.

Sie sah sich um, denn es war ihr, als ob jemand hinter ihr stehe.

Sie ängstigte sich in diesen einsamen Zimmern, sie konnte nicht länger in dieser ihr noch immer so fremden Wohnung bleiben, und dennoch wagte sie es nicht, hinaus zu gehen.

Wer konnte wissen, ob jener nicht drunten auf sie lauerte, ob er nicht vielleicht gar vor der Korridorthür stand.



Sollte sie die Lichter alle löschen, damit er nicht sah, daß hier jemand war? —

Aber sie hätte sich im Dunkel zu Tode gefürchtet. Sie zündete daher in allen drei Zimmern die Lampen an, nachdem sie zuvor die Vorhänge fest geschlossen hatte.

Immer von neuem ging sie an die Thür, um nachzusehen, ob sie auch fest verriegelt war, und angestrengt, mit verhaltenem Atem lauschte sie, ob nicht draußen wer lauere.

So vergingen ihr die Stunden in tötlicher Angst.

Sie konnte sich von den Bildern dieses Erlebnisses nicht befreien.

Ruhelos durcheilte sie die kleine Wohnung. Zum ersten Male schüttelte sie das Bewußtsein menschlicher Erbärmlichkeit, Ekel und Abschen vor sich selbst.

Wie häßlich und brutal die Wirklichkeit war!

Am liebsten wäre sie auf der Stelle gestorben, um niemanden mehr unter die Augen zu kommen. Ihre Fassungslosigkeit ging in Weinkrämpfe über, und nur mit Anspannung aller Willenskraft zwang sie sich zur Ruhe.

Die Uhr schlug elf.

Sie schrak zusammen. Sie hatte keine Ahnung mehr gehabt, wie spät es war.

Sie mußte heim.

Aber noch immer zauderte sie. Endlich öffnete sie entschlossen die Thür. Allein sie wagte sich doch nicht allein hinunter.

Bei ihrer Wirtin brannte noch Licht.

Sie klingelte und nach kurzem kam diese, und schickte dann ihren Sohn fort, um einen Wagen zu holen.

Das dauerte eine Weile, denn der Junge war schon halb ausgezogen gewesen.

Er brachte sie die Treppen hinunter, indem er ihr leuchtete.

Auf der Straße war nichts zu sehen. — Nur der fahle Mondschein lag über den Häusern.

Sie drückte sich ganz in die eine Ecke des Wagens, daß man nichts von ihr sehen konnte, und so fuhr sie durch die Nacht, am Brandenburgerthor vorbei in die Charlottenburger Chaussee einbiegend, und dann durch die breite Siegesallee.

In fieberhafter Angst stieg sie endlich vor ihrem Hause ab.

Sie wußte kaum mehr, was sie that. Die Zofe ängstigte sich. Sie wollte sofort zum Arzt schicken. Mit Mühe nur hielt Eva sie zurück. Sie mußte es ihr ausdrücklich verbieten.

Sie versuchte etwas zu essen, denn sie hatte den ganzen Abend nichts zu sich genommen, sie ließ sich Thee bereiten, allein sie konnte nichts genießen.

Fieberfrost durchschüttelte sie, und die ganze Nacht konnte sie nicht schlafen. Halbwachend jagten Fieberträume durch ihr Hirn, die ihr keine Ruhe ließen.

Sie wälzte sich von einer Seite zur andern. Dann schrack sie auf. Sie wurde verfolgt.

Eine ganze Meute war hinter ihr her, und sie konnte sich nicht von der Stelle regen. In ihren Füßen lag es wie Blei so schwer. Sie wollte fliehen und kam doch nicht vorwärts. Und immer nahmen ihre Verfolger eine andere Gestalt an. Bald waren es Wölfe, deren Heulen sie erschreckte, dann ein Riese, dann ein drachenartiges Ungeheuer, dessen Fauchen ihr die Nerven zerschnitt.

Erst der Morgen befreite sie von diesen Nachtgespenstern.

Sie ließ es geschehen, willenlos wie ein Kind, daß man den Arzt rief.

Eine Nervenüberreizung, nichts weiter, und er verordnete ein harmloses, beruhigendes Mittel.

Sie mußte sich schonen.

Die nächsten drei Tage verließ sie das Haus nicht. Sie blieb auf der Chaiselongue liegen und träumte.

Sie überdachte jede Einzelheit nochmals genau, und allmählich griff eine ruhigere und kühle Ueberlegung Platz.

Sie verstand sich zuletzt selbst nicht mehr.

Wie hatte sie nur so furchtsam sein können. Vor wem hatte sie sich denn eigentlich gefürchtet?

Sie, die im Salon auf jede Bemerkung eine schlagfertige Antwort bereit hatte, sie sollte nicht imstande gewesen sein, einen Zudringlichen in gebührender Weise abzufertigen?

Sie konnte doch sonst mit einem Blicke, einer fast unmerklichen Geberde, einem einzigen frostigen

Worte eine Unverschämtheit derart bestrafen, daß der betreffende gewiß kein Wort mehr zu entgegnen wagte.

Und nun hatte sie sich kindischer als der naivste Backfisch benommen. Es war mehr als lächerlich.

Es war ihr unangenehm, zurückdenken zu müssen, und so suchte sie das Abenteuer möglichst rasch zu vergessen.

In die Wohnung war sie nicht wieder zurückgekehrt. Es schien ihr fast, als denke sie an die ganze Geschichte nicht mehr.

Allein innerlich hatte sie keine Ruhe.

Sie suchte sich zu betäuben, denn sie fürchtete sich vor der Zukunft, und versuchte es deshalb um so eifriger in der Gegenwart aufzugehen. —

VI.

In dem Befinden Roberts hatte sich in all den Wochen nichts geändert, ein ständiges Schwanken, wie Eva das nicht anders gewöhnt war.

Bald schien es, als werde er nicht wieder vom Lager aufstehn; er lag einige Tage in den heftigsten

Schmerzen. Dann raffte er sich mit übermenschlicher Kraft von neuem auf und erschien in Gesellschaft.

Immer auf's neue verbot es ihm der Arzt, denn jede dieser Anstrengungen hatte einen Rückschlag zur Folge, dem gegenüber alle Wissenschaft ratlos war.

Robert behauptete, er könne ohne die Gesellschaft nicht leben, und der Arzt mußte sich begnügen, die Achseln zu zucken, und ihm die Verantwortung seiner Handlungsweise zu überlassen.

Im Grunde genommen war eine dauernde Hilfe nicht möglich. Es galt nur, Frist zu gewinnen bis zu einer unabwendbaren Katastrophe, ein Aufschub und eine Verlängerung von Leiden, die früher oder später doch zum Tode führten.

Wenn der Freiherr sich also ruinieren wollte, so mochte er dieses unsinnige Leben fortsetzen, vom Krankenbett in den Ballsaal, wo er sich mittels Morphiums aufrecht erhielt und sich selbst über seine Leiden wegtäuschte, und dann wieder jedesmal erschöpfter zurück in das Krankenzimmer. —

Mit dem nahenden Winter verschlimmerte sich

der Zustand Roberts; die länger werdenden Nächte verlängerten auch seine Qualen.

Eva, der gegenüber der Arzt all sein Bedenken geäußert hatte, schonungslos, weil er glaubte, damit auch ihrer wachsenden Vergnügungssucht Einhalt zu thun, war zur Krankenpflegerin verdorben.

Sie brachte es nur mit Mühe über sich, zehn Minuten bei dem Kranken zu bleiben.

Ihre völlige Beschäftigungslosigkeit trieb sie aus dem Hause. Sie wollte nicht über sich selbst nachgrübeln.

Ein paar Mal schon hatte sie geglaubt, es sei zu Ende; aber Robert's einst so kräftige Natur rang sich immer wieder durch.

Wenn aber das Schreckliche, an das sie nicht denken wollte, endlich doch eintrat? —

Was sollte sie beginnen? — Sie mußte von anderer Leute Gnade leben.

Vielleicht, daß ihr die Erben Roberts jene kleine Rente, von der ihr Gatte gesprochen, aussetzten, eine Summe, mit der sie sich wie eine arme Lehrerswittwe in ein Dörfchen vergraben konnte, um dort langsam

zu verkommen. Und ihre Schönheit, ihr Geist, — all das sollte nun brach liegen? — Sie war dann aus der Gesellschaft gestrichen. Sie hatte in diesen Kreisen nichts mehr zu bedeuten.

Sie verfiel der Demütigung, von fremder Leute Gnade abhängig zu sein; — sie, die zu stolz war, auch nur das kleinste Geschenk unerwidert von anderen anzunehmen, die auf ihre Freiheit pochte, wie auf ein unantastbares Recht.

Vielleicht, daß sie sich nach Ablauf des Trauerjahres wieder verheiratete.

Sie sah ihre Anbeter daraufhin durch, und mußte lachen. Es war keiner darunter, der um ihre Hand angehalten hätte. Um ihre Liebe werben? — o ja! — um die Liebe einer verheirateten Frau, deren Gatte machtlos auf dem Krankenbette lag; aber heiraten ... Eva von Arden heiraten, mit ihren Ansprüchen, ihren Launen, die ein Vermögen beanspruchten? — —

Es war keiner von ihren Verehrern, der ihr das bieten konnte, und wem war es auch heutzutage zuzumuten, eine Frau zu heiraten, die ihm nichts mitbrachte, garnichts, als die denkbar verwöhntesten An-



sprüche und eine reichhaltige Auswahl mehr oder weniger fest behaupteter Klatschereien.

Und dann war das Trauerjahr dazwischen. Sie mußte sich zurückziehen, und man würde sie vergessen. Sie wußte, wie schnell die Gesellschaft über jemanden zur Tagesordnung überging.

Nach jenem Jahre mußte sie sich ihre Stellung aufs neue erobern, und wer konnte wissen, ob ihr das wieder gelang.

Ohne Vermögen galt sie nichts. Ihre Schönheit, ihr Geist, all ihre gesellschaftlichen Talente halfen ihr nur, wenn sie ihnen eine goldene Folie geben konnte.

Wohin sie blickte, fand sie nichts als Aussichtslosigkeit, nur Not und Elend, und die Unabweisbarkeit, sich zu demütigen.

Sie hatte einen ersten verzweiflungsvollen Schritt gewagt, — es war ihr fehlgeschlagen, weil sie sich wie ein närrisches Kind betragen hatte.

Vielleicht konnte sie schon ihr Ziel erreicht haben, wenn sie nicht so erbärmlich feige gewesen wäre.

Das alte Soldatenblut regte sich in ihr. —

Wenn sie mit dem Vater ausritt, und er ihr

anmerkte, daß sie vor einem Hindernis scheute, mit den Augen zuckte und unruhig ward, dann genügte ein Wort von ihm, ihr die ganze Entschlossenheit wiederzugeben. Sie biß die Zähne aufeinander, und nichts in der Welt konnte sie nun mehr zurückhalten, sich der ärgsten Gefahr auszusetzen.

Das Hindernis hatte sich ihr diesesmal wie von selbst geboten. Es war mit Leichtigkeit zu nehmen gewesen, und sie hatte nicht den Mut gefunden.

Was wollte sie den eigentlich mehr? —

Ein Mann verfolgt sie, er begehrt sie; und ihre Absicht war es gewesen, begehrt zu werden. —

Sie mußte über sich lachen. Ohne ihr Zuthun, ganz von selbst, bot sich ihr eine günstige Gelegenheit, und sie floh das Ziel, nach dem ihre Wünsche strebten.

Seitdem ihr diese Auffassung gekommen war, klammerte sie sich fest daran.

Sie spottete ihrer selbst; und endlich war sie so weit, daß sie von neuem ihre Wohnung aufsuchte.

Sie hatte sich einen kleinen Revolver mitgebracht, zur Sicherheit, den sie auch auf Reisen stets mit sich führte.

Seit jenem Abenteuer mußte sie sich Mut machen, in jeder Beziehung.

Noch war alles nur ein Spielen mit den Vorbedingungen. Sie wollte ja nichts weiter, als eine Bekanntschaft machen. Alles übrige lag noch in weiter, sehr weiter Ferne.

Das ergab sich vielleicht mit der Zeit.

Sie gewöhnte sich daran, sich in ihrer Wohnung umzukleiden, und sich so auf die Straße zu wagen.

Aber es schien, als kümmere sich kein Mensch um sie.

Achtlos, gleichgiltig gingen die Leute an ihr vorüber, hie und da sah sie einer an, wohl hauptsächlich wegen ihres Schleiers, aber er achtete dann nicht weiter auf sie.

Dadurch wurde sie allmählich kecker. Es machte ihr Vergnügen, so am Abend durch die lichterhellten Straßen zu gehen, ungekannt und unbelästigt.

Sie sah sich freier um, und blickte auch den Menschen offener in das Gesicht.

Das dauerte so lange, bis sie einmal in Angst versetzt wurde.

Sie war verschiedene Mal die Leipzigerstraße auf und ab gegangen, als ihr Benehmen einem Schutzmanne aufgefallen sein mußte. Am meisten mochte der dunkle, das ganze Gesicht verhüllende Schleier dazu beigetragen haben.

Es schien ihr, als wolle er ihr folgen, oder doch auf sie zugehen.

Hastig verschwand sie in dem Menschenstrome unter Herzklopfen, und wagte sich seitdem nicht mehr ohne weiteres in belebtere Gegenden.

Zuweilen wurde sie von einem streunenden Weibe angeredet, das in ihr eine Kollegin erblickt haben mußte.

Sie wandte sich hastig ab, aber jedesmal folgten dafür ein paar Bemerkungen, die ihr das Blut in die Wangen trieben. —

So verging die Zeit mit Bedenken und Hinausschieben. Zu einem energischen Entschlusse kam es nicht.

Zuweilen sagte sie sich, daß all diese Dinge nur Phantasiespiel seien, daß sie ja doch nie wagen werde, ihre Absicht wirklich auszuführen.

Die fortwährende Erregung, aus der sie nicht

herauskam, that ihr wohl; es war eine Ablenkung ihrer Angst, und sie vermochte es, sich im Gleichgewicht zu halten.

Eines Abends wurde sie in ihrer Straße, in der Nähe des Karlsplatzes von einem jungen Manne angesprochen. —

— Na, Kind, wo wohnen Sie denn?

Sie war bei der unerwarteten Frage zusammengezuckt, und sah ihn ängstlich an.

Er war groß und breitschultrig, ein gesundes frisches Gesicht, mit blondem Schnurrbart und festem runden Kinn.

Modisch gekleidet von Kopf bis zum Fuß.

Sie bezwang sich, und nachdem ihr im ersten Augenblicke der Mut versagt war, faßte sie sich ein Herz und gab ihm ziemlich ruhig Antwort.

— Warum haben Sie denn den dichten Schleier um, wie ein ägyptisches Klageweib? Sind Sie so häßlich, oder so hübsch, daß Sie sich in das Ding wickeln. Zeigen Sie mal her . . .

Wenn nur seine Stimme weniger rauh gewesen wäre; aber er sprach, als ob er heiser sei. Es lag

etwas befehlendes darin, das sie empörte, ihr aber doch zugleich imponierte.

Er streckte die Hand aus, um ihr den Schleier zu lüften. Sie wandte scharf den Kopf, und sagte etwas heftig:

— Bitte, nicht! —

— Warum denn so spröde, kleine Katze? Können wir das Licht nicht vertragen. —

Sie kamen unter einer Laterne vorbei, und der Mann starrte ihr unverschämt unter den Hut.

— Ei — ei, — Sie scheinen ja ganz nett zu sein. — Nehmen Sie doch mal das schwarze Ding da weg.

Einen Augenblick zauderte sie und wollte ihm eine heftige Antwort geben; dann, ohne recht zu wissen, wie sie dazu kam, hob sie mit einer raschen Bewegung für einen Augenblick den Schleier, um ihn gleich wieder über das Gesicht zu ziehen und an ihm herumzuzupfen.

— Verflucht noch mal!

Es war ihm unwillkürlich entschlüpft, als er dieses blasse Gesicht mit den großen, etwas ängstlichen Augen erblickte.

Das schien er nicht erwartet zu haben und war fassungslos, ohne recht zu wissen, was er sagen sollte.

Er ging eine Weile neben ihr her, und betrachtete sie von der Seite, offenbar mit viel Wohlgefallen.

Nach einer Zeit fragte er:

— Und das andere? —

Sie sah ihn an, und verstand ihn trotz seiner Handbewegung nicht.

Er lachte. Na, das blieb sich auch gleich, was er ihr schenken würde. Er wollte sich schon nicht lumpen lassen.

— Sie scheinen mir 'ne wunderliche Heilige zu sein, was? —

Sie ging neben ihm, unschlüssig was sie thun sollte.

Bald wollte sie auf seine Absichten eingehen, aber dann empörte sich wieder alles in ihr, und sie war im Begriff, sich von ihm loszureißen und zu fliehen.

Und doch ging sie ruhig neben ihm her, während er auf sie einsprach. Aber sie hörte garnicht, was er sagte.

Sie stand jetzt unter einem Zwange, in völliger Willenlosigkeit.

Sie kamen vor das Haus. Ihr war wirr, wie in Trunkenheit oder in einem Traume. Sie brauchte sich nur zu schütteln und sie erwachte.

Aber sie hatte die rechte Kraft nicht. — Er stieg neben ihr die Treppe hinauf und trat mit in die Wohnung ein, wo sie wie gewöhnlich die Lampe hatte brennen lassen.

Nun stand sie mitten im Zimmer, ohne sich zu regen. Was würde jetzt geschehen? —

Am liebsten wäre sie fortgeeilt, aber sie fühlte, daß sie nicht die Kraft dazu hatte.

Und dann hatte er die Thür abgeschlossen und Hut und Mantel abgelegt, während sie, den Schirm noch immer in der Hand, zaudernd dastand.

— Zieh doch den Mantel aus, herrschte er sie etwas ungeduldig an.

Mechanisch fing sie an, den Mantel aufzuknöpfen. Er half ihr beim Ausziehen.

Sie hatte die Handschuhe noch anbehalten. Jetzt streifte sie auch die wie im Traume ab.

Er trat auf sie zu und nahm ihr etwas brüsk Schleier und Hut ab, daß sich ihr nur lose aufgestecktes Haar etwas löste.

Einen Augenblick war sie nahe daran, ihn für seine Frechheit ins Gesicht zu schlagen, dann stieg die Scham in ihr auf, und sich die Augen und das Gesicht verdeckend warf sie sich auf die Chaiselongue.

— Lassen Sie mich, flehte sie, — lassen Sie mich, bitte!

— Aber was ist denn, liebes Kind? — sind Sie närrisch, fragte er erstaunt und beugte sich über sie, um sie zu umfassen.

Sie richtete sich halb auf und stieß ihn von sich. Allein gerade ihre Hilflosigkeit, die sich in den abirrenden Augen zeigte, reizte ihn noch mehr.

Er umfaßte und küßte sie, brutal rücksichtslos auf den Mund.

Sie bäumte sich unter ihm auf, aber ihr Sträuben half ihr nichts. Diese hochmütige Miene, mit der er sie fest an sich preßte, dieses siegesgewisse impertinente Lächeln empörte sie, und doch vermochte sie nichts gegen ihn.

Und dann verlor sie die letzte Herrschaft über sich selbst. —

* * *

Nun hatte sie endlich wieder Klarheit, fand sich im Nebenzimmer, sprang auf, und zitternd am ganzen Leibe, atemlos keuchend, herrschte sie ihn an:

— Augenblicklich verlassen Sie das Zimmer.

Er lachte und sagte sehr ruhig:

— Fällt mir garnicht ein. Deshalb bin ich nicht hierher gekommen. Uebrigens bist du reizend so, liebes Kind — wirklich reizend.

Und langsam ging er auf sie zu, die ebenso langsam vor ihm zurückwich.

— Werden Sie jetzt gehen? — fragte sie, und faßte den kleinen Revolver fester, der sie auf all ihren abenteuerlichen Streifzügen seit jenem ersten Erlebnisse nicht mehr verlassen hatte.

Er machte ein ziemlich kritisches Gesicht, und sah sie von der Seite an, keineswegs geneigt, so ohne weiteres das Feld zu räumen.

— Augenblicklich gehen Sie, oder ich weiß nicht, was ich thue . . .

Ihre Erregtheit war wirklich nicht unbedenklich Sie zitterte wie im Fieber.

— Das Ding da ist doch hoffentlich nicht geladen, versuchte er zu scherzen, obgleich er sich einer sehr unangenehmen Empfindung nicht erwehren konnte.

Sie hob die Waffe, und er zwinkerte etwas mit den Augen. Die Sache schien ihm nicht ganz geheuer zu sein, und er hielt es für geratener, sich etwas zurück zu ziehen.

Kaum war er über die Schwelle zum Salon, als sie katzenartig auf die Thür zusprang und den Riegel vorschob, ehe er es hindern konnte.

Er versuchte es, sich den Eingang jetzt mit Gewalt zu erzwingen, und rüttelte an der Thür. Allein er ließ bald wieder davon ab, da er die Aussichtslosigkeit eines solchen Versuches bald genug erkannte.

Angstvoll lauschte sie auf jede seiner Bewegungen, auf das leiseste Geräusch im Nebenzimmer.

Es fröstelte sie. Sie wurde sich bewußt, daß sie nur halb angekleidet war. Sie suchte nach ihrem Kleide. Es mußte nebenan sein, und sie warf einen Frisiermantel um, den sie mit nach hier gebracht hatte.

So setzte sie sich auf einen Puff in die Nähe der Thür, die Waffe noch immer auf den Knieen haltend.

Sie schrack zusammen, denn es klopfte plötzlich an die Thür. Als sie nicht antwortete, klopfte er nach einer Weile wieder, und sagte dann:

— Mach' mal auf. Ich habe dir was zu sagen.

Sie hielt den Atem an und regte sich nicht.

Nach einer Weile:

— Du! — laß mal den Unsinn und schließ die Thür auf . . . so'n Blödsinn! . . . na, so mach doch auf! — — Aber liebes Kind, was soll denn das eigentlich?

Keine Antwort.

Er rackelte an dem Thürschlosse.

Eva regte sich nicht. Er pfiff eine Zeitlang vor sich hin, einen Gassenhauer.

Dann nach einer Weile:

— Sag mal, was sollen diese Kindereien eigentlich? . . . So 'ne Verrücktheit is mir ooch noch nich vorjekommen. — Weißte, wenn de nich aufmachst — geh ich einfach weg! — verstehste? . . .



Er ging nebenan auf und ab, irgend etwas vor sich hinbrummelnd.

Jetzt wieder an der Thür:

— Willste nun aufmachen? — Sag mal, was habe ich dir denn gethan? He! — Sei doch nicht so blödsinnig, un mach auf! . . . Na, denn nich! . . . ooch schlecht! . . . . Gute Nacht, bessere dich, mein Engel. —

Damit entfernte er sich, und schlug auffallend laut die Thür zu.

Eva regte sich noch immer nicht; aber sie atmete einen Augenblick wie erlöst auf.

Und doch war ihr zu Mut, daß sie am liebsten die Pistole an die Stirn gesetzt hätte, um Ruhe zu finden vor ihrem Denken.

Wie schön kalt das Eisen war, so kühl, so beruhigend, daß die häßlichen Gedanken einschliefen.

Konnte sie diesen Abend je wieder vergessen, alles was mit ihr geschehen war, diese ganzen ekelhaften Scenen? —

Ihr war zum Brechen übel. Es wühlte und würgte in ihr.

Aber sie rührte sich noch immer nicht, grübelnd saß sie da, über eine Viertelstunde.

Einmal glaubte sie Geräusch zu hören.

Vielleicht war er garnicht gegangen? Er war noch nebenan, und wartete auf sie.

Sie glaubte seinen Atem zu fühlen, wie den eines wilden Tieres, als ob er durch die Spalten der Thür dränge.

Und das ängstigte sie, daß sie dasaß und zitterte, und es nicht wagte, die Thür zu öffnen, um sich zu überzeugen.

Was sollte sie thun, wenn er wiederkam, wenn er noch da war? —

Rufen, daß Menschen kamen? Aber das ging nicht. — Sie war nur halb angekleidet. Und wie sollte sie es erklären, daß der Mann hereingekommen war? —

Was konnte sie sagen, da sie ihn ja selbst mit herein gebracht hatte.

Vielleicht hatte sie gar jemand hineingehen sehen! Dann war sie ganz verloren.

Wenn er sie noch einmal anrührte, würde sie

ihn niederschießen. Sie war ganz in der Stimmung dazu.

Aber sie wußte, das ging noch weniger. Sie hätte sich nicht gefürchtet, gewiß nicht. Warum sollte sie sich nicht ihres Lebens wehren? Weil sie eine Frau war? Sie wußte mit der Waffe umzugehen. Sie hätte nicht einmal mit der Wimper gezuckt.

Allein was geschah dann? — Sie hatte einen Menschen erschossen, sie! — und man würde sie anklagen, und alles würde offenbar. —

So wartete sie, bis sie gewiß sein konnte, daß er fort war.

Es raschelte im Nebenzimmer.

Eine Maus — aber nein, — vielleicht ein Fremder? Der andere hatte die Thür zwar zugeschlagen, aber es konnte doch jemand herein gekommen sein.

Es raschelte wieder, dicht an der Thür.

Und jetzt wurde mit Macht die Klinke in einem Rucke heftig niedergedrückt, und es legte sich etwas gegen die Thür, schwer, daß sie in ihren Angeln ächzte.

Dann ward es wieder still.

Und wieder vergingen atemlose Minuten.

Dann eine Stimme, rauh und ärgerlich, voll unterdrückter Wut.

— Willste noch immer nicht aufmachen? So laß doch mal vernünftig mit dir reden!

Und er sprach weiter, eifrig, bald bittend, bald wieder drohend; dann wurde er grob und fing an zu schimpfen, erst nur ärgerlich, dann gemein, daß ihr das Blut in die Wangen schoß.

So etwas hatte sie nie gehört.

Aber das alles half nichts.

Dann endlich ging er fort, und schlug die Thüren so, daß das ganze Haus dröhnte, und sie auffuhr.

Jetzt war er wirklich fort. —

Im Nu hatte sie die Kammerthür entriegelt und stürzte auf die Korridorthür zu, um sie doppelt zu verschließen.

Ihre Hände zitterten vor Freude und aufregender Angst, und sie fühlte sich so schwach, daß sie sich kaum bewegen konnte.

Und doch hatte sie das krankhafte Gelüst, aus dem Fenster zu sehen, ob er nicht drüben auf dem Trottoir stehen und heraufstarren würde.

Aber sie war zu schwach, zu kraftlos, um sich zu überzeugen.

Sie lag in einem Sessel wie in Betäubung, und erst nach einer halben Stunde war sie so weit, daß sie ihre Kleidung wieder in Ordnung bringen konnte.

Die Bänder waren zerrissen, und Haken und Oesen verbogen. Er mußte ihr die Kleider gewaltsam, rücksichtslos herabgerissen haben.

Sie wußte von nichts mehr. Nur mit größter Mühe setzte sie die Sachen einigermaßen wieder in Stand.

Endlich — endlich war sie damit fertig.

Sie ordnete ihr Haar, aber wenn sie die Arme hob, schmerzten sie die Schultern, ohne daß sie sich erklären konnte wovon.

Als sie sich im Spiegel sah, erschrak sie vor sich selbst.

Wie sie aussah, ihre Augen, das bleiche Gesicht, alles verzerrt, und so gemein, so schrecklich gemein, — wie eine Dirne. Ein so häßlicher Zug um Nase und Mund.

Und dann diese graue Gesichtsfarbe, daß sie

etwas Rot auflegen mußte, um nicht gar so sehr aufzufallen.

Dann setzte sie den Hut auf und band den Schleier um, und nun eilte sie fort.

Sie lief fast durch die Straßen. Sie hatte nicht gleich einen Wagen gesehen, und nun lief sie achtlos weiter, ohne mehr daran zu denken, — immer gerade aus, besinnungslos, und immer von dem Bewußtsein gehetzt, was sie gethan hatte.

Unbemerkt kam sie in ihr Zimmer. Als sie sich eine Stunde geruht hatte, und sich im Spiegel betrachtete, wurde sie froh.

Es war ihr garnichts anzumerken.

Ein ganz leises Triumphgefühl schlich sich sogar geheim ein. Sie hatte ihr erstes Abenteuer erlebt.

Der erste Schritt war geschehen. Ein Zurück gab es nicht mehr. Sie hatte es ja so gewollt, und nun hatte sie ihren Willen. —

Nur Robert wollte sie heute nicht sehen. Das war morgen auch noch früh genug.

Und in der Nacht schlief sie sehr fest und gut, besser sogar als sonst; und nur gegen Morgen hatte

sie leicht geträumt, aber sie konnte sich nicht recht mehr darauf besinnen, was es eigentlich gewesen war. —

VII.

Auf eins war Eva fast nervös gespannt.

Wie sie nach diesem Vorgange ihrem Gatten gegenüber treten würde; und sie war eigentlich erstaunt, daß die Morgenbegrüßung genau so vor sich ging, wie jeden andern Tag auch.

Ganz, als ob gar nichts vorgefallen sei. Sie war ruhig wie immer, und Robert jammerte ein bischen, um dann aber sofort seine Klagen einzustellen, weil er es ihr ansah, daß Eva sonst nervös wurde und ging.

Das kam ihr fast komisch vor. Sie hatte das Entsetzlichste hinter sich, was eine Frau thun konnte, und niemand merkte etwas davon. Robert war liebenswürdiger als je, und das erzeugte bei ihr eine Geringschätzung, die irgend welche Reue nicht aufkommen ließ. —

Alles nahm seinen ganz regelmäßigen Gang, wie gewöhnlich; und so verwischte sich der unangenehme

Eindruck, den die brutale Scene hervorgerufen hatte, sehr schnell.

Eva hatte genau acht auf sich, denn sie nährte die Hoffnung, daß, wenn sie sich auch nicht bewußt hingegeben, die Möglichkeit doch nicht ausgeschlossen war, daß sie ihr Ziel erreicht hatte. —

Mehr als acht Tage waren vergangen.

Sie hatte sich Bücher und Schriften besorgt, in denen sie eifrigst las, um sich auf jeden Einzelfall zu beobachten.

Es traf alles bis ins kleinste zu.

Sie brauchte nur einen Tag über etwas nachgedacht zu haben, und sie entdeckte schon am folgenden das sicherste Anzeichen für ihre anfängliche Vermutung.

Es war kaum eine Woche vergangen, als sie fest davon überzeugt war, daß sie sich Mutter fühle. Und so sicher glaubte sie ihrer Sache zu sein, daß sie nicht einmal daran dachte, sich der Unannehmlichkeit einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen.

Außerdem hatte eine solche vorläufig keinen Zweck, da sie mit dem Ausspruch des Arztes erst später kommen durfte.

Zuvor mußte sie wieder einmal Roberts Weib sein, koste es was es wolle.

Sie wußte, wie gefährlich es war, daß es den Tod zur Folge haben konnte, aber das alles galt ihr jetzt nichts.

Sie machte sich sogar über diese Möglichkeit weniger Gedanken, als über den begangenen Ehebruch.

Es starb sich schon nicht so leicht.

So arg war die Sache nicht gleich. —

Und wenn seine Schmerzen sich verschlimmerten, mußte er eben ein bischen mehr dulden.

In der letzten Zeit war es außerdem besser mit ihm gegangen.

Er hatte den Sessel längst verlassen, in dem er sonst meist hockte, war ausgegangen oder gefahren, auch schon auf Stunden in Gesellschaft gewesen; — es ging verhältnismäßig gut mit ihm.

Er hatte in der letzten Zeit die sich mehrenden Extravaganzen Eva's wohl bemerkt, ihr etwas fahriges Wesen, ihre Zerstreutheit und gelegentliche Nervosität, aber es hatte ihn nicht weiter beunruhigt. Sie ist viel zu klug und verständig, sagte er sich, als daß sie etwas

thun könnte, was ich nicht billigen würde; und sie weiß besser als jeder andere, was sie zu thun und zu lassen hat.

Sie hatten immer neben einander hingelebt, ohne sich gegenseitig zu stören, ohne alle aufregenden Scenen, weder im guten noch im bösen; wie es sich für zwei so wohlerzogene Menschen ihrer Gesellschaftsklasse eben schickte.

Robert hatte sich nie in Dinge gemischt, die nur Eva allein angingen; nie fragte er um etwas. Was sie ihm sagte, nahm er ruhig auf, aber er forschte ihr nicht nach.

Er ließ sie thun, was sie wollte; vor allem seit ihn die Krankheit häufiger an das Haus band. Sie gehörte, meist allerdings nur mit ihrem Namen, so vielen Vereinen und mannigfachen Stiftungen an, daß wenn sie am Abend nicht daheim war, und er sie gern an seiner Seite gehabt hätte, wenn auch nur für einen Augenblick, — er doch nie ein Wort, eine Bitte äußerte, niemals ihr auch nur den kleinsten Vorwurf machte.

Ihr war nichts unerträglicher, als ein nörgelnder

Kranker, der sich durch jede geringfügigste Kleinigkeit vernachlässigt fühlt.

Er hatte ihr damals ein besseres Loos zugedacht gehabt, als die Krankenpflegerin eines gebrechlichen Mannes zu spielen. Sie war nicht dazu geboren; und so that er alles, um es ihr nicht zum Bewußtsein zu bringen, daß sie für alle Zeit an einen Siechen gefesselt war.

Sie war eine gesunde Natur, mit einem gut Teil schlummernder Sinnlichkeit, die sie jetzt unterdrücken mußte, und die sie durch Vergnügen aller Art zu betäuben suchte.

Die junge, lebenslustige Frau mußte sich so viel versagen, daß ihn zuweilen ein lebhaftes Mitleid anwandelte. Und was sollte aus ihr werden, wenn er nicht mehr war?

Er konnte ja nichts für sie thun, — und so lebten sie neben einander hin, beide mit demselben Gedanken beschäftigt, den sie sich doch nicht einander zu gestehen wagten. — —

Sie kamen vom Theater zurück. Der Wagen wiegte sich in den Federn, und Eva hatte sich mit ge-

schlossenen Augen, wie müde, zurückgelegt.

— Fühlst du dich nicht wohl, Eva? —

Den ganzen Abend war es ihm schon aufgefallen, wie bleich sie war, als ob sie zu leiden habe.

Die Augen lagen etwas tief und dunkel umhaucht, und zuweilen preßte sie die Lippen zusammen.

Er beugte sich im Wagen zu ihr hinüber und griff vorsorglich nach ihrer Hand, langsam, als ob es ihm nicht gestattet sei, — wie voller Furcht, daß sie ihm ihre Finger mit einer unmutigen Geberde wieder entziehen könne.

Sie ließ ihm willig die kleine Hand, die er jetzt mit beiden Händen umschloß.

Die ängstliche Sorge, die aus seinen Worten sprach, traf sie. Und sie mußte zurückdenken, wie schmachvoll sie ihn eigentlich verraten hatte.

Wie häßlich und gemein das alles war, so grausam häßlich.

Sie lehnte sich tiefer in die Kissen zurück.

Sie wollte ihm ihre Hand entreißen, aber was sollte er dann von ihr denken.

Seine zärtlichen, besorgten Worte thaten ihr weh,

daß sie am liebsten geweint hätte. Er legte den Arm um ihre Schulter und zog sie wie ein Kind an sich, und sie mußte sich überwinden und diese Liebkosung ruhig hinnehmen.

Der Wagen rollte durch die feuchten, dunklen Straßen, und der Regen plätscherte gegen die Scheiben der Fenster und trommelte auf dem Dache des Wagens seine monotone Melodie.

Die Bäume des Tiergartens huschten jetzt vorüber, zuweilen fiel in das Innere das Flackerlicht der Straßenlaternen.

— Du hast Fieber, Eva. Deine Hände brennen. Die ganzen Tage schon hast du nicht wohl ausgesehen.

Statt aller Antwort schmiegte sie sich an ihn, und sah dann zu ihm auf.

— Was fehlt dir? Du bist heute so traurig.

Sie seufzte leise, ohne ihm zu antworten.

— Woran denkst du, fragte er sie auf's neue.

— An ein Wort, das mir nicht mehr aus dem Gedächtnisse will, ein einfaches trauriges Wort.

— Und wie heißt dieses Wort.

— Hast du es heute Abend nicht gehört? —

— Ich weiß nicht, was du meinen kannst.

— O nichts . . . es ist ja nicht nötig, es zu wiederholen. . . . Du könntest sonst vielleicht denken, ich wolle dir damit weh thun. Aber es hat mich so seltsam berührt. Ich weiß nicht, es klingt mir immerfort in den Ohren; von den Worten an habe ich nichts mehr gehört und gesehen, was auf der Bühne vorging.

— Und ich soll es nicht wissen?

— Nein! — wozu denn . . .

— Damit du es wieder vergißt. Bitte, sag es mir. Du zwingst mich ja sonst dazu, das ganze Stück darauf hin durchzulesen, und dann werde ich es schon finden.

— Ich weiß nicht, mehr wie die Worte heißen, aber es handelt sich um das Schicksal einer Frau, deren Gatte fern von ihr ist, und bei diesen Klagen mußte ich an uns denken. Es ist auch eine Witwenschaft, die schwerer zu ertragen ist, weil der Gatte noch lebt. Es ahnt niemand wie traurig das alles ist . . .

Es war wieder still geworden im Wagen. Nur

der Regen klatschte gegen die Scheiben. Eva legte den Kopf an seine Schulter, und bat schmeichelnd leise:

— Bist du mir böse? — Ich wollte dich nicht kränken, gewiß nicht. Aber das Wort geht mir nicht mehr aus dem Sinn. Siehst du — ich klage ja nicht, und will es alles wieder vergessen.

Er fuhr ihr sanft mit der Hand über die Wange und beugte sich dann über sie, um sie auf die Stirn zu küssen. Sie bot ihm den Mund, und er fühlte, wie zitternd heiß und feucht die Lippen waren.

Seit langem hatten sie sich nicht mehr geküßt, denn der frostige Gute Nacht-Kuß, meist auf die Stirn, zählte nicht.

— Du armes Kind, sagte er langsam. Ich weiß, was dir fehlt. Glaubst du, ich könnte nicht mit dir fühlen. Sei still — fasse dich in Geduld. Wer weiß, wie bald du frei sein wirst.

— Nein Robert, bitte nicht, sprich nicht so. Ich werde auch so zufrieden und glücklich sein. Wozu sich das Leben unnötig verbittern und vergrämen mit Gedanken, die zu nichts führen.

Er nickte vor sich hin, und sie verfielen beide wieder in ihr Schweigen, bis der Wagen vor der Villa hielt.

Auf der Treppe fragte Eva fast stockend:

— Hast du heute noch etwas zu thun, — oder willst du mir den Abend widmen. Wir sind lange nicht beisammen gewesen. Ich möchte gern noch ein wenig plaudern.

— Aber herzlich gern. Du weißt doch, daß ich eben deiner Wünsche mit Freuden erfülle.

— Ich weiß den Tag kaum mehr, daß wir zusammen zu Abend gespeist haben. Ich verspüre regen Appetit. Laß, bitte, bei mir servieren, so recht anheimelnd gemütlich wie in alter Zeit. — Entschuldige mich für einen Augenblick, ich will nur das Kleid abwerfen.

Es war selten vorgekommen in den letzten Jahren, daß sie die Abende daheim zubrachten.

Meist war man nach dem Theater noch in Gesellschaft gegangen, nur vereinzelt waren sie zusammen fort gewesen. Jeder hatte eben seinen Abend für sich hingebracht.

Robert hatte in Eva's Zimmer herrichten lassen, und den Wein besorgt, als diese eintrat, in einem leichten Hauskleide, das sie seit langem nicht mehr getragen hatte, weil es nicht recht zu ihrer Stimmung paßte. —

Sie hatte sich eine blasse Rose in ihr blondes Haar gesteckt, nachlässig, als sei sie nur hingeworfen.

Robert empfing sie mit einem Handkusse, und führte sie mit einem absichtlich überhöflichen Ceremoniel zu Tisch.

Sie hatten die gesellschaftlichen Formen auch in ihrem häuslichen Verkehr stets streng gewahrt, und nie die geringste Nachlässigkeit sich zu schulden kommen lassen.

Robert war in vortrefflichster Laune. Es war ein prächtiger Gedanke von Eva gewesen. Der alte lustsprühende, geistreiche Lebemann erwachte wieder in ihm.

Er war seit langem nicht so gesprächig gewesen. All seine Leiden schienen vergessen, und er sprach dem Weine, trotz der Ermahnungen Eva's, eifrig zu. Was kümmerte ihn das morgen. Mochte morgen kommen, was wollte. —



— Und nun eine Bitte, sagte er und stieß mit ihr an, sing mir, wie in alter Zeit, ein Lied, ein Schubert'sches, ja? — Ich habe dich so lange nicht mehr singen hören. Ich glaube, du hast es ganz verlernt. Versuch es einmal wieder.

Sie hatte eine weiche, einschmeichelnde Stimme, kaum stark genug für den Salon. Sie mußte sich die Lieder auswählen, die ihrer Stimme lagen. Die aber sang sie mit bestrickendem Wohllaut, daß er ihr entzückt die Hand küßte, mit einer Wärme, daß sie lachte und sagte:

— Es sieht ja fast aus, als ob du noch in mich verliebst seist.

— Und darf ich das vielleicht nicht? Bin ich denn schon zu alt, um mich noch zu verlieben?

Sie sah ihn nur neckisch an, und blinzelte etwas mit den Augen. Dann drohte sie:

— Der Wein, Robert, der Wein! Ich glaube, es war etwas zu viel.

Er lachte nur, und legte den Arm um ihre Schulter, während sie an das Fenster traten.

Draußen unaufhörlich plätschernd fiel der Regen.

Es war stürmisch geworden. Und der Wind fegte die Tropfen gegen die Scheiben.

Im Kamin flackerten mit ersterbender Glut ein paar verlöschende Scheite auf.

Und der Gedanke schien durch diese wohlige Atmosphäre zu irren, wie gut alles hätte sein können, wenn diese heimtückische Krankheit nicht war, die ihnen kaum ein ruhige Stunde mehr gewährte.

— Weißt du Kind, ich glaube, es wird noch alles gut, und ich mache die gesamte Kunst unserer weisen Herrn Mediciner zu schanden. Ich werde wieder so gesund wie ein Fisch im Wasser. Ich fühle mich heute so frisch, so voller Hoffnungen. Was meinst du dazu?

— Es wäre mein sehnlichster Wunsch.

Sie sprach damit wirklich ihre Ueberzeugung aus. Dann konnte ja alles gut werden. Wenn sie weniger unklug in den Tag hineinlebten und sich ein wenig auf's Rechnen legten, ließ sich alles wieder in's Geleise bringen. —

Draußen stürmte der Regen immer heftiger und sie kamen sich hier so sicher und geborgen vor.

Die Hoffnung wuchs wieder in ihnen.

Als Robert leise, fast schüchtern den Arm um sie legte, ihr tief in die Augen sah, schmiegte sie sich an ihn; und in dem Augenblicke hatte sie völlig vergessen, daß sie diese Scene mit Bewußtsein hatte herbeiführen wollen, daß sie sich eigentlich vorgenommen hatte, das alles nur zu spielen. —

Jetzt war es Wahrheit geworden, kein frevelhaftes Spiel mehr.

Das lag nun hinter ihr, wie ein Traum. Es war vergessen, und sollte für alle Zeit vergessen sein. —

VIII.

Am folgenden Morgen zuckte der Arzt bedenklich die Schultern. In aller Frühe hatte man ihn rufen lassen.

Robert hatte einen Blutsturz gehabt, und sein Zustand war schlimmer als je.

Was bis jetzt nicht vorgekommen war: — Eva wich nicht von der Seite ihres Gatten. Jener Abend hatte sie wieder zusammen geführt. Sie hatte die Schuld, und sie wollte diese Schuld abtragen, solange es noch Zeit war.

Und dann fürchtete sie sich vor der Lüge, deretwegen das alles geschehen war.

Das schien ihr schlimmer zu sein, als alles andere.

Sie wartete noch ein paar Tage. Dann teilte sie dem Arzt ihre Hoffnung mit.

Er nahm ihre Worte mit ziemlich skeptischer Miene auf, und sie mußte sich einer peinlichen Untersuchung unterziehen.

Dann erklärte er ihr sachlich ruhig, daß ihre Vermutung leider ein großer Irrtum sei. —

Sie war erstaunt und ganz erschreckt.

So vertraut hatte sie sich schon mit dem Gedanken gemacht, all die Folgen so genau erwogen, daß sie jetzt ganz fassungslos war.

Es war ja nicht möglich! — Sie sollte sich geirrt haben? Es war nichts, — nur eine Einbildung?

Und nun sollte das alles vergebens sein, all ihre Sorge, ihre Angst, diese Demütigungen, die sie hingenommen hatte, einzig in dem Gedanken an dies eine Ziel?

Sie raste innerlich vor Schmerz und Wut.

Es war unerträglich! —

Was hatte sie nicht alles erduldet, sie hatte sich in den Kot geworfen, für nichts; daß der Arzt jetzt fast schadenfroh die Augenbrauen hochzog und ihr erklärte, sie habe sich geirrt. —

Und sie hatte kaum eine Nacht mehr ruhig geschlafen, soviel hatte sie gegrübelt.

Sie wollte dem Arzte nicht glauben. Wenn sie zu einem anderen ging? — Allein jetzt fürchtete sie sich, auch von dem die Wahrheit hören zu müssen.

Und dabei lag ihr Gatte krank, durch ihre Schuld. Sie hatte alles auf diese eine Karte gesetzt, und hatte alles verloren.

Sie saß am Krankenbette, als könne sie mit ihren Händen der Krankheit wehren. Sie brachte es sogar über sich, des Nachts ein paar Stunden zu wachen. Jeden Augenblick konnte ja das Ende da sein.

Wenn er jetzt starb, — sie hätte es nicht ertragen. Sie wollte ihn dem Tode abringen, und sie wich nicht mehr von seiner Seite, bis nach langem Schwanken die erste und schlimmste Gefahr abgewendet war.

Wie er ihr dankte für ihre Liebe und Güte, die

doch nichts anderes war als ein quälendes Schuldbewußtsein, das sie zur Ruhe bringen wollte.

Und er glaubte, sie thue es aus Liebe zu ihm.

Langsam — ganz langsam erholte er sich wieder; aber jener Abend wirkte nach. Ganz waren die Folgen nicht zu beseitigen.

Eine neue Hoffnung belebte sie. Der Arzt versprach sich viel von einem längeren Aufenthalt in Italien, und Eva schien davon überzeugt, ohne zu sehen, wie Robert langsam dahin siechte, — ohne daß sie begriff, wie alle Welt ihn aufgab.

Sie wollten bis zum Frühling warten, damit die Reise keine Störung herbeiführte.

So kam Weihnachten heran. Allein das Fest ging spurlos an ihnen vorüber, wie gewöhnlich.

Und jeder von ihnen dachte an ihre kinderlose Ehe. Wie ganz anders wäre es dann um das Haus und um sie selbst bestellt gewesen.

So war es öde und freudlos um sie her. Dafür begann in der Gesellschaft ein um so lustigeres Treiben, denn die Zeit der großen Bälle nahte.

Es war in gewissen Kreisen, dort wo es etwas

gemischt war, eine Art Sport geworden, sich natürlich in aller Harmlosigkeit einmal auf einen der großen öffentlichen Maskenbälle zu wagen. Es lag ein so prickelnder Reiz darin, sich unerkannt, voll brennender Neugier in diese etwas zweifelhafte Gesellschaft zu trauen.

Und nachdem hie und da der Versuch gemacht war, lockte und reizte die Gefahr nicht wenig.

So ließ sich denn auch Eva nach langem Sträuben überreden, mit einer jungen, sehr übermütigen Witwe, unter dem Schutze ihres Vetters, und mit noch einer Freundin sich ein großes Maskenfest im Wintergarten anzusehen.

Sie kannte den Carneval in Cöln, hatte einmal eine Redoute in München besucht, und besaß so wenig wie ihre Begleiterinnen eine Vorstellung von dem, was sie unternahmen.

* *
*

Der große, glänzend erleuchtete Saal war unter dem reichen Blumenschmucke nicht wieder zu erkennen. Die ganze Halle schien in einen Blumengarten verwandelt zu sein, in dem eine festliche Menge sich

gaffend gleichgiltig an einander vorüberdrängte. Jeder schien nur gekommen zu sein, um zu sehen und sich von den andern amüsieren zu lassen, ohne selbst dazu beizutragen.

Es ging auf Mitternacht, und unaufhörlich fuhren die Wagen vor, schlüpften die Frauen in ihren dichten Pelzen die Treppe hinauf, um dann mit der Maske vor dem Gesichte im Saale zu erscheinen.

Eva kam mit ihren beiden Freundinnen gerade, als ein Strauß'scher Walzer zum Tanze lockte.

Sie waren alle drei in einfachem, ganz unauffälligen Domino, sodaß es unmöglich war, sie zu erkennen. Man würde diese schlichten Toiletten gewiß übersehen. Die Kapuze verdeckte das Haar völlig, und der tief herabfallende Maskenschleier ließ nicht das kleinste Fleckchen Haut sehen.

Die drei dunklen Dominos hoben sich in diesem Augenblicke von einer buntscheckigen Menge ab, die sich erwartungsvoll an der einen Seite des Saales zusammendrängte.

Man hatte sich in die Nebensäle zerstreut, um erst schnell etwas zu genießen. Die einen kamen aus

dem Theater, andere waren schon müde vom Tanzen, oder auch gelangweilt. Paare fanden sich, und suchten aus dem Gewühl hinauszukommen.

Allein jetzt strömte auf ein Trompetenzeichen alles in dem großen Saale zusammen, um den Festzug zu sehen.

Ein steifer, theatralischer Umzug, wobei den Begleiterinnen der Diana reichlich Gelegenheit geboten ward, ihre ungestaltenen Körper bewundern zu lassen.

Nach mehrfachen Umzügen und einigen mit großer Pracht und einigem Geschick ausgeführten Balletfiguren verstreuten sich diese seltsamen griechischen Jungfrauen unter die Menge, um zu suchen, wer sie zum Souper führte. —

Die Herren, durchgehends im Gesellschaftsanzug, eine Maske war kaum zu erblicken, standen rings im Saale herum und sahen zu. Man betrachtete das ganze, wie immer, mit sehr skeptischer Miene. Was war es im Grunde auch anders, als eine mehr oder weniger kostspielige Gelegenheit, eine Bekanntschaft zu machen, bei der es sich hinterher meist herausstellte, daß sie sich der Mühe nicht verlohnte.

Eva hatte sich das alles ganz anders gedacht. Es war zum Sterben langweilig, dumm und abscheulich. —

Weshalb nur war sie so unklug gewesen und hierher gekommen, und hatte sich einer ganz unnötigen Gefahr ausgesetzt.

Ihre Neugier war gründlich bestraft. —

Sie hatten sich untergefaßt und wanderten durch den Saal, ohne auf die Bemerkungen, die man ihnen mit auf den Weg gab, zu achten.

Ihr Begleiter hatte sie auf einen Augenblick verlassen, und sie fanden sich drei jungen Leuten gegenüber, die sie aufhielten und anredeten.

Im ersten Augenblicke wollte sich Eva unmutig abwenden, allein ihre Begleiterinnen, denen das alles gar zu langweilig war, gingen auf die Anrede ein, und so war sie gezwungen, bei ihnen zu bleiben, da sie sich nicht allein weiter traute.

Der eine junge Mann, der größte von den dreien, suchte ihre Maske zu durchschauen, und betrachtete sie vorläufig wortlos, offenbar verlegen um eine Anrede.

Sie hatte Zeit, ihn zu mustern.

Der Durchzieher über die linke Wange, noch leicht gerötet, zeigte deutlich, daß er Student war. Auch die ganze Haltung und der kleine keck aufgedrehte, dunkle Schnurrbart wiesen darauf hin. Entschlossenheit und Gradheit sprach aus dem leicht gebräunten, hübschen Gesichte.

In diesem Augenblicke jedoch lag um seine dunklen, etwas sinnend blickenden Augen ein leichter Zug von Verlegenheit. Er sah sich um und bemerkte, daß die anderen weitergegangen waren.

— Ihre Freundinnen haben Sie verlassen.

Sie mußte lächeln über diese erste, sehr treffende Bemerkung, die er machte. —

— Es sieht beinah so aus, fügte sie freundlich hinzu, als sie sah, wie eine leichte Blutwelle in seinen Wangen aufstieg.

— Wollen wir ihnen nicht folgen? —

— Wenn es Ihnen recht ist, sagte sie und schritt neben ihm hin.

Plötzlich sagte er:

— Darf ich Ihnen vielleicht meinen Arm anbieten, gnädiges Fräulein?

Sie mußte wieder lachen. Er war köstlich in seiner Naivität.

— Gewiß, gern, antwortete sie ihm, freundlicher, als sie beabsichtigt hatte.

Sie legte die Hand leicht auf seinen Arm, und sie gingen langsam durch das immer dichter werdende Gewühl.

Sie fühlte ganz deutlich, daß er unruhig wurde, in dem vergeblichen Bemühen, ihre Maske zu durchdringen.

Er konnte nur ihre Augen sehen, und die hatten es ihm angethan, — er wußte selbst nicht, wodurch.

Er war im Zweifel, für was er sie halten sollte, jedenfalls war sie nicht wie all die anderen!

Ihre ganze Haltung verriet es ihm, wenn ihm auch der Domino ihre Gestalt verbarg. Und dann lag in ihrer Sprache etwas, wonach er sie für eine Schauspielerin halten konnte, und das machte ihm das sich anspinnende Abenteuer noch reizvoller.

Plötzlich fragte er:

— Wie darf ich Sie denn nennen? —

— Wieso? —

— Ich möchte so gern Ihren Namen wissen.

Sie lachte und antwortete:

— Aber ich weiß ja den Ihren auch nicht.

— Ich heiße Georg.

— Und ich Eva, sagte sie nach kurzem Zaudern.

— Eva? — wiederholte er fragend.

— Ja, kommt Ihnen das seltsam vor?

— Ist das Ihr wirklicher Name? —

— Gewiß, was sollte es sonst wohl sein. Uebrigens als Gegenfrage: Mediciner oder Jurist? —

Er sah sie bei dieser Frage erstaunt an.

— Jurist!

— Ah, das dachte ich mir.

Sie schwiegen wieder beide, denn er grübelte darüber nach, wer sie wohl sein könne, und dabei kam er sich unglaublich linkisch und kindisch vor.

Im Saale wurde fortwährend getanzt.

Allmählich fing man an, etwas aufzutauen. Die frostige Steifheit verflog vor dem Weine.

— Tanzen Sie nicht? fragte Eva ihren stummen Begleiter.

— O doch — ja. Mit Ihnen gern.

Sie schüttelte den Kopf und lachte:

— Nein, ich meine im allgemeinen.

— Ich frage nicht viel darnach, aber wenn ich um die Ehre dieses Walzers bitten darf . . .

— Eigentlich wollte ich nicht tanzen. Allein mit Ihnen — gern!

Das machte ihn wieder etwas verwirrt, diese feine Ironie. Und dann tanzten sie, leicht, wie er nie getanzt hatte, mit einer Sicherheit und Anmut, daß er garnicht einhielt.

Und dabei schmiegte sie sich an ihn, und lag doch kaum merklich in seinem Arme. Und dazu die Maske, unter der er sich ein hübsches, sicher ein sehr hübsches Gesicht vorstellte. Sie mußte noch jung sein, wenn auch älter als er selbst.

Das war immer sein Ideal gewesen. Für ganz junge Mädchen hatte er nie besonderes Interesse gehabt.

— Wollen wir uns nicht ein wenig setzen, sagte sie etwas atemlos, als der Tanz zu Ende war. Dort oben scheint grade ein Tisch frei zu sein. —

Sie schritten die breite Treppe zum Speisesaal hinauf, aus dem ihnen Gelächter und Geplauder ent-

gegentönten, so daß von der Musik kaum etwas zu hören war.

Von ihrem Platze aus konnten sie den ganzen Saal übersehen. So saßen sie und verplauderten eine halbe Stunde.

Georg bat sie drängend, bittend wie ein Kind, die Maske abzulegen.

Allein sie weigerte es ihm, höflich, aber entschieden, daß er von seinem Bitten abstand. Er wußte es, daß sie eigentlich nicht hierhergehörte, daß es Neugier gewesen, die sie nach hier geführt.

— Nein, sagte sie, ich bin inkognito hier.

Sie hatte beim Trinken den Schleier heben müssen, und nun sah er doch etwas von ihrem Gesichte. Ein weiches, fein modelliertes Kinn und einen Mund, der es ihm bewies, daß sie noch jung war und hübsch, und er drang von neuem in sie:

— Ich muß einmal Ihr Gesicht sehen.

— Ah, Sie müssen!

— Aber verstehen Sie mich doch nicht falsch, absichtlich falsch. Bitte ja, nehmen Sie einmal, nur für einen Moment den häßlichen Schleier ab. Ver=

sprechen Sie es mir, wenn auch nicht hier.

— Nicht hier? — Wo denn? —

— Irgendwo. Ich muß Sie einmal wiedersehen. Lachen Sie nur . .

— Ja ich lache. Sie wissen ja garnicht, ob ich nicht grundhäßlich bin.

Er sah sie nur an, und schüttelte überzeugungsvoll den Kopf:

— Aber ja — ich bin häßlich wie die Nacht.

— Nein, ich weiß, — und dann würden Sie es auch nicht so ruhig sagen.

Darauf schwieg sie, und er wußte nichts zu sagen.

Sie sah ihn an, wie jung er noch war. Aber er gefiel ihr, wenn er auch durch sein ganzes Benehmen ihre Spottlust etwas herausforderte.

Er machte auf sie einen guten Eindruck, und sie formulierte sich dieses Gefühl in die Worte: Ein prächtiger, guter Junge.

Wenn er sie so bittend ansah, war es ihr schwer, ihm seinen Wunsch nicht zu erfüllen.

Doch wozu sollte sie sich unnütz kompromittieren.

Sie sah nach der Uhr. Es war Zeit, daß sie ging; — allein ein unbestimmtes Gefühl hielt sie zurück, das unbewußte Bedürfnis, noch mit ihm zusammen zu sein.

— Lassen Sie uns noch einmal durch den Saal gehen, bat sie, sich erhebend. Geben Sie mir Ihren Arm.

Sie mußte sich wegen des Gedränges dicht an ihn halten. Und dabei fühlte sie, wie sein Arm leise zitterte, und ein seltsames Gefühl überkam sie, wie im halben Rausche, und doch konnte es nicht von den zwei Glas Wein kommen, die sie getrunken hatte.

Ohne daß er sie bat, oder sie ihm wehrte, umschlang er sie, etwas heftig und stürmisch, und sie tanzten. Aber es war nicht mehr der ruhige, gleichmäßige Tanz wie vorhin. Es war ein Rasen und Tosen. Und sie legte sich in seinen Arm, daß er ihren Herzschlag spürte und seine Lippen ihr Haar streiften.

Und das alles berauschte ihn, daß er sie fest und fester an sich zog, ohne daß sie ihm wehrte, die die Augen halb geschlossen hatte und sich von ihm

durch den Saal wirbeln ließ, besinnungslos, bis endlich die Musik abbrach und sie aufhören mußten.

— Ich muß heim!

Sie sagte es schwer atmend, halb keuchend, und der Maskenschleier ward ihr unerträglich, daß sie ihn am liebsten herabgerissen hätte.

— Noch einen Rundgang durch den Saal, dann muß ich fort.

— So früh schon? Bitte noch nicht!

— Doch, es muß sein.

— Ich darf Ihnen doch den Wagen besorgen?

Sie blickte ihn an, ob nicht in seinen Worten irgend etwas versteckt lag, — aber es war nicht der Fall. Er hatte sich nichts dabei gedacht, und so gestand sie es ihm zu.

Eine Viertelstunde gingen sie noch auf und ab, um zur Ruhe zu kommen.

Das Fest war jetzt auf seinem Höhepunkte, und der Sekt machte seine Wirkung geltend. Man wurde ausgelassen. Die Damen legten die Masken ab und rasten mit erhitzten Gesichtern durch den Saal. Ein Kreisen, sich drehen und winden. Hie und da ein

gemachter ängstlicher Aufschrei. Die Reden wurden immer ungenierter.

— Lassen Sie uns gehen, bat Eva, der dieser sinnlose Trubel zu Kopfe stieg.

Sie gingen zur Garderobe, und Georg war ihr behilflich, den schweren Pelz umzulegen. Sie warf ein dunkles Spitzentuch um den Kopf, und so schritten sie hinaus.

Georg hatte ein Coupé besorgen lassen. Der Wagen fuhr vor, und er war Eva beim Einsteigen behilflich.

Sie hatte den ersten Platz eingenommen, wie zum Zeichen, daß sie allein fahren werde.

Georg hielt den Wagenschlag in der Hand und fragte sie leise:

— Wohin?

Sie zauderte, und dann sagte sie:

— Zum Brandenburgerthor.

Er sah sie an, bittend wie ein Kind, und fragte dann bescheiden und ruhig:

— Darf ich nicht bis dahin mitfahren? Bitte, ja. Ich bin auch ganz artig.

Und ehe sie antworten konnte, hatte er dem Kutscher das Ziel zugerufen, und zog die Thür hinter sich zu, während sie unwillkürlich, die Kleider zusammennehmend, etwas gerückt war, daß er Platz zum Einsteigen erhalten hatte.

Im ersten Augenblicke wollte sie sehr böse werden, und ihn zurückweisen, aber der Kutscher sah sich neugierig um, und dann war es ihr auch schon gleich, und sie sagte nur etwas ironisch lachend:

— Ganz so harmlos, wie Sie sich zu stellen scheinen, sind Sie nun doch nicht. Sie sind sogar ein rechter Bösewicht.

— Ganz gewiß nicht, beteuerte er eifrig. Ich hatte Ihnen noch so viel zu sagen. Wir haben uns doch . . .

— Wir? . . . Uns? . . . Ei, hört doch! . . .

— Sind Sie böse? —

— Nein, wenigstens nicht sehr!

— Sie haben mir das Versprechen gegeben, daß ich Sie ohne Maske sehen dürfte.

— Ich? — Aber ist mir ja gar nicht eingefallen, wann denn? —

— Ja doch, Sie haben es gethan.

— Aber davon weiß ich ja gar nichts.

— Ich weiß es dafür um so besser.

— Sie sind wirklich . . .

— Oh, ich bitte . . . . Eva . . . . ich bitte Sie . . .

Der Ton, mit dem er so plötzlich ihren Namen aussprach, traf sie, ohne sie dabei zu beleidigen.

Aber sie schüttelte die augenblickliche Aufwallung ab und sagte:

— Nein — ich will nicht!

Er schwieg und legte sich nur schmollend in den Wagen zurück.

Nach einer Weile pfiff er ganz leise vor sich hin, — ganz leise, — aber sie hatte es doch gehört, und sie richtete plötzlich den Kopf hoch, mit einem einzigen Blicke, daß er darunter zusammenzuckte.

— Pardon! — ich . .

Sie lachte schon wieder. —

— Jetzt lachen Sie wieder. — Sie haben mich überhaupt den ganzen Abend beständig ausgelacht. Dafür müssen Sie mir Genugthuung geben. Wir

spielen ja die umgekehrte Romanze vom Schelm von Bergen. Haben Sie vielleicht auch was zu verbergen? Scharfrichter können Sie doch nicht gut sein.

— Gewiß nicht.

— So fürchten Sie sich!

— Vor was denn? — Und vor wem? —

— Ich weiß es nicht. Glauben Sie vielleicht, ich könnte nicht verschwiegen sein? — Sie fürchten sich vielleicht, daß ich plaudern werde. — Nein, gewiß nicht. Wollen Sie meine Hand haben? — Sehen Sie, wenn ich jetzt wissen will, wer Sie sind, so ist das doch nicht schwer. Ich brauche Ihnen ja nachher nur zu folgen. Seien Sie unbesorgt, ich thue alles, was Sie wollen. Keinen Schritt werde ich Sie verfolgen, — aber Sie müssen mir den einzigen Gefallen thun, und wenn auch nur für einen Augenblick, den Schleier abnehmen.

Sie schüttelte mit dem Kopfe.

— Aber Sie werden mir ja im Traum erscheinen, seufzte er halb komisch. Die Dame mit dem Schleier, — die schwarze Dame läßt sich blicken, das wird ja schrecklich werden.

— Kann ich Ihnen trauen? —

— Hier, meine Hand.

Er sagte es mit einer so festen Ueberzeugung, daß sie langsam nachgab. —

Er hielt ihre Hand in der seinen, während sie zaudernd mit der andern an ihrem Schleier nestelte.

Dann riß sie ihn mit heftiger Bewegung ganz ab.

Und nun sah sie ihn an mit ihren klaren Augen, die noch von dem Maschennetze des Schleiers etwas flimmerten. Das Gesicht war bleich, sehr bleich, aber während er sie unverwandt anblickte, stieg langsam eine Blutwelle in den Wangen auf; ein Schamgefühl, daß sie ihr Gesicht wie entblößt hatte; und sie versuchte es mit hastiger Bewegung, indem sie ihre andere Hand befreite, sich das Spitzentuch wieder vor das Gesicht zu ziehen.

Es war, als habe sie den festen Boden unter sich verloren, als habe sie ihm ein Zugeständnis gemacht, das sie jetzt in Verlegenheit brachte.

Er wehrte ihr, und haschte nach ihrer Hand.

— Bitte, nicht! — bat er, und seine Stimme

klang etwas heiser erregt, noch ganz unter dem ersten Eindrucke, den die seltsame Schönheit ihres Gesichtes auf ihn machte.

Sie stand mit einem Male wie eine ganz andere vor ihm, wie etwas fremdes, so daß er sich nicht zu fassen vermochte, geblendet von einem jähen Lichte.

Und dann beugte er sich über ihre Hand, von der sie gedankenlos den Handschuh abgestreift hatte, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und seine heißen Lippen preßte er auf diese kleine feste Hand, die sich ihm nicht mehr entzog.

— Sie zerbrechen mir ja die Finger, rief sie, entzog ihm ihre Hand und bewegte die Finger wie spielend, bis er sie wieder haschte und auf's neue küßte.

— Sie sind recht schlecht, sagte sie, indem sie vorsichtig etwas von ihm fortrückte.

— Ich bin schlecht? — Ach so, — ja — ich bin sogar sehr schlecht! — gewiß — sehr schlecht, — viel schlechter, als Sie ahnen können. Aber ich lasse mich bessern — sehr gern sogar — sehr gern. Wollen Sie es nicht versuchen, mich zu bessern? —

— Jetzt sind Sie sogar ungezogen.

Er machte absichtlich ein komisch betrübtes Gesicht und sagte dann:

— Sehn Sie — da haben Sie es. Wer soll mich auch erziehen. Ich habe keinen Menschen, der mir etwas sagen könnte, der mich belehrt. — Nein gewiß. Davon machen Sie sich gar keine Vorstellung. Zu Hause habe ich auch nur meine Schwester, das heißt drunten in Thüringen. Hier habe ich niemand. Und wenn man immer so allein ist, sehnt man sich nach jemand. Ich will mich schon bessern, sogar recht gezogen werden, wenn es mir auch schwer fällt, — aber Sie müssen mir versprechen, daß ich Sie wiedersehe.

— Nein, das geht nicht.

— Das geht nicht? — aber es muß! Dann spioniere ich Ihnen nach. Und koste es was es wolle, ich . . .

— So halten Sie also Ihr Wort? Nun sind Sie wirklich schlecht.

— Ich darf Sie wiedersehen, bitte! —

— Und Sie versprechen, — kein Wort! —

— Nicht einmal mir selbst werde ich es erzählen.

Sie lehnte sich zurück und dachte nach. Warum

sollte sie eigentlich nicht. Er war wirklich ganz nett. — All diesen Unsinn, den er durcheinander schwatzte, gefiel ihr, so etwas jugendlich thörichtes. Es war ja nur ein großes Kind, deshalb dachte sie sich nicht viel dabei.

Doch wohin sollte das führen? Es hatte eigentlich keinen rechten Sinn . . . Und doch hatte sie ihm als sie am Brandenburgerthor waren, versprochen, am nächstfolgendem Dienstag um sechs am Luisendenkmal zu sein.

— Wie gut Sie sind, — wie ich Sie liebe! —

— Sie thörichter Schwärmer.

— Ich habe Sie schon sehr lieb.

— Gute Nacht! — Sie müssen aussteigen.

Er hielt ihre beiden Hände.

— Gute Nacht! . .

Er sah ihr fest in die Augen und fragte langsam, jedes Wort betonend:

— Und Sie halten Ihr Versprechen — ganz gewiß, gewiß und wahrhaftig? —

Sie nickt nur. —

Ehe sie es hindern konnte, beugte er sich vor,



und hatte sie geküßt, ganz plötzlich und unerwartet, daß sie es mit keiner Bewegung wehren konnte.

Und dann war er auch schon aus dem Wagen gesprungen, ehe sie recht zur Besinnung kam, und ihr ein gute Nacht! zurufend, tauchte er in der Dunkelheit unter, als wolle er vor ihr fliehen.

Die Wagenthür war wieder aufgesprungen, und der Kutscher beugte sich zur Seite, um zu fragen, wohin er fahren sollte.

Eigentlich wollte sie zum Potsdamerthor fahren, um von dort einen anderen Wagen zu nehmen.

Allein es hatte ja nicht viel Zweck. Mochte der Kutscher denken, was er wollte.

Sie war zu träge, um einen Entschluß zu fassen, und fuhr heim, ohne sich aus ihrer Sorglosigkeit ein Gewissen zu machen.

Eigentlich wollte sie ihm böse sein, wegen seiner Unverschämtheit. Allein sie konnte es nicht recht. Es war frech gewesen sie zu küssen. Aber sie selbst war nicht ganz schuldlos. Wenn sie sich anders betragen hätte, würde er gewiß nicht so gehandelt haben.

So verteidigte sie ihn schon vor sich selbst, und

ließ von dem Gedanken an diese Bekanntschaft nicht, auch als sie schon im Halbschlafe lag.

Es schien doch ein guter, prächtiger Junge. —

IX.

Als sie aufwachte, war ihr erster Gedanke an ihr gegebenes Versprechen.

Sie wollte nicht hingehen, — das stand bei ihr fest. Das band nicht, ein leichtsinniges Wort, das sie einem Knaben gegeben hatte, um sich von ihm zu befreien und ihm eine Freude zu machen.

Und auf was für eine Thorheit er sie auch gebracht hatte, sich am Luisendenkmal zu treffen.

Was wollte er nur von ihr?

Und was wollte sie von ihm? —

Das alles war zwecklos und konnte sie höchstens in Unannehmlichkeiten bringen.

Am Nachmittage, vor dem Kamin, mit einem Buche, kam ihr wieder die deutliche Erinnerung an all die Szenen des vorigen Abends.

Eigentlich erfüllte es sie mit Freude. Es kitzelte ein wenig ihre Eitelkeit, — diese Verblüffung, als sie den Schleier abgenommen hatte, dieses erschreckte An=

staunen, als ob sie ein Geschöpf aus einer anderen Welt sei.

Es war doch hübsch, sich von solch jungem Blut angebetet zu sehen.

Sie sah wieder seine treuherzigen Augen vor sich, die sie voller Sehnen angeschmachtet hatten.

In dem Augenblicke wußte sie, daß sie alles mit ihm machen konnte, daß er ihr verfallen war.

Und dann das hübsche frische Gesicht, trotzig und schwärmerisch zugleich, halb Kind — halb Mann, ein Widerstreit, der sie reizte, der ihre Neugier entfachte.

Warum eigentlich sollte sie das harmlose Abenteuer nicht weiter verfolgen?

Es war eine kleine Abwechselung in ihrem sonst so einförmigen Dasein.

So thöricht war es nicht, als es ihr anfangs geschienen hatte, garnicht so thöricht.

Im Gegenteil, sie konnte sich ja nichts besseres wünschen.

Und dann das geheimnisvolle dabei. Sie kannte seinen Namen nicht, und er wußte nichts von ihr, rein

gar nichts. — Sie hatten sich eben getroffen und Bekanntschaft gemacht, ohne alle Förmlichkeiten. Das gefiel ihr daran.

Vielleicht ging sie doch hin? —

Wenn sie an sein Gesicht dachte, oder die Augen schloß und wie im Traum seine Stimme hörte, war sie wieder geneigt, hinzugehen.

Und sie fühlte, am Ende ging sie doch wohl. —

Aber vorläufig sträubte sie sich noch dagegen.

Und dann auch das Wetter.

Es schneite. Unaufhörlich flatterte der Schnee wie in breiten zerrissenen Streifen, und er wand sich um alles, um die Häuser, die Pfosten und Gitter und um Bäume und Sträucher.

Es war Sonntag und sehr langweilig. —

Besuch gab es nicht bei dem Unwetter.

Und Robert ward auch nicht sichtbar. Es war sehr langweilig.

Gegen Abend wollte sie fort, — allein sie fürchtete sich vor dem Schnee und der Kälte, setzte sich vor den Kamin und sah den Flammen zu, wie sie spielten und knisterten.

Und dann las sie einen Roman, einen entsetzlich langweiligen englischen Roman, denn der Franzosen war sie überdrüssig geworden, mehr als überdrüssig.

Die Stunden waren endlos, und draußen immerwährend der Schnee.

Wenn das Wetter auch morgen so blieb, konnte man nicht hinausgehen.

Eigentlich hatte sie dann guten Grund, nicht zu kommen.

Und sie sah aufmerksam nach dem Himmel, ob es nicht bald aufhören werde. Und dann lehnte sie sich in den Schaukelstuhl und las in ihrem Tauchnitz weiter, und jedesmal, wenn sie eine Seite umschlagen mußte, ließ sie das Buch in den Schoß sinken und träumte über die Blätter fort, ohne zu wissen wovon.

Es war etwas wie eine vage Sehnsucht, ein Suchen und Tasten ihrer Seele wie im Dunkel.

So verging ihr der Tag. —

Am andern Morgen hatte es aufgehört zu schneien, und am folgenden Tage war es frostklar. — Sie mußte also doch wohl gehen.

Als die Dämmerung einbrach, war sie noch ganz unschlüssig.

Langsam wurde es dunkel, ganz langsam. Sie hatte noch niemals recht darauf geachtet, wie es eigentlich Nacht wurde, und dann war die Nacht ganz plötzlich da.

Die Uhr schlug.

Es war halb sechs.

Ein prächtiger Winterabend. Der Schnee war zusammengefroren. Die Bäume mit abertausenden von Schneekristallen bedeckt.

Und der Himmel war sternenklar, nur einzelne, kleine weiße Wolken schoben sich am Mond vorüber. .

Und plötzlich, nachdem sie sich gerade gesagt, daß sie nicht gehen würde, hatte sie ihr Barett aufgesetzt, den schweren Mantel umgeworfen und verließ das Haus. —

Sie wollte nur sehen, ob er wirklich gekommen war, oder ob er die Verabredung vergessen hatte.

Und dann, wie feenhaft mußte der Wald beim Mondschein aussehen.

Sie hatte den ganzen Morgen wieder zu Haus

zugebracht, ein Spaziergang würde ihr also gut thun.

Schon an der Tiergartenstraße vor dem Denkmal sah sie ihn stehn.

Im ersten Augenblicke erkannte er sie nicht. Dann aber blickte er schärfer hin, und trotz des dichten Schleiers sah er, daß sie lächelte, während sie an ihm vorübergehen wollte. —

Da wußte er, daß sie es sei.

Und nun war es geschehen. Er hatte sie angeredet, und sie gingen am Teich der Rousseauinsel hin, auf dessen dünner Eisfläche gleichmäßig weiß der frische Schnee lag.

Ringsum war alles so keusch und weiß, — und nur die Wege zogen sich wie breite dunkle Bänder hindurch, vom Schnee gereinigt und mit gelbem Sande bestreut.

Der wenige Schnee hier war festgetreten, und es war glatt, daß sie vorsichtig gehen, und dann seinen Arm nehmen mußte, den er ihr anbot, weil sie unsicher wurde.

Er erzählte ihr, wie er die beiden Tage hingebracht hatte. Er erzählte eifrig, als wolle er sie

nicht zu Worte kommen lassen, als fürchte er sich davor, daß sie ihn bei seinen Geständnissen unterbrechen würde.

Aber sie hörte nur aufmerksam zu, und es fiel ihr nicht ein, sein etwas hastiges Geplauder zu stören.

Er hatte sich nach ihr gesehnt, unaufhörlich, so daß er nicht zum Arbeiten gekommen war.

Es hatte ihn nicht daheim geduldet. Herumgeirrt war er, wie ein Verrückter, um sie zu suchen, in der Hoffnung, der thörichten Hoffnung, ein Zufall könne sie ihm in den Weg führen.

Dann aber hatte er nicht gewußt, was er wohl thun würde, ob er sie anreden durfte — das mußte er doch schon — und deshalb hatte er wieder gewünscht, sie möge ihm nicht begegnen.

Nun war er zu Ende; und wie um ihn zu beruhigen, sagte sie ihm, daß auch sie ein wenig an ihn gedacht habe. Da geriet er fast außer sich, und sie bereute es, daß sie in ihrer Gutmütigkeit zu weit gegangen war.

— Haben Sie mich denn gern? fragte er nach

langer Pause, als ob er sich diese Frage erst lange hätte zurecht legen müssen.

Sie sah ihn an, und schüttelte spöttisch mit dem Kopfe.

— Durchaus nicht! — garnicht! . .

Aber er fühlte wohl, daß diese lächelnd ironische Antwort ein leises Ja bedeute.

— Also wirklich garnicht? —

— Sie müssen nicht solch thörichte Fragen stellen, wies sie ihn geschickt ab.

Und als er schwieg und that als ob er gekränkt sei, sagte sie:

— Sie sind ein großes Kind, Georg!

Er preßte ihren Arm, als sie zum ersten Male seinen Namen aussprach, — und dann gingen sie stumm neben einander her, und es war doch, als ob sie miteinander redeten.

Sie verstanden sich schon in ihrem Schweigen.

Langsam wanderten sie um den See, und dann kamen sie auf einem schmalen, einsamen Wege, der kaum Platz genug für sie hatte, wieder zum Ausgangspunkte ihres Spazierganges, sie mußten sich trennen.

— Geben Sie mir das feste Versprechen, Georg, mir nicht zu folgen und überhaupt niemals mir nachzuforschen.

— Wenn ich Sie wiedersehen darf . . .

Er sagte es ängstlich, als ob sein Glück davon abhängig sei. Deshalb nickte sie:

— Nun gut, es sei.

— Und wann?

— Am — am Freitag.

— So lange? . . .

— Ich kann nicht früher.

— Und darf ich Ihnen nicht schreiben?

— Wozu, und wie wollten Sie das anfangen? Es hat auch keinen Zweck.

— Ich soll Sie vier Tage nicht sehen?

Es geht nicht anders . . . Und nun noch eins, Georg — sollten Sie mich zufällig einmal sehen — ich bitte Sie, mit keiner Miene zu verraten, daß wir je ein Wort mit einander gesprochen haben. Geben Sie mir die Hand darauf.

— Hier!

— Und nun, gute Nacht

Er ließ ihre Hand nicht.

— Sind Sie mir noch böse, Eva?

— Böse, weshalb?

— Von neulich Abend. —

Das hatte sie ganz vergessen. Jetzt schüttelte sie fast unmerklich den Kopf.

Sie wollte sich ihm entziehen. Da fragte er wie ein Kind:

— Bekomm ich nicht einen Abschiedskuß, — bis Freitag?

— Sie sind thöricht, und . . .

— Bitte — bitte! . . . Kein Mensch kann uns sehen . . .

Und dann riß sie sich los, während er unter den Bäumen stehen blieb, und ihr nachsah, wie sie über den weißen Schnee hin enteilte. —

X.

Zu Hause schalt sie sich aus, recht wie ein Kind, vor allem wegen der letzten Thorheit.

Diesesmal hatte sie es geduldet, ohne ihm zu wehren.

Was ging nur mit ihr vor. Sie war wie ausgetauscht.

Wie alt wurde sie doch im März? Das schien sie ganz zu vergessen.

Und wie alt war Georg? —

Da war er schon wieder in ihren Gedanken, und immer mit dem Vornamen.

Ja . . . das war es, — sie wußte seinen Nachnamen noch immer nicht. Als ob es ihnen ganz genüge, daß sie ihre Rufnamen ausgetauscht hatten.

Und was hatte sie nun gethan? —

Wegen eines Milchbarts, eines dreiundzwanzigjährigen Jungens, war sie über eine Stunde lang im Schnee umhergelaufen, daß ihr die Füße halb erfroren waren, und daß sie jetzt, nachdem sie die Strümpfe gewechselt hatte, weil die anderen völlig naß waren, auf und abgehen mußte, immer an das Feuer wollte, aber stets im rechten Augenblick bedachte, daß sie dann sicher Frost bekam.

Und ihre Nase war auch ganz rot.

Das konnte eine nette Erkältung abgeben.

Sie war nicht mehr recht gescheidt, sie, die sich

sonst vor dem kleinsten kalten Windhauch fürchtete, als ob er sie umwehen oder ihr den Tod bringen könnte.

Und nun fürchtete sie sich vor dem allen nicht, setzte sich gar der Gefahr aus, ganz in der Nähe ihrer Wohnung gesehen zu werden.

Sie war zwar dicht verschleiert gewesen, aber die Gefahr war dennoch nicht gering. —

Und dann war das ja gerade das schöne, daß ein bischen Gefahr dabei im Spiele war.

Um solch einen Prachtjungen, wie Georg es war, konnte man auch schon etwas wagen.

Ein bischen — Freundschaft würde ihm ganz gut sein. Er stand so allein in der großen Stadt, er hatte sie fast damit gerührt.

Und es erwachte in ihr das Bedürfnis, jemanden zu haben, dem sie gut sein konnte, von Herzen gut. Sie hatte nie jemand gehabt.

Robert? — Sie hatte ihn nie recht geliebt, sie war ihm nur zugethan . . . Sie achtete und ehrte ihn — aber darüber hinaus ging ihre Zuneigung nicht.

Für Georg interessierte sie sich vorläufig, und

auch sah sie mit Spannung ihrem nächsten Zusammentreffen entgegen. —

Mit jedem mal traten sie sich näher, bis diese Spaziergänge fast zu einer Gewohnheit wurden, die sie nicht mehr aufgeben konnten.

Nur wenn es schlechtes oder kaltes Wetter war, stellten sich mannigfache Unannehmlichkeiten ein. Und das langweilte sie auf die Dauer.

Er wohnte ganz in der Nähe, in der Lützowstraße. Einmal wollte sie sehen, wo das war; und eines Tages gingen sie durch die Hohenzollernstraße über den Kanal, als ein heftiger Regenguß losbrach, daß sie sich in ein Hausthor flüchten mußte.

Er wußte selbst nicht wie er den Mut fand, aber er hatte ihn, und machte ihr den Vorschlag, sie könne ja zu ihm mit hinaufkommen.

Sie hatte ihm einen Blick zugeworfen, so lächelnd ruhig, aber so fest, daß er bereute, das voreilige Wort fallen gelassen zu haben.

Allein da es geschehen war, bestand er darauf. Sollten sie vielleicht eine halbe Stunde hier im Regen stehen? und dann wollte er ihr ja auch ein paar

frühere Bilder von sich zeigen.

Ach, sie fürchtete sich am Ende gar vor ihm.

Nicht im entferntesten.

Nun also, — was war denn weiter. Erkennen konnte sie doch niemand.

Und mit einem jener plötzlichen Entschlüsse, die sie in letzter Zeit öfters gefaßt hatte, nahm sie seinen Arm und ging mit ihm.

Das Herz schlug ihr, — aber was hatte sie viel zu fürchten. Dazu glaubte sie ihn gut genug zu kennen.

Und sie hätte schon lange gern gewußt, wie er eigentlich wohnte, aus dem Bedürfnis, alles von ihm zu wissen, die geringfügigsten Einzelheiten seines Lebens, bis auf die Familienmitteilungen, die er von Haus erhielt.

Es war die Neugier und der Stolz, nicht feige zu erscheinen. Und jener bittere ironische Ton von seiner Seite, dieses innerliche Achselzucken, weil er meinen konnte, sie fürchte sich wohl vor ihm, sie traue ihm nicht.

Dabei war er aber befangener als sie selbst, als

sie nun wirklich die Treppe hinaufstieg und in sein Zimmer eintrat.

Und dann mußte sie alles besehn, die Couleurbilder, die Schläger, und sie versuchte es, den riesigen Paukhandschuh anzuziehen.

Dann stöberte sie unter seinen Büchern, und mit einem male kam er damit heraus, daß er einmal Verse auf sie gemacht habe.

Er machte Gedichte? . . . Das interessierte sie furchtbar. Er sollte sie vorlesen, gleich, auf der Stelle, — aber er genierte sich.

Er mußte sie erst abschreiben. Es waren noch Fehler drin, und sie waren schlecht zu lesen.

Aber sie gab nicht nach, bis er sie ihr vorlas, etwas pathetisch und mit jenem singenden Ton, mit dem alle Dichter ihre Produkte vorlesen.

Er war doch ein lieber Kindskopf.

Er war so ganz und gar ihr Spielzeug, und selbst in der leidenschaftlichen Glut der Gedichte — sie schienen ihr ganz nett, nur ein bischen holperig und sie glaubte, sie habe in der Pension früher bessere ge-

macht, — in all dem sah sie nichts als eine gefahrlose Spielerei.

Von Liebe konnte zwischen ihnen doch nicht die Rede sein.

Liebe! — sie und dieser gute Junge, — das war der herrlichste Unsinn von der Welt.

Sie interessierte sich nur für ihn, ungemein sogar. — Er war so herzig und dabei so naiv, und das gefiel ihr an ihm.

Und hier gefiel es ihr auch ganz gut, in diesem einfachen kleinen Zimmer, etwas verräuchert — aber das liebte sie, zumal Robert nie rauchte.

Sie selbst nahm hie und da ganz gern eine Cigarette, heimlich, weil es Robert nicht gern sah. —

Es war hier so ruhig und behaglich.

Sie glaubte so sicher zu sein, und doch fühlte sie dabei, wie sie immer mehr den festen Boden unter den Füßen verlor. —

Eines Tages, ganz unerwartet, als gar kein Anlaß vorlag, er saß ihr ruhig gegenüber und erzählte aus seiner Heidelberger Studentenzeit, kam ihr die Vorstellung, er könne sie einmal begehren.

Sie glaubte zuweilen das Aufkeimen dieses Wunsches in seinen Augen zu lesen.

Von da an wurde sie befangen. Sie fing an, ihn zu beobachten, — allein sie mußte sich doch wohl getäuscht haben.

Sein Verhalten ihr gegenüber war sich sehr gleich, keine sonderliche Unruhe, — bis daß er mit einemmal anfing nervös zu werden.

Das war seit dem Tage, daß sie zum ersten Male von ihrem Gatten gesprochen hatte, ausführlich, was sie zuvor nie gethan hatte. —

Seitdem verließ ihn die Unruhe nicht.

Obgleich er gewußt hatte, daß sie verheiratet war und ihr Gatte krank lag, hatten sie stets vermieden, hierüber zu sprechen.

Jetzt hatte er angefangen, auf die Thatsache zuweilen anzuspielen, ganz versteckt und heimlich, aber sie bemerkte es doch, und fühlte heraus, daß ihn der Gedanke beschäftigte in den Stunden, wo sie nicht bei ihm war.

Und sein ganzes Wesen war fahrig geworden, immer als müsse er sich im Zaum halten.

Sie wurde ängstlich, weil er oft voller Unruhe war. Und sie wollte nicht, daß sich das in ihre Beziehungen einschlich.

Sie grübelte darüber nach, und da fand sie, daß sie auch über sich die Herrschaft verloren hatte. Es war nicht ganz mehr, wie es sein sollte.

Seit sie es beide wußten, trat ein fremdes zwischen sie. — Das alte volle Vertrauen war nicht mehr vorhanden. Es war, als lauerten sie aufeinander, als spionierten sie sich gegenseitig aus.

Es war eine Spannung zwischen ihnen, der keiner Ausdruck zu geben wagte. —

Eines Abends war Georg unruhiger als sonst.

Er sprach hastig, abgerissen, und sein ganzes Benehmen hatte etwas wirres an sich.

Sie kam zu ihm in der letzten Dämmerung, denn sie war mit der Zeit immer unvorsichtiger geworden, und die Nacht brach später ein als gewöhnlich.

Dabei hatte sie sich um eine Viertelstunde verspätet, — und sie wußte, wie ihn das marterte.

Er eilte auf sie zu, als sie endlich kam.

— Aber Georg, was ist Ihnen denn, — weshalb so aufgeregt? —

Sie fuhr ihm über das dunkle Haar und legte ihre Hand auf seine heiße Stirn.

— Sie sind krank, Georg — was fehlt Ihnen?

— Nichts, — garnichts.

Sie band den Schleier los, und warf den Mantel ab.

— Doch, es fehlt Ihnen etwas. Reden Sie aufrichtig.

— Sie thun mir weh mit Ihren Fragen, Eva.

— Aber Georg!

— Ach, lassen Sie mich, — ich weiß ja nicht mehr, was ich rede, ich weiß nicht mehr was ich thue . . . nichts — nichts mehr. Es ist ja auch alles ganz gleichgiltig! —

— Georg! . . .

Sie legte die Hand auf seine Schulter und versuchte ihn zu bewegen, daß er ihr das Gesicht zuwandte aber er sträubte sich.

Dann faßte sie ihn bei der Hand. Er ließ sich leiten wie ein Kind.



Und plötzlich warf er sich ihr zu Füßen und barg den Kopf in ihrem Schoße, als wollte er ein aufsteigendes Schluchzen ersticken.

Sie fuhr ihm mit der Hand über den Kopf und biß die Lippen etwas zusammen.

Sie hatte alles gethan, um diese Scene, vor der sie sich fürchtete, hinauszuschieben.

Sie wußte, was er ihr sagen würde, aber sie hatte es immer nicht hören wollen, und sie war ihm mit jenem feinen, gesellschaftlichen Spott begegnet, der eine jener Scheinwaffen ist, mit der man so lang sich wehrt, bis sie einem unter den Fingern zerbrechen.

Jetzt hatte sie keine Macht mehr über ihn.

— Seien Sie doch vernünftig Georg, bat sie leise.

— Vernünftig! — o ja — vernünftig! — Ich kann ja nicht — siehst du — ich kann es nicht mehr.

Dann ward er still und seine Finger griffen fester in die Falten ihres Kleides.

— Mein armer Junge!

Er richtete sich etwas auf und fuhr ruhiger fort,

während er zu ihr aufblickte, die es nicht wagte, ihn jetzt anzusehen:

— Siehst du — und ich will nicht . . . ich will nicht! Ich habe zu dir aufgesehen, wie zu etwas unerreichbarem. — Das sollte nicht sein — und ich habe mich selbst darüber weggetäuscht — und auch dich darüber hinweggetäuscht — und es ist doch alles nicht wahr. Ich wollte in dir nur eine liebe Freundin sehn, und kein andrer Gedanke sollte kommen — aber es geht nicht mehr. Und ich muß dir einmal sagen, wie lieb ich dich habe, und daß ich dich halten möchte, um dich nicht wieder zu lassen, um dich an mich zu pressen und dich zu küssen, — so . . .

Sie saß wie unter einem Zwange, in einer Betäubung, regungslos, und ließ diese Flut hastiger abgerissener Worte über sich ergehen.

Sie hatte nicht die Kraft ihn zurückzustoßen, als er sie umschlang und küßte — Küsse von denen sie nie gewußt hatte, ein Suchen der Lippen auf ihrem Munde, eine fieberhafte, brennende Glut.

Das alles war so plötzlich gekommen, daß sie starr dasaß und sich nicht regte, keine Bewegung

machte, als sehe sie ins Leere.

Und dabei schossen ihr die Gedanken durch den Kopf, wild und quälend, daß sie ihnen nachjagte, aber sie nicht wieder einholen konnte.

Und ein Glücksgefühl durchbebte sie tief im innern, das sie nie gekannt.

Diese äußere Ruhe erschreckte ihn und brachte ihn zu sich selbst, daß er sich zurückbog, um sie anzusehen.

— Du sagst nichts — fragte er angstvoll. Eva! . . . Eva, so rede doch ein Wort. — Was ist dir? —

Dann aber sah er, wie es dicht unter ihrer Haut hinlief, ein feines nervöses Zittern, wie das Meer sich kräuselt vor einer ersten Brise, und leise flüsterte er ihr in's Ohr, sinnlos, das Begehren, daß sie einmal sein würde, ein einzigesmal

Sie hörte die Worte nicht, — aber sie wußte, was dieses Geflüster wollte, das wie ein fernes Tosen und Brausen in ihren Ohren summte . .

Es war ganz still geworden im Zimmer.

Sie wagten kaum zu atmen, und sahen sich nur

an, unverwandt Auge in Auge.

Nur an der Decke spielte ein verlorener ganz verwaschener Lichtschein, der drunten von der Straße von einer flackernden Laterne herrühren mußte.

Und leise tönte das Rollen der Wagen und der ferne Lärm der Stadt zu ihnen herauf.

Im Zimmer nur der immer schneller werdende Atem der beiden.

Langsam entzog sie sich ihm, ganz langsam ihre Finger aus den seinen lösend.

Und er ließ von ihr mit stockendem Herzschlag als sie aufstand, während er sich auf die Tischplatte stützte, daß die Gläser der Wasserkaraffe an einander=klirrten.

So stand sie vor ihm einen Augenblick. Dann ließ sie die Arme sinken und er sah, wie ihre Augen abirrten und ihre Lippen zitterten.

Ihm war plötzlich, als sei sie eine andere, die da vor ihm stand, und er wollte die Hände nach ihr ausstrecken.

Und dann sah er, wie sie ohne ihre Augen aus den seinen zu lassen, mit bebenden Fingern an ihrem

Kleide nestelte. — Nur einen Augenblick, — dann hatte er begriffen, und umfing sie mit einem Jubelschrei. Und sie hatte die Kraft nicht mehr, ihm zu wehren. —

XI.

Früher oder später wäre es doch einmal geschehen. Oft, wenn sie allein war, hatte sie darüber nachgedacht. Und wenn sie auch in jenem Augenblicke wie machtlos gewesen war, so war sie doch keiner vorübergehenden Stimmung unterlegen. —

Sie hatte nichts zu bereuen, und Georg machte sich unnötige Sorgen, ob sie sich je wiedersehen würden. Er glaubte, die Reue könne sie abhalten, allein er kannte sie nicht, und ahnte nicht, wie sehr sie sich bereits ihm verkettet hatte.

Sie kam wieder und häufiger als je in seine Wohnung, während sie sich zu Spaziergängen immer seltener trafen. —

Es war keine kindische Liebelei mehr, die sich nur zu einem flüchtigen, halb schuldbewußten Kusse aufschwang.

Leidenschaft und Raserei traten an die Stelle jener friedfertigen Plaudereien. Jener bezaubernde Duft, der über ihrem anfänglichen Verkehre gelegen hatte, war hinweggeweht. —

Es gab häufig Scenen, Reibereien und Eifersüchteleien zwischen ihnen. Um ihre Ruhe war es geschehen.

Sie gab sich dieser, ihr ganz neuen Liebe mit einer Rückhaltslosigkeit hin, die nur der Frau eigen ist, die um jeden Preis all die liebeleeren Jahre ihres Lebens nachzuholen sucht. —

Was versteckt in ihr geschlummert hatte, eine durch strenge Erziehung fast gänzlich unterdrückte Sinnlichkeit brach jetzt offen heraus.

Es war ein unsinniger Taumel, und ihre sich gegenseitig entflammende Leidenschaft ließ sie nicht zur Ueberlegung, nicht zum Nachdenken kommen, bis daß Eva durch eine unerwartete Entdeckung aus diesem Halbtraum aufgeschreckt wurde. —

Sie fühlte sich Mutter.

Diesesmal irrte sie sich nicht. Es war kein Zweifel mehr möglich.

Die Erkenntnis kam so plötzlich, so völlig un-

erwartet, daß sie es nicht zu fassen vermochte.

Sie hatte über ihre Liebe alles vergessen, und eine derartige Möglichkeit nie in Erwägung gezogen.

All ihre früheren Pläne, die Sorgen um die Zukunft hatte sie vergessen, und war ganz in dem Reize des Augenblicks aufgegangen. Das war vergessen und lag hinter ihr versunken. Nun mit einem Male stand die Thatsache vor ihr, so daß sie nicht wußte, was sie beginnen sollte.

Was sie Monate hindurch mit Preisgabe ihrer Ehre ersehnt hatte, war unerwartet in Erfüllung gegangen.

Aber mit diesem Bewußtsein trat gleichzeitig bei ihr eine starke Ernüchterung Georg gegenüber ein.

Sie fühlte sich ihm gegenüber fremder als zuvor. Er — Georg dieses halbe Kind, dem sie sich immer so unendlich überlegen gefühlt hatte, — der Vater ihres Kindes? —

Sie konnte sich an den Gedanken garnicht gewöhnen, es lag darin etwas abscheuliches, etwas, das sie abstieß, was ihr durchaus nicht in den Sinn wollte.

Deshalb schwieg sie ihm gegenüber auch, schrieb

ihm, daß sie ihn ein paar Tage lang nicht sehen könne, und schob das Wiedersehen immer weiter hinaus.

Und dann als sie ihm gegenüberstand, that es ihr leid, daß sie wiedergekommen, weil ihr zum Weinen war; weil sie nicht wußte, was sie ihm noch sagen sollte, weil sie mit einemmale jede Beziehung zu ihm verloren hatte, als sei er ihr ein ganz Fremder geworden. —

Und eines quälte sie am meisten, daß sie nicht wußte, wie sie noch einmal mit Robert eine Scene wiederholen sollte, die diesesmal nichts war, als eine ganz abscheuliche Komödie, bei der sie mit dem Leben ihres Gatten spielte, vor dem sie jetzt fast ein Grauen empfand. —

Als sie darnach Georg wiedersah, mußte sie sich bezwingen, sie wollte sich beherrschen, und sie ließ sich von ihm küssen; aber nun wußte sie, daß alles zwischen ihnen aus war. —

Deshalb war es ihr angenehm, daß sie bald mit Robert nach Italien gehen würde, nachdem sie selbst anfangs den Zeitpunkt beständig hinausgeschoben hatte.

Und sie traf sofort ihre Vorkehrungen zur Reise.

Mitten in diese Vorbereitungen hinein fiel für Robert die Erklärung des Arztes, daß Eva Mutter sei, eine Nachricht, die wesentlich dazu beitrug, dem Kranken neuen Mut zu machen, und seinen Zustand zu verbessern, der in den letzten Wochen ziemlich gleich gewesen war.

Wie hatte Eva das alles herbeigesehnt, was hatte sie alles darum erduldet — und jetzt wollte keine Freude in ihr aufkommen. Sie mußte sich zwingen, um nur ein freundliches Gesicht zu machen, jetzt, da doch ihre Zukunft gesichert war. —

Sie mußte sich von Georg frei machen. Es ging nicht anders. —

Und eines Abends ließ sie ein Wort fallen von einer bevorstehenden Reise, nur eine flüchtige Andeutung, die Möglichkeit, daß sie sich für ein paar Wochen vielleicht trennen müßten.

Schon im nächsten Augenblicke bereute sie es, denn Georg war untröstlich, ganz erschreckt. Eine Trennung wenn auch nur für kürzeste Zeit schien ihm ganz unfaßbar.

— Was soll ich anfangen, wenn du mich verläßt? — Geh nicht von mir! — Bitte! . . nicht! —

— Du Ungestümer, was ist denn? Ich gehe ja noch nicht. — Aber so bedenke doch, einmal müssen wir uns ja doch trennen.

— Sprich nicht von Trennung, bitte nicht! —

Sie verstummte und ließ ihn gewähren, wie er sie umfassend an ihrer Seite niederkniete und sie mit Liebkosungen überschüttete.

— Ich kann nicht mehr ohne dich leben.

— Aber du mußt Georg. Wir werden uns wiedersehen.

— Wiedersehen! — ach, wiedersehn. Wer weiß wann, und wie wir uns wiedersehen. — Du kommst vielleicht als eine andere zurück. Und dann bin ich dir nichts mehr. — Du darfst nicht fort! Du mußt bleiben. Wenn du fortgehst — reise ich dir nach! —

— Wie du gleich wild bist. Du machst einem ordentlich Furcht.

— Nein, bat er, du sollst dich nicht vor mir fürchten, — du thust es auch nicht! — vor mir . . . sich fürchten! — Höchstens lachen könnte man über

mich . . . lachen . . . nicht wahr? Das ist aber auch alles.

— Du mußt nicht gleich so wild sein, mein Liebling. Ich bleibe ja hier, ich bin ja dein.

Er umschloß sie, als wolle man sie ihm rauben, als gälte es wirklich einen Abschied. Eine zügellose, alle Schranken niederbrechende Leidenschaft, der er nicht mehr Herr werden konnte, die sein ganzes Dasein ausfüllte, daß er an nichts mehr dachte, als an Eva.

Diese leidenschaftliche Scene festigte in ihr den Entschluß, sobald als möglich fortzukommen.

Noch wußte er immer nicht, wer sie eigentlich war; denn er hatte ihr geloben müssen, nicht nachzuforschen.

Aber mit dem Gedanken, daß sie abreisen würde, war er leicht im stande, seines gegebenen Wortes nicht zu achten. Sie fürchtete sich vor seiner Wildheit.

Als sie an dem Abend ging, mußte sie ihm nochmals versichern, daß an eine Reise noch garnicht zu denken sei; daß sie nur von der Möglichkeit einer solchen gesprochen hatte.

— Du Närrchen, äffte sie ihn, darf man denn

garnichts mehr sagen? — Du bleibst doch auch nicht ewig hier. — Sei still . . . was du sagen willst, ist doch Thorheit. — Also sei hübsch ruhig und artig. Wozu sich immer gleich den Kopf einrennen? — Brav sein, mein Lieb, ja?

Er wollte sie nicht von sich lassen; aber endlich mußte sie gehen, und nur mit vieler Mühe hielt sie ihn zurück. Er wollte sie heute durchaus begleiten.

Sie war sehr froh, daß sie ihm nicht die Wahrheit gesagt hatte. —

Am folgenden Tage schrieb sie ihm ein Billet, in welchem sie ihr Nichtkommen mit Besuch entschuldigte, der bei ihnen wohne, er sollte sich nur gedulden und nicht unruhig werden, sondern hübsch verständig sein. — Zwei Tage darauf reiste sie mit Robert nach Italien.

Sie wußte, daß Georg für den nächsten Winter von Berlin fort sollte, nach Leipzig. Seine Mutter verlangt es so.

Er aber hatte alles ins Werk gesetzt, damit er dableiben konnte.

Jetzt hoffte sie, daß er doch fortgehen würde.

Es mußte aus sein zwischen ihnen.

Und der Gedanke war beruhigend für sie, daß er bei ihrer Rückkehr fort sei, und sie ihm nicht mehr begegnen würde. —

XII.

Eva war mit Robert nach Sicilien gefahren. Dort wollte sie ihre Niederkunft erwarten.

Selten, daß sie zurückdächte nach Deutschland und an Georg.

Nur zuweilen die Frage, was wohl aus ihm geworden sein möchte? —

Wahrscheinlich war er acht oder vierzehn Tage wie toll herumgelaufen, um sie zu suchen und hatte es dann aufgegeben.

Er war noch so jung und würde sich schon zu trösten wissen.

Im Grunde war er gar nicht die Natur, um zu verzweifeln. Er rang sich schon durch, sobald nur der anfängliche Schmerz verwunden war.

Und dann hatte sie ihm einen letzten Brief geschrieben, der gewiß dazu beitrug, daß er sich in das Unabänderliche fand. —

Sie hatte ihm alle Gründe klar zu machen gesucht, so furchtbar klar.

Er mußte sie verstehen, und mußte ihr auch verzeihen, wenn er sie je wirklich geliebt hatte.

Wenn er jetzt auch wütete und gegen sie tobte, — es kam die Zeit, daß er ruhiger wurde, um später einzusehen, wie gut sie es mit ihm gemeint hatte; und dann würde er ihr Dank wissen, daß sie so gehandelt hatte, wenn sie auch nie etwas davon erfuhr, weder jetzt von seinen Anklagen, noch auch später von seiner Verzeihung. —

* * *

Der Sommer verging und der Herbst kam, und dann der Winter mit seiner Regenzeit.

Und je mehr die Zeit vorrückte, um so mehr fürchtete sie sich.

Sie fürchtete sich vor dem Kinde, das kommen würde, und ihr jetzt schon unsägliche Schmerzen bereitete, daß sie sich hundertmal den Tod wünschte.

Denn sie war unvorsichtig, misachtete die Gebote des Arztes — und jedesmal dann hatte sie zu leiden.

Sie wurde nicht klüger dadurch. — Ein unbe-

zähmbares Gelüst trieb sie, gerade das zu thun, was sie nicht sollte, gerade diese Speise zu essen, vielleicht nur weil es ihr so streng verboten war.

Der Arzt ging in den letzten kritischen Tagen kaum von ihrer Seite.

Er befürchtete einen nicht ganz normalen Verlauf und zog daher noch einen Collegen zu Rate.

Eva traute ihnen beiden nicht, zwei Italiener, die sie auch als Menschen nicht leiden konnte. Und sie verlangte durchaus nach einem deutschen Arzte. —

Daran aber war jetzt nicht mehr zu denken.

Früher als erwartet war, kam das Kind zur Welt, während sie stundenlang in völliger Bewußtlosigkeit lag, nach den heftigsten Schmerzen, die sie zu Tode ermatteten. —

Die tiefe Ohnmacht bewahrte sie vor den ärgsten Schmerzen, allein die Gefahr für sie und das Kind war um so größer.

Aber die Gefahr ging vorüber.

Es war ein Knabe, aber schwach und gebrechlich, so schmal und nichts sagend, ein wahres Nichts.

Und dabei gab er anfangs keinen Laut von sich,

und schien keinen Atem zu haben, kaum daß er sich regte.

Den Bemühungen des Arztes gelang es endlich, die Lungen in Thätigkeit zu setzen, und so das Kind zu retten.

Als Eva zum Bewußtsein kam und das arme elende Geschöpfchen sah, starrte sie es an, wie etwas ganz Fremdes, das ihr nicht gehörte; und mit Grauen sagte sie sich, daß sie für dieses so schwach zappelnde Fleischklümpchen nichts zu empfinden vermochte, garnichts.

Es ist dein Kind, sagte sie sich immer wieder; aber sie hätte am liebsten gebeten, daß man es ihr aus den Augen bringe, um es nicht ansehen zu müssen.

Sie war froh und atmete auf, als der Arzt erklärte, sie dürfe das Kind nicht selbst nähren. Es sei durchaus notwendig eine Amme zu beschaffen, wenn es am Leben bleiben sollte.

Das ging Robert nicht recht in den Sinn. Eva war doch gesund. Man brauchte sie nur anzusehen. Weshalb sollte das Kind unnötig von seiner Mutter getrennt werden? —

Allein der Arzt beharrte auf seiner Anordnung und Eva erklärte sich völlig damit einverstanden.

Robert's Freude äußerte sich überlaut, derart, daß es Eva empörte und zur Wut reizte. —

Er hätschelte und tätschelte das Kind, und wenn er von ihm sprach, gab er ihm tausend Kosenamen, daß es Eva in den Fingerspitzen kribbelte, diesem tollen Gebaren Einhalt zu thun, daß sie versucht war, ihm zu sagen, er sei ein Narr, wenn er glaube, der Vater des Kindes zu sein.

Es lag für sie ein prickelnder Reiz darin, ihm so die Wahrheit zu sagen, ein krankhaftes Gelüst, und die Worte lagen ihr immer auf der Zunge, wenn er seinem Enthusiasmus allzu freien Lauf ließ. Sie mußte all ihre Willenskraft zusammennehmen, um diesem Triebe nicht nachzugeben.

Robert war geradezu unsinnig. Er empörte sie mit seinem Lärmen und Lachen, jetzt wo sie krank lag, und er den Gesunden spielte.

Ihr war das Kind gleichgiltig, obgleich von diesem kleinen Wesen ihr Lebensglück abhing, die ganze zukünftige Gestaltung ihrer Existenz. An dem

Kinde hing ihre Rettung. Eva konnte sich beim Anblick dieses gebrechlichen Körperchens jedesmal einer unangenehmen Empfindung nicht erwehren. Das war aber auch alles, was sie empfand.

Sie hatte im Gesichte des Kindes nach einem Zuge von Georg gesucht, aber nichts erinnerte an ihn, nicht der leiseste Zug, nicht die matten grauen Augen, die immer halb geschlossen waren und stets etwas verschleiert, wie müde vor dem Sonnenlicht, und nicht das spärliche helle Haar, das den Kopf blos ließ.

Zuweilen stierte das Kind mit einem blödsinnigen Blick in's Leere, daß sie sich davor fürchtete, weil es gar so geistlos, fast gespenstisch aussah.

Und dabei der Schädel wie verbildet. Der ganze Kopf unförmig, viel zu groß für diese nichtssagenden Schultern, und die Schädeldecke des Hinterhauptes so weich, daß sie nachgab, wenn man auch nur vorsichtig darüber tastete; als ob es nur eine feine Haut sei, nichts weiter, weich und elastisch, sodaß ein leichter Druck schon genügte, um Bewußtlosigkeit zu bewirken. —

Deshalb mußte der Knabe stets auf der Seite

liegen. Lag er einmal auf dem Rücken, so ließ sich gleich ein leises Stöhnen, unterbrochen von einem rauhen Hüsteln, hören, das den unregelmäßigen Atem häufig unterbrach.

Das Kind schrie selten oder nie. Nur aus den zappelnden Bewegungen, diesem Krümmen und krampfhaften Anziehen der Glieder sah man, daß es Schmerzen haben mußte. Dann wand es sich gleichsam in sich zusammen, zu einem Klümpchen Fleisch.

Dabei hatte es keinen Appetit, und nie verlangte es von selbst. Man mußte es immer erst veranlassen, die Brust zu nehmen.

Es schien keinen Willen zu haben, und kein Zeichen einer geistigen Thätigkeit war ersichtlich.

Die Haut, lederartig, gelb und fast greisenhaft schrumpflig, entbehrte der gesunden feuchten Wärme und zeigte meist eine trockene ungesunde Fieberhitze. —

— Die Luft hier ist ihm nicht zuträglich, sagte der Arzt. Am besten, Sie gehen nach Deutschland zurück. Es ist zwar Winter und die Gefahren der Reise sind nicht zu unterschätzen; allein hier ist es um so größeren Gefahren ausgesetzt, denn die Lunge ist nicht

in Ordnung. Wenn Sie einmal einen Ihrer berühmten Professoren konsultieren wollten. Meine Kunst reicht hier nicht aus. —

So entschlossen sie sich denn zur Heimreise, sobald Eva sich von dem Wochenbette völlig erholt hatte; trotzdem für Robert die Gefahr einer Reise zur Winterszeit nicht gering war.

Aber daran dachten sie beide nicht. Es handelte sich darum, das Kind zu retten. Von ihm hing jetzt alles ab. —

Mit diesem in ihr erwachenden Gedanken, den die Mattigkeit infolge des Wochenbettes nicht hatte aufkommen lassen, stellte sich bei Eva auch ein erstes wirkliches Interesse für das Kind ein.

Sie beobachtete es peinlich genau, und ihre Sorge wuchs täglich, damit jede Vorschrift des Arztes genau eingehalten wurde. —

Wenn sie so neben dem Bettchen des Kindes saß und die greisenhaften Züge des Knaben betrachtete, kam ihr der Wunsch: wenn er doch nur nicht gar so häßlich wäre.

So konnte sie nichts für diesen Wechselbalg

empfinden; es kam ihr garnicht einmal recht in den Sinn, daß sie die Mutter, daß es ihr Fleisch und Blut war, was da vor ihr lag.

Sie hatte kleine Kinder nie leiden können.

Sie wagte kaum ihr eigenes zu berühren, so ekelte es sie, und doch wachte sie über jeden Atemzug, den es that, über jede Bewegung; und dabei fühlte sie innerlich einen Widerwillen, den sie nicht niederkämpfen konnte.

Vielleicht, wenn es nicht mehr so hilflos dalag; wenn in diese toten Augen, wie die eines sterbenden Tieres, Leben kam; wenn diese blassen Lippen, die sie noch nicht ein einzig mal geküßt hatte, die ersten Worte lallten.

Sie hoffte von der Zukunft alles, dann würde etwas anderes in ihr erwachen als jetzt, wo sie sich vor diesem kleinen Wesen fürchtete, von dem noch niemand wissen konnte, ob es ein Mensch wurde, oder ein so hilflos armseliges Geschöpf bliebe, wie es jetzt war.

Mit Ausgang des Winters kamen sie in Berlin an. Der Frühling zog ungewöhnlich früh ein; und

der erste warme Hauch strich über die erstarrte Erde.

Gleich in den ersten Tagen ließ Eva das Kind untersuchen. Allein die Konsultation brachte nichts neues. Man mußte abwarten.

So ließ sich nicht viel sagen, nur daß wenig Hoffnung vorhanden sei. —

Eine ganz harmlose Kinderkrankheit konnte das Ende herbeiführen, denn der gebrechliche Leib war nicht dem kleinsten Ansturm gewachsen.

Eva hatte sich jetzt ganz dem Kinde gewidmet.

Sie bemerkte dabei nicht, wie sehr die Reise Robert mitgenommen hatte, der alles that, um ihr seinen Zustand zu verheimlichen. Eines Tages, nachdem er lange gegrübelt, klagte er sich an, und ließ seine Gedanken laut werden. Er allein war Schuld an der Krankheit des Kindes. Es war ja voraus zu sehen gewesen.

Leute wie er hatten nicht das Recht, Kinder in die Welt zu setzen, die die Sünden der Väter zu büßen hatten.

Eva hatte Mühe, sich zu halten; diese thörichten, ganz grundlosen Selbstanklagen empörten sie, soweit sie ihr nicht lächerlich vorkamen.

Das war der Gipfel.

Er — schuld an dem Kinde! — Es war unglaublich; und innerlich quälte sie ein wilder teuflischer Hohn bei all diesem unsinnigen Gerede. —

Und er lief wahrhaftig mit einer Leichenbittermiene umher, und klagte sich des schändlichsten Vergehens an.

Das ertrug sie nicht.

Er langweilte sie mit diesem Gejammer.

Von sich selbst sprach er sonst nicht; er ging mit ihr ganz in der Sorge um das Kind auf. —

Und niemand schien Augen dafür zu haben, daß es mit ihm schlimmer stand als je.

Eines Morgens fand ihn der Kammerdiener röchelnd am Boden liegen. Er mußte in der Nacht aufgestanden sein, und da hatte ein Blutsturz ihn zu Boden geworfen. —

Es war der Vorbote des Todes.

Den ganzen Tag lag er im Todeskampfe bis zum Abend, ohne daß er wieder zum Bewußtsein gekommen war.

Dann endlich erlöste ihn der Tod. —

Eva saß bei dem Kinde, das leise im Schlafe stöhnte, als der Arzt sie zu ihrem sterbenden Gatten rief.

Er schlug noch einmal die Augen auf, aber er konnte kein Bewußtsein mehr haben.

Dann griff er in die Luft, zuckend mit beiden Händen, krampfte die Finger in die Handflächen, ein letzter schüttelnder Ruck durch den ganzen Körper, — und dann war es vorbei.

XIII.

Eva saß bei ihrem kranken Kinde.

Jetzt, da Robert tot war, hatte sie keinen anderen Gedanken mehr als das Kind.

Am liebsten hätte sie den Knaben keine Minute aus den Augen gelassen, aber das war nicht möglich — jetzt nicht, wo die ganze Last des Hauswesens auf ihren Schultern ruhte.

Und diese ganze Aufregung trug dazu bei, daß sie sich noch mehr um das Kind sorgte, das inzwischen der Gewissenlosigkeit einer bezahlten Wärterin anheimgegeben war.

Der kleinste kalte Luftzug konnte das Verderben herbeiführen.

Und eine ruhelose Angst überfiel sie, plötzlich, wie aus dem Hinterhalte, daß es sie nicht duldete, bis sie wieder bei dem Kinde war, bis sie sah, daß es noch atmete, noch lebte. —

Denn von diesem winzigen Atem, den man kaum merkte, den man nur mit Mühe hören konnte, hing ihre ganze Existenz ab.

Jetzt hatte sie die Verwaltung des gesamten Vermögens für ihr Kind in der Hand, für das Kind und für sich.

Sie durfte triumphieren, denn sie hatte das sehnsüchtig erstrebte Ziel erreicht.

Aber innerlich nagte es an ihr. Der Gedanke, weshalb das Kind so misgestaltet war, daß es so nichts von ihr oder Georg hatte, so gar keine Aehnlichkeit.

Allein was that es, wenn es nur lebte, nur leben blieb, damit sie selbst endlich auch was vom Leben hatte.

Die ganzen Monate ihrer Mutterschaft hatte sie wie in Gefangenschaft zugebracht, gebunden durch die Rücksichten auf das Kind. In Italien hatte sie sich

ganz zurückgezogen, und dafür gehofft, das alles in der Gesellschaft jetzt nachholen zu können.

Da mußte ihr Gatte sterben, und nun hatte sie ein Jahr lang Trauer zu tragen, — ein ganzes Jahr lang war sie für die Gesellschaft so gut wie tot.

Eine rasende Begierde hatte sie erfaßt, eine unbezwingliche Lebenslust, — und die sollte sie jetzt zwölf lange Monate eindämmen.

Es bäumte sich alles in ihr gegen diesen Zwang auf. Das hieß, sein Glück zu teuer erkaufen. —

Was hatte sie nicht alles erduldet, die lange Krankheit ihres Gatten, — was hatte sie alles geopfert, — ihre Ehre dahingegeben, sich von gemeinster Schmach besudeln lassen, — alles nur, um sich die Mittel zu erringen, in der Gesellschaft zu glänzen. —

Konnte sie denn in der Einsamkeit vergessen, was alles hinter ihr lag, was sie ertragen hatte. Wie konnte sie da ihres Lebens froh werden.

Sie wollte jetzt den Preis haben für all die gebrachten Opfer, den Gewinn all dieser Mühseligkeiten.

Jetzt war es ihr für eine lange Zeit wieder aus der Hand gewunden.

Das Trauerjahr schien ihr eine endlose Marterzeit.

Dann erst wurde sie frei, aber wie lange war das noch! —

Und dabei ruhte ihre ganze Existenz auf einer Lüge, auf diesem Kinde, das ein Bastard war, das kein Recht auf all das hatte.

Es war Betrug. — Sie mußte sich darüber hinwegzutäuschen suchen, so gut es ging, — sie mußte sich eben selbst betrügen.

Sie wollte nicht daran denken, — einzig darauf sinnen, sich das Kind zu erhalten.

Eines Tages waren dringende Geschäfte zu erledigen, sie hatte sich nicht recht um das Kind kümmern können, und da war es auch schon geschehen.

Es hatte sich eine Erkältung zugezogen.

Das Hüsteln war stärker geworden und artete zuweilen in einen Erstickungskrampf aus.

Voller Entsetzen hatte sie es erfahren.

Von dem Augenblicke an vermochte sie nichts mehr von dem Kinde zu entfernen.

Sie hatte schon drei Aerzte, und sie war im

Begriffe nach Wien zu telegraphieren, um dort einen berühmten Kinderarzt herbei zu rufen.

Allein die Aerzte erklärten ihr die Nutzlosigkeit eines solchen Vorgehens. Man konnte nichts thun, ehe man nicht voraussah, wie der Husten verlaufen würde.

Damit kamen sie ihr immer wieder: warten, und warten. Aber sie hatte keine Geduld. Sie konnte nicht mehr warten.

Sie wollte Gewißheit haben! — Man konnte sie ihr nicht geben.

Das Kind lag jetzt bei ihr im Schlafzimmer, und die Wärterin war angewiesen, sie sofort zu wecken, wenn sich der Kleine unruhig zeigte.

Zuweilen schrak sie aus dem Schlafe auf, und sah nach dem Kinde, und dann konnte sie nicht wieder einschlafen, und horchte auf das geringste Geräusch, das der Kleine machte, dieses stöhnende Atemholen, dieses rasselnde Geräusch in der kleinen Kehle. —

Tag um Tag verstrich, ohne daß sich eine Besserung zeigte.

Zuweilen trat ein Erstickungskrampf ein, daß sie glaubte, es werde sterben.

Aber bis jetzt war jeder dieser Anfälle noch vorübergegangen. —

* * *

Es war am Abend, und sie hatte die Wärterin fortgeschickt, um etwas zu besorgen.

Das Kind lag ruhig in den großen Kissen, in dem sein schmächtiger Körper fast verschwand.

Es schlief. —

Eva stand neben dem Lager, und betrachtete es angstvoll, als könne sie in diesem Gesichte lesen.

Aber es zeigte sich noch immer kein rechtes Leben in den starren Zügen, die aussahen als seien sie beständig vom Krampfe verzerrt.

Wie es so dalag, im Schatten der Vorhänge, sorgsam geschützt selbst vor dem schwachen Lichte der verhangenen Ampel.

Die kleine fieberheiße Hand zur Faust geballt, auf der Brust.

Und dabei ging der Atem in unregelmäßigen Stößen, ruckweise, indem er zuweilen auszusetzen schien; begleitet von gurgelnden Rachentönen, die einzigen immer hörbaren Töne des Lebens.

Eva wandte sich von dem Bette ab, und trat an das Balkonfenster, das sie halb öffnete.

Eine weiche Sommerluft strich ihr entgegen, lebenskräftig, vom Tiergarten herübergeweht. —

Der Himmel war voller Sterne.

Sie trat ganz auf den Balkon hinaus, und blickte nach der Richtung des Luisendenkmals hinüber. Und dabei mußte sie an Georg denken und an ihre vielen winterlichen Spaziergänge.

Wie lange war das her. Es schien ihr eine Ewigkeit.

Was mochte aus ihm geworden sein? — Ob er sie vergessen hatte? — Gewiß hatte er das alles längst verschmerzt.

Sie drehte sich um, und blickte in das Zimmer zurück.

Dort lag das Kind, — sein Kind, so elend und gebrechlich. Und er hatte keine Ahnung davon.

Sie selbst hatte in all der Zeit nicht daran gedacht, daß es sein und ihr Kind war, so ganz hatte sich die Sorge ihrer bemächtigt.

Sie schrak zusammen.

Hatte es sich nicht eben geregt?

Mit ein paar hastigen Schritten war sie an der Seite des Kindes.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

Es war erwacht; und nun blickten diese glanzlosen Augen stier nach oben, ins Leere.

Und die kleinen Fäuste mit den krummen Fingerchen ballten sich in einander.

Auf der Stirn und dem von kaum sichtbaren Flaumhaar bedeckten Kopfe perlte der Schweiß, den sie vorsichtig abtupfte. Sie wußte, daß es wieder eine Krisis gab, jedesmal wenn der Schweiß ausbrach.

Das Kind keuchte heftig, angstvoll, und warf sich wie gequält hin und her.

Sie suchte es wieder auf die Seite zu betten, damit es nicht auf dem Hinterkopfe lag. Allein es sträubte sich dagegen.

Dann kam ein Husten, und der trieb ihm eine scharfe Röte in das sonst so graufahle Gesicht, daß es ganz gedunsen aussah.

Dann ließ der Hustenreiz wieder nach, und es lag einen Augenblick still, bis es sich plötzlich krümmte

und um sich schlug, mit allen Gliedern; und ein heftiges Zittern durchlief den kleinen Körper wie eine Konvulsion. —

Dann schlug es die Augen auf, und als sich Eva über das Kind beugte, war ihr als ob mit einemmal in diesen Augen etwas wie Leben aufflackere, eine Bewußtseinsflamme, aber nur für einen Augenblick, dann kniffen sich die Augen wieder lichtscheu zu, und der Mund verzerrte sich zum Weinen. Ein heftiger Hustenanfall, der kein Ende nehmen wollte, daß das Gesicht grün und blau wurde, und die Stirnadern zum Zerspringen anschwollen, während aus der eingekniffenen, kleinen Nase ein schleimiger weißer Schaum trat.

Und es warf mit den Händen um sich, als wollte es etwas abwehren; und dann griff es mit der einen Hand mit krummen, zerrenden Fingern in die Spitzen von Evas Kleide und krallte sich hier ein.

Sie fuhr ihm leise, vorsichtig über die fiebernde Stirn, es war wie eine Liebkosung, eine der ersten, die dem armen Wesen zu teil geworden war, und sie sagte leise, wie zu sich selbst:

— Du darfst mir nicht sterben, du armes Kind.
— Sei ruhig, — ich will dich ja auch lieb haben. . . .

Sie seufzte auf bei dem Gedanken. Wenn sich nur erst die ersten Spuren zeigten, daß das kleine Wesen der Menschheit angehören würde. —

Der Husten ließ nach. Er wurde immer schwächer und leiser. Und sie hielt sein anderes fieberndes Händchen in der ihren.

Das Keuchen wurde immer schwächer, wie ein zischender Ton war es zu hören, und der Atem pfiff ein und aus, ganz leise, wenn sie das Ohr über ihn beugte.

Und dann ward das Kind ganz still und ruhig.

Die eine Hand krallte sich noch immer in ihr Kleid, sie hatte die Finger nicht lösen können.

Sie wollte es aufs neue versuchen. —

Wie seltsam sich das anfühlte! . . .

Sie griff nach dem Gesichte, und fieberhaft tastend fuhren ihre Hände an den kleinen Körper hin, ganz irr.

Und plötzlich hatte sie begriffen, ein dunkles unklares Gefühl.

Ein heiserer, rauher Aufschrei, mit dem sie auf-

sprang und den kleinen toten Körper fast aus den Kissen riß in die Höhe, bis die Spitzen nachgaben, und nun die Fetzen zwischen den eingekrallten Fingern hingen, während die Decke sich verschoben hatte und der kleine Leichnam schräg auf dem Bette lag, wie verzerrt.

Und sie stand davor mit einem irren Gesichte, die Hände geballt, als wolle sie sich auf das Kind stürzen, um sein Leben zu halten.

Eine grausame Erbitterung überkam sie, daß sie die Zähne zusammenbiß.

Und die Lippen geöffnet, mit stieren Augen, die sich in den toten Leib einzubohren schienen, ob nicht vielleicht doch noch ein Fünkchen Leben darin sei, die Augen weit aufgerissen, stand sie da, fassungslos — und starrte auf das Bettchen hin, wo jetzt ihre ganze Zukunft elend zusammengebrochen war. —

So fand sie das herbeieilende Mädchen und die Dienerschaft, die ihr Schreckensruf aufgejagt hatte.

Sie wollte nicht von der Stelle weichen. Vielleicht war noch Hoffnung.

Sie ließ Arzt um Arzt holen, aber es half nichts. —

Und sie wütete und jammerte wie geistesabwesend.

— Er darf nicht tot sein! — es darf nicht! —

Allein es half nichts mehr, all ihr Bitten nicht und Jammern, all dieser haltlose Schmerz, der sie nicht zur Besinnung kommen ließ.

Das Kind war tot. —

* * *

Wenige Tage später verschwand Eva aus Berlin.

Man erzählte sich, sie wolle mit ihrem kleinen Wittum das Trauerjahr bei Verwandten zubringen.

Dann hörte man lange nichts mehr von ihr, bis einmal das Gerücht auftauchte, dunkel und unklar, ohne daß man recht daran glauben wollte, sie sei in Monaco in den Spielsälen gesehen, wo sie eine ganz bekannte Persönlichkeit sein sollte, auffallend durch ihr excentrisches Wesen und ihre tolle Verschwendungssucht.

Dann hörte man nie wieder von ihr.

Sie war vergessen. —

(Ende.)



Fallobst



Von **Heinz Tovote** erschien in gleichem Verlage:

(Preis pro Band geb. Mk. 4.50, geh. Mk. 3.50).

Im Liebesrausch. Berliner Roman. 4. Aufl.

Frühlingssturm. Berliner Liebesroman. 2. Aufl.

Anfang 1892 erscheint:

Mutter! Roman.



Heinz Tovote

Fallobst

Wurmstichige Geschichten

Vierte Auflage



Berlin W
F. Fontane & Co
1892

Wurmstichig





Ein durchsichtig blauer Morgenhimmel mit keuscher Herbstsonne, deren zitternde Strahlen durch das dunkelgrüne Blattgewirr der Obstbäume flirren, die ihre trächtigen Zweige, unter der üppigen Last erliegend, müde zu Boden senken.

Ich habe mich träumerisch lässig in das lange weiche Gras geworfen. Vor mir liegt ein Buch gähnend aufgeschlagen, — aber noch habe ich kein Wort gelesen.

Ich lausche auf das eintönig tiefe summen der emsigen Bienen, die mich umsurren und hinüberfliegen nach der duftenden Heide, die an das kleine Besitztum grenzt, und deren rote Heideblüten den süßen Honig in die hinten im Garten befindlichen Stöcke liefern.

So träume ich in den frischen Morgen hinein und höre mit halbem Ohr auf das mutwillige priestern einer

Schar naschhafter Sperlinge, die sich in dem üppigen, gelben Weinlaube, unter dem das kleine weiße Landhaus sich scheu versteckt, unruhig blustern und mit zänkischem Gezwitscher ihr freches Diebswesen treiben.

Aus dem Hause tönt hie und da Geräusch ... schlurfende Schritte — rufende Stimmen — Tellergeklapper und Gerassel mit Töpfen: Vorboten des Mittags. —

Die magere weiße Ziege, deren Milch zu trinken ich seit Wochen verdammt bin, und die zwischen den mit Kalkmilch weiß gestrichenen Obstbäumen tagüber angepflöckt ist, hat sich unruhig erhoben, als das kleine blondhaarige Mädchen mit seinem fliegenden kurzen Kleidchen sich ihr nähert. Das geängstigte Tier läuft leis meckernd in immer enger werdenden Kreisen um den Pfahl, an den es gekettet ist. Dann bleibt es stehen, und die kurzen Hörner senkend, sieht es das Kind mißtrauisch von der Seite an.

Zuweilen fährt ein kühler Vormittagswind über die herbstliche Erde, daß das Laub der Obstbäume ineinanderrauscht. Träge schwanken die übervollen Zweige auf und ab, ein gestützter Ast knarrt und ächzt mit jammerndem Laute ... und jedesmal stürzen mit hohlem, dumpfem

Aufschlag ein paar Birnen und Äpfel in das lange Wiesengras . . .

Fallobst! . . .

Das Kind jauchzt auf, wenn die Früchte zu Boden fallen.

Plötzlich bleibt es stehn, hebt einen der rotwangigen Äpfel auf und betrachtet ihn von allen Seiten.

Dann spielt es Ball damit. —

Der Apfel rollt den kleinen Hang hinab, aber das Mädchen erwischt ihn noch rechtzeitig, und wie zur Strafe schlägt es jetzt die kleinen scharfen Zähne in das feste Fleisch der appetitlich verlockenden Frucht. . . .

Aber schon im nächsten Augenblicke zieht es ein Gesicht, und prustet die Stücke wieder aus.

Mit komischem Entsetzen steht es vor mir und betrachtet den angebissenen Apfel, während es sich noch immer mit dem Rücken der Hand den Mund wischt.

Ein Wurmgang mit braunem körnigen Unrat erfüllt das ganze Kernhaus, und darin bewegt sich ein niedlicher weißer Wurm, der seinen kleinen schwarzen Kopf im Sonnenlichte ängstlich hin und her krümmt.

Ich muß über das Kind lachen, das sich von dem verführerischen Äußern so hat betrügen lassen. — Aber

schon lacht es wieder, wirft den Apfel weg und tollt jubelnd munter durch den Garten.

Es weiß ja noch nicht, daß in allen Genüssen dieser Erde, oft tief versteckt, aber immer der Wurm sitzt, der heimlich daran frißt und nagt, und dann seinen eklen Unrat zurückläßt. . . .

Wurmstichig! —

Das ist das Zeichen der modernen Zeit.

Fallobst! — Das ist die Kost, die uns geboten wird; und es bedarf eines goldnen Messers, um die guten saftigen Stücke von dem Schmutze zu befreien, damit wir nicht Abscheu empfinden. —

Die Geschichten, die ich hier gesammelt habe, gleichen ganz diesen wurmstichigen Früchten, in die man nicht wie ein thörichtes Kind in den Apfel hineinbeißen darf.

Ich habe nur die am Boden liegenden aufgelesen, und lasse die gesunden noch an den schwankenden Zweigen ausreifen.

Sie hängen mir zu hoch. . . . Was ich hier biete, will nichts besseres und nichts schlechteres sein . . . als vom zausenden Winde mutwillig vom Baum geschütteltes, mit weiser Vorsicht zu genießendes Fallobst. . . .



Armes Kind





Von den Kirschbäumen, an deren schwarzen Ästen sich kleine, hellgrüne Blätterknospen schüchtern entfalteten, fielen die schneeweißen Blüten auf den von den ersten wärmenden Strahlen der Frühlingssonne erweichten braunen Boden.

Die Rasenflächen waren mit einem leichten frischen Schimmer überhaucht, ihr Grün machte den Eindruck, als sei es mit Chlor gebleicht.

Die schwarzen Stämme der Bäume waren überzogen mit einem feinen, schillernden, sammetartigen Moosflaum: ein Zeichen, daß der Lebenssaft in dem dürren Holze kräftig emporstieg.

Der Himmel war klar, fast frostklar; und die matte Sonnenscheibe schien strahlenlos in diesem blaßblauen Meere zu schwimmen.

Aber scharf und grell hoben sich alle Gegenstände auf der Erde von einander ab; die braunen Wege, die grünen Wiesen und die Felder mit ihrer aufkeimenden Saat, die roten Ziegeldächer, die schwarzen, vom Regen verwitterten Strohdächer der Ställe, die gelblichen, waschblauartigen oder blendendweißen Kalkwände der Häuser, auf denen sich gleich schwarzen Vierecken die Fenster und Thüröffnungen abzeichneten. —

Mitten durch das Dorf zog sich die graustaubige Landstraße, und von den Obstbäumen, die sie zu beiden Seiten besäumten, fielen die Blüten nieder und mischten sich mit dem Staube, der sie begrub, wenn ein Wagen ihn in die windstille Luft des Frühlingsnachmittags emporwirbelte. . . .

Und auch in dem kleinen Garten des Amtmanns fielen die Schneeblüten von den schwarzen Zweigen, und wirbelten nieder auf das blonde Haupt seiner Tochter Johanna und auf die breiten Schultern des Forstassessors Hans Nissen, der in dem schmalen Wege neben ihr herging, mit ihr in den Gemüsegarten eintrat, dann die Stacketthür der Hecke öffnete, die den Garten von den freien



Feldern abschloß, und mit ihr hinaustrat auf den Wiesenpfad, der zum Flusse hinabführte.

Sie gingen an den verkrüppelten knorrigen Weiden hin und lauschten, wie das schmutziggelbe Wasser des rasch fließenden Stromes an das etwas aufgeworfene Ufer schlug . . . und wie die hochgehenden Wellen in den trocknen braunen Schilfresten und dem geknickten Röhricht murmelten und seufzten. —

Johanna trug ihren breiten Strohhut in der Hand, daß die langen, roten Bänder am Boden nachschleiften.

Sie hatte ihn am Morgen hervorgesucht, weil der Tag so sonnenfroh war, daß man glauben konnte, man sei schon mitten im Sommer.

In ihrem Herzen war es Sommer, seit den drei Tagen, daß Hans Nissen gekommen war.

Sie hatten sich bei einer Freundin Johanna's den Winter in der Stadt kennen gelernt. Vor einem Monate hatte er seine feste Anstellung erhalten, war auf der Durchreise, um Verwandte zu besuchen, durch das Dörfchen gekommen und hatte dem Amtmann einen Besuch gemacht. Mit der nächsten Post schon wollte er weiter. Allein man hatte ihn überredet, wenigstens einen Tag

zu bleiben; und schon seit drei Tagen wohnte er jetzt in dem Wirtshause des Dorfes, brachte aber jede freie Minute im Hause des Amtmanns zu.

Die Sonne hatte schon die Kraft, zu erwärmen, wenn auch die Luft kalt und klar schien. . .

Hoch über ihnen tummelte sich ein Schwarm Tauben, deren Gefieder zuweilen wie Silber aufglänzte, während sie im nächsten Augenblick nur eine Zahl schwarzer Punkte zu sein schienen.

Die beiden gehen schweigend neben einander, immer den Fluß entlang, der eilends dahinrauscht, als müsse er noch vor der Nacht sein Ziel erreichen . . .

— Johanna! flüstert der Mann leise und bleibt stehen.

Auch das Mädchen ist stehn geblieben. Aber es sieht nicht auf.

Er greift nach ihrer Hand, die sie ihm willig läßt. Er ruft sie wieder beim Namen. und wie sie erbebt, zieht er sie an sich. Sie wehrt ihm nicht. Sie weint, als sie an seiner Brust liegt. Sie klammert sich an ihn und lächelt unter den Thränen, die er ihr von den Wangen küßt.

Er spricht auf sie ein, aber sie antwortet ihm nicht. Sie schmiegt sich nur an, und läßt sich von ihm küssen...

Sie ist so glücklich, daß sie keine Worte findet. Sie ist so glücklich, daß sie alles vergißt. — Sie will einen Augenblick selig sein . . . nur eine Stunde, eine Minute. Denn sie glaubt nicht an das Glück. —

Sie gehen den Weg wieder zurück, jetzt den Fluß hinauf, den Wassern entgegen, die fern aus dem Gebirge kommen, dunkelgelb und schmutzig, — Frühlingsgewässer von dem tauenden Schnee der Berge.

Das kleine Haus liegt wieder vor ihnen, mit seinem roten Ziegeldache, seinen blendend weißen Kalkwänden und den frisch gestrichenen grünen Fensterläden.

Vom Kirchturme her tönt der Klang der Glocke. Die Uhr schlägt . . . Es ist zwei.

Er will gleich zu ihrem Vater, um ihm alles zu sagen. Aber sie wehrt ihm. Er soll warten, wenigstens bis zum Abend. Der Vater ist nicht gut aufgelegt.

Und Hans verspricht es, wie schwer es ihm wird.

Er tritt mit ihr in das Haus ein. Er sitzt ihr bei Tisch gegenüber, und sie sprechen wie gewöhnlich mit einander.

Nur ihre Blicke verraten ihr Geheimnis.

Allein der Amtmann ahnt nichts. Denn Johanna ist still und ruhig wie immer. Nur ihr Gesicht ist schmaler und bleicher, und zuweilen zucken die Lippen, als ob ein innerlicher Schmerz sie quäle.

Sie bezwingt sich, damit die beiden nichts merken.

Endlich ist das Essen vorüber.

Der Vater in seiner grauen Hausjoppe setzt sich in seinen Ruhesessel, stopft sich seine lange Pfeife und setzt die Hornbrille auf, um die Zeitung zu lesen. Aber er ist schläfrig, und als er die Pfeife ausgeraucht hat, lehnt er sich zurück, und bald hält er sein gewohntes Nachmittagsschläfchen.

Die beiden jungen Leute gehn hinaus in den Garten.

Eine zeitlang ruhen sie sich auf einer der Bänke, die hier in die Erde eingerammt sind. Allein es ist noch zu frisch zum längeren sitzen, und so wandern sie im Garten auf und ab, und Hans spricht von seiner Zukunft . . . von seinem Glücke.

Sie hört ihn schweigend an, und lächelt glückselig wie im Traum, aber sie widerspricht ihm nicht.

Dann gehn sie durch das Dorf, hinaus in den er-

wachenden Wald, in dem die Büsche schon mit einem lustigen grünen Kleide bedeckt sind, und wo aus dem dicht mit fauligem Laube bedeckten Boden tausende weißblühender, nickender Anemonen emporblühen, und sich das bescheiden blaue Leberblümchen scheu verkriecht.

Der Sonnenschein flittert durch das kahle Geäst, durch das schwarze Gitterwerk der Stämme und Zweige. Zuweilen raschelt ein Vogel in dem feuchten Laube, und einmal krächzt eine Dohle unheimlich heiser auf dem höchsten Wipfel einer ausgedörrten Eiche.

Allein die beiden hören es kaum.

Hans hat den Arm um ihren Leib gelegt, und so schreiten sie immer tiefer in den Wald hinein.

Das welke Laub rauscht zu ihren Füßen auf.

Dann stoßen sie auf ein altes Mütterchen, das Reiser sucht und ihnen lange nachschaut, bis ihre trüben Augen sie nicht mehr sehen können. . . .

* *
*

Die Sonne neigt sich dem Untergange zu.

Ein leichter, kalter Hauch weht über die Felder.

Frühlingsnebel, der die jungen Blätterknospen vor dem Erfrieren schützt.

In der dunstigen Stube des Wirtshauses sitzt der Schulze, die Arme breit auf den verschnittnen Holztisch gelegt. Ein Gast tritt ein und schlägt die Thür krachend zu.

— n' Abend!

— n' Abend, Hinrich!

— Sall ick 'ne lüttje Lage hebben. . . .

— Rieke! . . .

Das Mädchen, vom Wirte gerufen, setzt den Schnaps und das Weißbier vor den Gast, der seine verknitterte Mütze auf den Tisch gelegt hat und sich mit der braunen schwieligen Hand über das Gesicht gefahren ist.

Draußen knallt ein Fuhrmann mit der Peitsche. Das Mädchen bringt auch ihm einen Schnaps hinaus.

Die beiden Männer haben aus dem Fenster gesehn.

Hans und die Tochter des Amtmanns gehen vorüber.

— Süh! — Is dat nich Amtmanns Hanne un de Forstaksesser? fragt Hinrich.

— Jo, en schönet Paar, wat? —

— Jo—jo! . . . Ick glöv fast, hei will se frieen.

— Dat kann schon sien. . . .

— Ob hei wat davon weet?

— Ick glöv nich. —



— Dat 's aber slimm. ... Seggen möt sei et ja doch.

— Jo. En Geheimnis is et nich.

— Nee! — Töv ... wo lang is dat blot her?

— So'n Johr feir oder fiev möt et all sien.

— Jo, so lang is et. — Nich wohr, et was so 'n verlumpeter Bohnwärter?

— Jo, so'n elenden Kierl. En armet fievtein jöhrigtet Mäken tau öberfallen. Hei kunn doch annere enaug kreegen.

— Ick glöv, hei härr se ook abmurkst, wenn den Schmidt sien Jochen nich just dartaukomen wör.

— Jo — jo — vor't Gericht hat hei dat jo ook taugeben.

— Ick segg blot, wat et nich vor Unminschen givt. T' is ne Schanne!

— Den Kierl hebbet se ja doch ook orntlich innesperrt.

— Jo, averst dat arme Mäken! — Verschimpfiert blievt se doch ehr ganzet Leve lang.

— De wert schon mal en Mann kreegen.

— Glövst du dat? —

— Na jo. Sei kann doch nich dervoor. —

— Ne, dat kann se nich. — Averst wut d u so eine tor Fru nöhmen, segg?

— Dat nu all nich. . .

— Sühst de! . . Ick ook nich. — Aber lied daun kann et einen. So en bravet, hübschet Mäken, und so 'n Unglück. . . .

— Ob de Akfesser se nimmt? —

— Wer weet . . . De Stadtlüe sind ja oft komische Minschen.

— Ut Dörp mot se blot ruut. Anerswo, wo se et nich weeten, kann et jo all ganz gut gahn.

— All de Tid hat kein Minsch mehr wat dervon seggt.

— Nee, — averst jetzt snakt se alle wedder von dat oll Tüg, siet de Akfesser do is.

— Dat 's nu mal nich anners.

— Nee, un dat wird et ook nich. —

— Aber schode is it um de Hanne. —

— Jo — jo, schod' is et all. — Dat 's wahr. . . . Sall ick noch en lüttjen hebben? . . .

* * *

Die Sonne ist blutrot. —

Mit ihrem untern Rande berührt sie schon den fernen Horizont. Eine drohende Feuerkugel scheint sie unbeweglich zu stehen.

Die Spitzen der Bäume zittern im leichten Abendwinde.

Gleich einem Schneefalle wirbeln die tausend Blütenflocken durch die kühle Abendluft. —

Johanna sitzt auf einer Bank hinter dem Hause.

Im Sommer schlingt sich um das Holzgerüst üppig rankendes Weinlaub.

Jetzt sieht man nur leere, zerbrochene Holzsparren und armselige Stangen.

Das junge Mädchen klammert sich mit beiden Händen an die morsche Holzlehne der Bank, und so sitzt sie angstvoll gekrümmt da, die Augen auf die Hände gepreßt, daß die Knöchel ihr in die Augenhöhlen dringen. . . .

Er ist hineingegangen zu ihrem Vater. —

Jetzt ist der Traum zu Ende.

Jetzt kommt das Erwachen. . . .

Und sie lauscht, sie lauscht atemlos; denn sie weiß, wenn er es erfährt, wird er aufschreien, aufschreien, wie

sie selbst es gethan, als ihr zum ersten Male das Bewußtsein gekommen ist von dem, was ihr geschehen.

Sie richtet sich jäh auf und blickt in die blutrote Sonne, starren Auges, bis ihr die Thränen in die Augen treten; aber sie wendet den Blick nicht ab.

Und sie sieht alles wieder . . . wie sie als fünfzehnjähriges Mädchen hinaus in die Felder gegangen war. Und sie sieht wieder das Gesicht des Unmenschen, wie er gleich einem Tiere über sie herstürzte. Vergebens ihr Hilferufen, vergebens all ihre Kraft. — Er hatte sie zu erdrosseln gesucht. Dann waren ihr die Sinne geschwunden und sie wußte von nichts mehr, von gar nichts. — Da war endlich Rettung gekommen. . . .

Aber sie hatte selbst Wochen lang krank gelegen. . . .

Und dann alle jene Scenen vor Gericht, die sie erleben mußte, die ihr, dem Mädchen, nicht erspart bleiben konnten. —

Dann war sie von dem Vater zu Verwandten gebracht nach Süddeutschland. Und eines Tages war ihr die richtige Erkenntnis gekommen durch eine Geschichte, die sie in der Zeitung las. . .

Wie sie über die folgenden Tage weggekommen war,

wußte sie nicht mehr. Endlich hatte sie ihre Ruhe wieder erlangt, und nun forderte sie von ihrem Vater, daß sie in das Dorf zurückkehren durfte.

Sie wollte der Welt trotzen. —

Wie sie zu kämpfen hatte, welche Demütigungen, wie viel versteckte Qual! Aber sie trug den Sieg davon.

Sie hatte anfangs am Leben verzweifelt, dann aber hatte der Trotz sie stark gemacht.

Sie war still geworden, in sich verschlossen, und dabei opferte sie sich für den geringsten im Dorfe. Und alles schien vergessen, denn sie alle liebten sie.

Sie hatte auf das Glück verzichtet. Sie wußte, daß sie kein Anrecht mehr darauf hatte.

Und jetzt —

Es war zu spät. . . .

Sie konnte sich ihr Glück vielleicht mit einer Lüge erkaufen. Warum nicht? . . . Hundert andere thaten es auch.

Sie wollte aufschreien, hineinstürzen in das Haus, ehe der Vater ihm alles gesagt. —

Da hörte sie, wie die Thür des Hauses aufgerissen

wurde, wie die Glocke so grell klingelte . . . blechern, seelenlos — und wie dann die Thür wieder zuschlug. . . .

Sie sank auf die Bank zurück.

Es war wieder alles still. Nur die Schelle der Hausthür glaubte sie noch immer zu hören. —

Es war zu spät. . . .

Sie suchte sich zu erheben, aber sie hatte keine Kraft mehr. Und doch mußte sie alles wissen.

Sie wollte rufen, die Stimme versagte ihr. —

Als der Amtmann in den Garten kam, fand er sie besinnungslos am Boden liegen. —

Er trug sie hinauf in ihr Zimmer. . . .

* * *

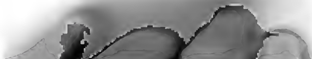
Die Sonne war untergegangen. Graue Dämmerung kroch über die Erde hin.

Im Zimmer droben war es schon dunkel.

Als sie erwachte und den Vater neben sich sah, stieß sie ihn von sich. Sie wollte keinen Menschen sehen.

Sie hatte sich erhoben und an das Fenster gesetzt.

Einförmig grau lag die weite Ebene vor ihr, die fernen Berge verschwanden in Nebel und Dunkel.



Die Nacht brach ein. . . .

Die Sterne blitzten auf, und nun fiel der bleiche Schein des Mondes durch die schleierhafte Nacht.

Sie saß noch immer und lauschte.

Vielleicht kam er doch wieder! . . .

Wenn er sie wirklich liebte, — wenn er sie so liebte, wie sie ihn. . . .

Sie suchte sich mit Hoffnung zu betrügen.

Eine Stunde war vergangen, seit er in das Haus getreten war vor ihren Vater.

Sie hatte ihn nicht gesehn, als er das Haus verlassen; von jenem Augenblicke an hatte sie nichts mehr empfunden.

Die Welt hatte alle Farbe für sie verloren. —

Sie brauchte den Vater nicht zu fragen. Sie wußte alles. Und noch immer gellte ihr das blecherne Geklingel der Thürglocke in den Ohren.

Sie hielt die Hände vor die Ohren . . . aber sie hörte das Geräusch nur deutlicher. Es brachte sie zum Wahnsinn.

Und jetzt mischte sich ein anderes hinein.

Ein Wagen fuhr am Hause vorüber.

Sie brach in die Kniee zusammen und klammerte sich an die Fensterbrüstung.

Sie wußte, daß er es war, der vor ihr floh.

Ihr war, als ob die Räder des Wagens über ihr armes Herz gingen.

Dann hob sie den Kopf mit gewaltsamer Anstrengung.

Sie wollte schreien, ihm nachrufen. Sie wollte hinter ihm herstürzen, sich ihm zu Füßen werfen, ihn anflehen, daß er sie nicht verstoße. Er konnte mit ihr thun, was er wollte . . . wenn sie nur bei ihm bleiben durfte. —

Indessen fuhr der Wagen immer weiter.

Das Geräusch ward leise und leiser. . . . Dann erstarb es, und dann verschwand das Gefährt im Nebel. . . .

Von dem Flusse stieg der Nebel auf. Das Mondlicht lag auf seinen Fluten.

Sie glaubte ihr murmeln und locken zu hören.

Es zog sie hinaus. Dort gab es ein Vergessen.

Sie hatte lange genug gekämpft. Sie hatte keine Kraft mehr. — Sie wollte das Ende. —

Hastig warf sie ein Tuch um die Schultern. — Rasch hinunter, und dann hinab in die kalte Flut.

Leise huscht sie die Treppe hinunter . . . sie tritt in den Garten. . . .

Der Vater! — —

Er steht vor ihr. Er faßt ihre Hände. Sie sieht seine angstvoll bittenden Augen, sie sieht die Thränen darin. Er ruft sie bei ihrem Namen. . . .

Sie kann ihn nicht verlassen.

Sie wirft sich an seine Brust, und jetzt findet sie Thränen. — Sie weint sich aus. . . .

Um seinetwillen muß sie ausharren. —

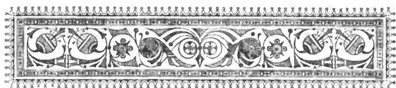
Und fester und fester klammert sie sich an den alten Mann, der mit zitternden Händen über ihr blondes Haar streicht, und immer aufs neue, sie besänftigend, mit herzzerreißender Stimme bittet:

— Mein Kind! — Mein armes . . . armes Kind! . . .



Im Quartier





Wir standen seit Wochen auf französischem Boden.

Drei Nächte hinter einander schon hatten wir im Bivak gelegen, unter strömendem Regen, daß uns buchstäblich das Wasser in den Stiefeln stand.

Es war unmöglich, ein Zelt aufzuschlagen, denn ein heulender Novembersturm jagte über die kahlen Brachfelder hin, und wir hörten ihn in dem Walde, an dessen Rande wir lagerten, sein jauchzendes Zerstörungswerk treiben

Unsere Kräfte waren erschöpft, und das Bataillon wurde in Reserve zurückgehalten, während frische Truppen zwischen unsern Linien hindurch dem Feinde .entgegengeworfen wurden.

Seit mehr als acht Tagen waren wir kaum mehr mit Menschen in Berührung gekommen und hatten nichts anderes zu Gesicht gekriegt, als Uniformen.

Den Tag über hatten wir noch auf freiem Felde zubringen müssen. Erst mit Einbruch der Dunkelheit sollten wir Quartier beziehen, einen Weiler, der eine halbe Stunde vor unserer bisherigen Stellung lag, und um den wir zwei Tage lang erbittert gekämpft hatten.

Der Regen fiel in klatschenden Strömen, und die einzelnen Kompagnien rückten in ihr Lager ab.

Ich war mit meinem Zuge detachiert nach einem, in einem Gehölze fast ganz versteckt gelegnen Gute; wie mir unser Quartiermacher meldete, einem schloßartigen Gebäude, zu dem ich mich mit meinen Leuten sofort auf den Weg machte.

Nach einer guten halben Stunde langten wir vor dem Landhause an. Weder hier noch im ganzen Dorfe war eine Menschenseele zu entdecken.

Ich brachte meine Leute im Erdgeschosse unter, und stieg dann mit meinem übermütigen Fähnrich die Treppen hinauf, weil wir es uns dort oben bequem machen wollten.

Wir fanden droben einen Salon, ein Zimmer mit zwei Betten, das ich dem Fähnrich und dem Vizefeld=

webel anwies, während ich selbst von dem andern Schlafzimmer Besitz ergreifen wollte.

Nachdem ich zuvor noch alle nötigen Anordnungen getroffen hatte, war es unser erstes, an dem von den Leuten in einem Zimmer des Erdgeschosses schnell angemachten prasselnden Feuer unsere steifen Knochen zu wärmen.

Der kleine Fähnrich tanzte vor dem Kamin herum, rieb sich die erfrornen Hände und ließ seine durchweichte Uniform lustig dampfen, während er dabei einem selbstgebrauten starken Grog eifrigst zusprach.

— Herrgott, ist das ein Wetter! schimpfte er, nachdem er mir seine Meldung gemacht. Endlich mal wieder ein bißchen Wärme. Ist hier ganz behaglich. Hoffentlich bleiben wir ein paar Tage liegen. Wenn in diesem verfluchten Neste nur ein Mensch aufzutreiben wäre. Und kein Weib! ... kein Weib! — Es ist schauderhaft. . . .

Als ich lachte, machte er sein ernsthaftestes Gesicht und erwiderte:

— Das wäre alles ganz schön mit dem Kriege; aber ich habe jetzt vier Wochen lang kein Weib zu sehen gekriegt. Unsere Jungens haben zuweilen noch was. Aber

unsereiner kann doch nicht mit so 'ner dreckigen Bauernkröte anbinden. Und dann das Französisch! Wenn ich mal ein Wort verstehe, bin ich ja froh wie ein Stint. Unsere Kerle fragen nicht lange. Zugegriffen — fertig! —

— Ja, lieber Muck, daran müssen Sie sich schon gewöhnen. Wir können doch nicht für Ihre Specialbedürfnisse einen Weibertrain mitführen. — Also bezwingen Sie gefälligst Ihre Gefühle.

— Rührt Sie denn das eigentlich gar nicht? — fragte er ganz naiv.

— Na, ich bin nicht grade von Stein; und finde allerdings, daß gerade die Strapazen und die lange Entbehrung Begierden erzeugen, unter deren Nichterfüllung wir eben insgesamt leiden müssen.... Man muß sich drein finden. . . .

— Verflucht noch mal, mir wäre schließlich eine jede recht. Ich halte das nicht mehr länger aus. . . . Ein Königreich für ein Weib! . . .

— Aber lieber Muck — das wird ja ganz gefährlich. Gehen wir hinauf, man wird bei uns jetzt ein bißchen Ordnung geschafft haben. — Franz! —

— Herrr . . . Leutnant! . . .

— Ist droben alles in Ordnung? —

— Z' Befehl, Herr Leutnant! — 's ist alles da. Da muß mal ein Frauenzimmer gewohnt haben, da oben.

— Na, ich gratuliere, meinte Muck. Da schlafen Sie am Ende in so 'nem keusch jungfräulichen Bette. Das kann nett werden.

Ich mußte lachen über den schweren Seufzer, und wir stiegen die breiten teppichbelegten Treppen hinauf. Es war alles stehn und liegen geblieben, wie es war.

Wir nahmen gemeinsam unser Abendessen. Muck revidierte noch mal. Von zwei Uhr an sollte er wachen und den Feldwebel ablösen. Ich war froh, einmal eine Nacht im warmen Bette schlafen zu können, und ging in mein Zimmer hinüber, wo Franz die beiden vor dem großen Ankleidespiegel stehenden hohen Bronzelampen angezündet hatte, die das Gemach mit leichtverschleiertem Lichte erfüllten.

Schnell die durchweichte Uniform vom Leibe. Wir waren gesichert genug, daß man sich dieses Vergnügen schon gestatten konnte.

Dann sah ich mich im Zimmer und vor allem im Schlafzimmer um.

Franz hatte recht. Eine Dame mußte hier gewohnt haben. Der Duft eines mir fremden, aber sehr angenehmen Parfüms strömte durch das hohe, helle Gemach mit seiner lichten Goldtapete, deren Muster aus kleinen Rosenknospen bestand, die sich aus dem Goldgeschlinge leise abhoben.

Ein dichter Smyrnateppich lag auf dem Parkett. Vor dem breiten, niedern französischen Bette, das von einem blauseidenen Himmel überdacht wurde, lag ein weißes japanisches Ziegenfell.

Und neben diesem weißen Meere lag ein zierlicher roter Pantoffel, umgestürzt, daß die weiße Sohle und der hohe Hacken nach oben lag.

Ich sah mich nach dem anderen um. Er lag fast ganz unter dem Bette, und ich holte ihn hervor. Die Sohle war keine drei Finger breit und kaum so lang wie meine Hand.

Es mußte ein sehr zierlicher Fuß sein, und ich stellte mir dabei unwillkürlich ein schlankes, junges Mädchen vor. — Ich betrachtete den Schuh von allen Seiten und ließ ihn dann wieder fallen.

Ich hatte mich in meinen Mantel eingehüllt und

trat in das Nebenzimmer, ein Boudoir, elegant überladen ausgestattet. In dem grauen Kamine knisterte ein Holzfeuer.

Die Fenstervorhänge waren von Franz überall zugezogen. — —

Vielleicht, daß sich irgendwo das Bild der Besitzerin fand. . .

Ich sah mich um, aber ich entdeckte nichts. Auch nicht auf dem zierlichen Damenschreibtische, der dicht am Fenster stand.

Nur ein paar sehr lange, graue Handschuhe lagen dort, schmal wie für eine Kinderhand, und ein Briefbogen mit einem dicken Klex und dem Anfange: Chère amie, . . .

Steife Buchstaben, eine Pensionatsschrift. —

Einen Augenblick kam mir die Versuchung, den Sekretär genauer zu untersuchen; aber schon im nächsten wies ich eine solche Indiskretion energisch von mir ab.

Ich ging in das Schlafzimmer zurück und wandelte hier eine zeitlang auf und ab.

Diese mädchenhafte Einrichtung kam mir so seltsam

vor, zumal jetzt, wo wir drei Tage lang nicht unter Dach und Fach gewesen waren.

Wenn die Besitzerin ahnen könnte, wer sich jetzt in diesen Räumen aufhielt, die man in hastiger Flucht verlassen haben mußte. —

Dort auf einem Sessel lag ein Haufen weißen Zeuges. Ich trat näher. Es waren ein paar verknitterte gelbseidene Unterröcke, ein verführerisches Gewirr von Spitzen und darunter heraushängend ein schwarzseidener langer Strumpf mit kleinen roten Blümchen in dem feinen Gewebe.

Ich mußte lächeln, als ich dieses Genrebild sah, und zerrte den Strumpf hervor. Er hatte vorn ein ganz kleines Loch, und wie im Übermute konnte ich es nicht lassen, diesen Strumpf über meinen Arm zu ziehen, — er war so lang, daß er bis an meine Schulter reichte — und den kleinen Finger durch das Löchlein zu bohren.

Im nächsten Augenblicke hatte ich ihn herabgerissen. Auf was für Dummheiten man nicht verfiel. — Wenn das jemand sah! —

Und ich ging wieder im Zimmer auf und ab, bis mir ein großer Schrank auffiel, dessen Thür halb geöffnet war.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, einen Blick hineinzuwerfen. Die Garderobe der Besitzerin.

Ehe ich mir recht klar war, was ich that, hatte ich eine der Roben herausgenommen; und es war kein Zweifel mehr für mich, daß hier eine junge Dame geweilt hatte.

Sie mußte ziemlich groß und schlank sein, aber voll entwickelt, das konnte man deutlich genug ersehen.

Ich hing das Kleid wieder fort und versuchte es, mir ein Bild von ihr zu machen.

All diese Intimitäten reizten meine Phantasie.

War sie hübsch? — Sie mochte es wohl sein.

Diese anheimelnde Eleganz, von der wir seit Monaten keine Ahnung mehr hatten, ließ mit Bestimmtheit darauf schließen. Dieser etwas perverse Chic ließ auf die Schönheit einer Weltdame schließen.

Ein eigentümlicher Zauber schien von dem allen auszugehen, ein Gefühl wonniger Behaglichkeit.

Die Gegenstände ringsum empfingen Leben für mich, sie wirkten auf mich, als gehörten sie einem mir bekannten Wesen an.

Als ich im Nebenzimmer die Handschuhe zwischen die Finger nahm, schien es mir, als seien sie eben erst von

einer kleinen schmalen Hand abgestreift, als hafte an ihnen noch der Duft des Lebens.

Und dieses seltsame Parfüm, das die Luft schwängerte. . . .

Ich hatte einen Fensterflügel weit aufgerissen. —

Die Nacht dehnte sich schwarz und schweigend ringsum. Nur in der Ferne loderten ein paar Lagerfeuer blutrot durch den Regen auf.

Und drunten hörte man den gleichmäßigen knirschenden Schritt des Postens, der das Schlößchen umkreiste.

Die kühle Nachtluft hatte mir wohlgethan. Ich sah nach der Uhr. Es war elf. Auf meinen Bize konnte ich mich verlassen. Die Müdigkeit lag mir schwer in allen Gliedern.

Ich wollte mich schläfrig genug niederlegen, als mir der Gedanke kam, daß ich meine zerschlagenen Glieder auf Kissen betten wollte, wo gewiß sonst ein hübscher Mädchenkopf von allem schönen und lieblichen der Erde zu träumen pflegte.

Ich zauderte einen Moment, und als mein Blick auf das etwas zerknitterte Betttuch und die Kissen fiel, auf denen ich noch den Eindruck zu entdecken glaubte, wo die

Schläferin sonst ihr müdes Haupt ausruhte, sah ich ein paar lange blonde Haare, die ich vorsichtig von den schneeweißen Kissen nahm und zum Lichte trug.

Es war das herrlichste Goldhaar, und ich hatte immer eine Passion für goldblondes Haar gehabt. —

Kurz entschlossen löschte ich endlich das Licht im Schlafzimmer und ließ nur die Lampen im Nebenzimmer brennen.

Wie wohlig das war, sich einmal wieder in einem ordentlichen Bette ausstrecken zu können.

Eine angenehme Wärme flutete durch meine erstarrten Glieder.

Wie fein und weich das Leinen war. . . . Und wie ich darüber hinstrich und das Oberbett fester um mich zog, mußte ich wieder an das hübsche Mädchen denken. Ich sah sie vor mir, mit ihrer Schönheit, mit ihrem blonden Haar, und ich sah, wie diese goldenen Fluten sich auf dem Kissen ausbreiten mußten zur Nachtzeit.

Und nun zu denken, daß ich an ihrer Stelle lag.

Ich hatte geglaubt, gleich einschlafen zu können. —

Der feine Duft, der aus den Kissen aufstieg, beirrte

mich; ein seltsames Gemisch von Parfüm und dem Hauche eines jugendfrischen Mädchenleibes.

Es schien ihnen etwas körperliches anzuhaften, als seien erst Minuten verflossen, seit sie verlassen waren. . . .

Einmal war ich im Begriffe, aufzuspringen. Es war wie ein Halbtraum, als sei etwas neben mir, fast gespenstisch und doch blutwarm. . . .

Vom Nebenraume fiel ein feiner Lichtstrahl in das Schlafzimmer und warf seinen Schein gerade auf eines der zierlichen roten Pantöffelchen.

Ich drehte mich herum, aber im nächsten Augenblicke schon warf ich mich wieder auf die andere Seite.

Es war, als gehöre jemand zu diesen kleinen Schuhen, als ständen sie da und harrten auf ihre Besitzerin, die in der Nähe sein mußte; die kommen würde zu mir, der ich sie hier sehnsüchtig in ihren Kissen erwartete. —

Zum Teufel noch einmal! was war denn mit mir? . . . Ich war doch nicht besessen? . . .

Mit einem Fluche sprang ich aus dem Bette und warf die armen Schuhe in die dunkelste Ecke. —

Allein es half nichts. — Ich konnte nicht einschlafen. . . .

Ich blieb auf dem Rücken liegen und horchte auf den Wind und den Regen, der gegen die Scheiben sickerte, ich hörte das rauschen der kahlen Baumzweige und dann das leise zitternde ticken einer Stutzuhr aus dem Salon. —

Im andern Flügel schlief mein Muck wahrscheinlich schon lange den Schlaf des Gerechten.

Wenn ich ihm doch nur das Zimmer gegeben hätte. Der Feldwebel legte sich ja doch erst um zwei Uhr hin, und konnte auch drunten sein Bett finden.

Ich war im Begriff hinüberzugehen, um mit dem Fähnrich zu tauschen; denn ich fühlte, hier würde ich nicht schlafen können. Aber es sah zu dumm aus, und so ließ ich es. Dieser Muck war mit daran schuld, mit seinem elenden Gejammer nach den Weibern! Setzt sich der Kerl hin und seufzt wie ein verliebter Kater und bringt einem erst zum Bewußtsein, woran man sonst kaum gedacht hätte. —

Und dann die Strapazen, die dem Körper eine innere brennende Kraft geben, — und zuletzt noch dieses Schlafzimmer einer jungen Dame, diese elegante, fast frivole Intimität. — Da mochte der Teufel seine Ruhe behalten. . . .

Herrgott, was hätte ich jetzt nicht für das erste beste Weib gegeben; und dabei das Phantasiebild der Inhaberin dieser im Zimmer umherliegenden Dinge wie leibhaftig um sich zu fühlen; diesen jungen Mädchenleib in seiner Lebenswärme sich vorstellen zu müssen, durch jeden Gegenstand an Dinge erinnert zu werden, die — zum Teufel! . . .

Wie oft mußte der Spiegel nicht die Scene wiedergegeben haben, wenn sie langsam ein Stück ihrer Kleidung nach dem andern abwarf, bis sie endlich geschmeidig unter die leichte Decke schlüpfte, die wie eine Bergeslast auf mir lag und mir fast den Atem raubte. —

Die Uhr im Nebenzimmer schlug wieder. Es war Mitternacht vorüber, und noch immer kein Schlaf.

Sollte ich vielleicht aufstehen und in dem Regenwetter eine Ronde machen? — Aber wozu. . . .

Endlich, nach stundenlangem wachen, verfiel ich in einen unruhigen, fieberhaften Halbtraum, aus dem ich wiederholt aufschreckte. . . .

Das Bild, das ich mir von der Inhaberin meines Zimmers gemacht, verließ mich auch nicht im Traume.

Es schien wirklich, als ob ich besessen sei. —

Erst gegen Morgen mußte ich eingeschlafen sein, denn

mein Bursche Franz stand am Bette und weckte mich nicht ohne Anstrengung.

Wir sollten uns um dreiviertel acht mit der Kompagnie vereinigen und vorrücken, da das Bataillon zusammen Quartier beziehen sollte.

Als ich in den Salon eintrat, wo noch die Lampen brannten, und Franz seine Kunst, Kaffee zu kochen, wieder einmal trefflich bewährt hatte, trat mir mein Fähnrich frisch und lustig entgegen, während mir diese schwüle Fiebernacht noch in allen Gliedern steckte.

Während er sich an den Tisch setzte und den Zucker in seinen Mokka warf, sagte er plötzlich:

— Gott sei Dank, daß wir weiter kommen, in ein großes Nest. — Hoffentlich findet man da endlich einmal ein anständiges Weib. . . . — Das ist ja —

— Zum Teufel, Muck, lassen Sie mich mit Ihrer Brunstwut in Ruh! — schnauzte ich ihn an, daß er hastig vom Stuhle auffuhr und ein stramm dienstliches: Zu Befehl, Herr Leutnant! herausplatzte.

Dann mußte ich selbst lachen und wünschte ihm alles nur erdenkliche Glück, dem guten Kerl! . . .

* * *

Woche um Woche war vergangen, daß wir vor Paris gelegen. Endlich hatte sich die Stadt ergeben; ich war mit meiner Kompagnie zur Besetzung eines Forts zurückgeblieben.

Eines Nachmittags ging ich mit einem Kameraden in einer Allee des Bois auf und ab, als wir einem alten Herrn begegneten, der sich auf den Arm einer etwa neunzehnjährigen jungen Dame stützte und langsam auf dem schneebedeckten Wege einen Fuß vor den andern setzte, während ein herrschaftlicher Wagen in einiger Entfernung folgte.

Die Sonne flimmerte durch die schneebedeckten Äste der Bäume, und es ging ein angenehmer Wind, ein Zeichen des herannahenden Frühlings.

Ich sah nach der jungen Dame hinüber, die so vorsorglich sich um den alten Herrn mühte. Sie war groß und schlank, mit einem Gesichte, wie man es in Frankreich selten findet, ruhige Züge von vollendeter Schönheit; nur daß eine gewisse Herbheit des Ausdrucks etwas störte. Das Haar war goldblond, überreich und in einer breiten Flechte um den Kopf gelegt.

— Der Marquis de Rivonne! flüsterte mein Begleiter, während er die Hand grüßend zur Mütze führte.

Der alte Herr blieb stehen und grüßte freundlich ernst wieder, während die junge schlanke Dame den Kopf kaum merklich neigte und eigentlich nur mit den Augen grüßte.

Mir war bei Nennung des Namens — ich hatte mich seinerzeit nach dem Besitzer der Villa, wo ich einquartiert gewesen, wohl erkundigt — und bei dem Anblick des jungen Mädchens das Blut in das Gesicht gestiegen. . . .

Ich hatte Mühe, um nicht zu verraten, wie sehr ich mich schämte. Denn mir standen aufs neue alle Scenen wieder vor Augen, die ich in jener Nacht erlebt hatte; und der Gedanke, was jenes Mädchen empfinden würde, wenn es eine Ahnung von dem allen haben könnte, trieb mir das Blut in die Wangen.

Unwillkürlich griff ich an die Brust, denn ich hatte die gefundenen Goldfäden, in Anwandlung einer seltsamen Laune, mir derzeit aufgehoben. —

Und während mir mein Kamerad erzählte, daß ihre Mutter eine Schwedin und sie mit einem jungen Offizier verlobt sei, der in unsere Gefangenschaft geraten war, sah ich mich noch einmal um, wie sie ihren Vater stützend

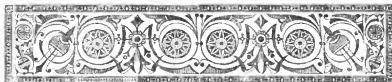
dahinschritt mit hocherhobenem Haupte, stolz und makellos, ohne zu ahnen, welch einen Aufruhr der Empfindung sie unbewußt einmal in meinem Innern erregt hatte. —

Die Goldfäden ihres Haares habe ich in Erinnerung an jene seltsame schwüle Fiebernacht aufbewahrt, — sie selbst habe ich niemals wieder gesehn. . . .



Besuch





Er stand vor dem großen Hause der Yorckstraße und starrte zu der zweiten Etage empor.

Dort wohnte seine Mutter -- seine Mutter, die er nur einmal in seinem Leben gesehen hatte; aber die ihm oft in seinen Träumen erschienen war, wenn er zur Herbstzeit sich nach dem Mittagessen in das geschnittene Korn warf, um sich mit den anderen Arbeitern seine Stunde Ruhe zu gönnen.

Wenn dann die Sonne so grell vom blauen Himmel brannte, und die kleinen braunen Heuschrecken über die frischen Stoppeln hüpften und ihr eintöniges Gezirp durch die Mittagsstille hören ließen; wenn er im Schweiß gebadet, mit dem am Halse aufgeschlagenen blauen Kittel, daß die heiße Luft um seine Brust fließen konnte, ermattet von der Arbeit, umtaumelt von der Hitze, in

Halbträume versank — dann sah er seine Mutter vor sich. . . .

Hie und da hatte er von ihr gehört. Sie schrieb der Frau, die ihn aufzog, und als er schon ein Bursche von sechszehn war, der beim Anblick jeder lachenden Bauerndirne rot wurde, hatte sie noch immer Geld für ihn geschickt, das der alte Pfarrer für ihn sorgsam auf ein Sparkassenbuch eintragen ließ. Denn er brauchte keinen Pfennig, außer dem, was er sich als Knecht verdiente; und so sammelte sich allmählich ein kleines Kapital an, das mit jedem Monate wuchs und ihm die Hoffnung gab, daß er sich eines Tages ein paar Streifen Land kaufen könne oder gar ein Häuschen, das er mit der rastlosen Arbeit seiner fleißigen Hände dann schuldenfrei machen würde.

Die Mädchen im Dorfe wußten, daß Hinrich Wulkow ein kleiner Kapitalist war. Deshalb blitzten sie ihn auch so unternehmungslustig mit ihren frischen Augen an, und zeigten ihm lachend ihre Zähne, und schüttelten im vorbeigehen ihre blonden Zöpfe.

Aber Hinrich fürchtete sich vor ihnen und wurde jedesmal rot, selbst als er nun achtzehn Jahre alt war

und die anderen Burschen ihn mit auf den Tanzboden schleppen wollten. Er dachte zu viel an seine Mutter, die in Berlin wohnte, in dieser großen Stadt, die ihm vorkam wie ein wunderbares Ungeheuer; ein unerreichbar fernes Ziel, nach dem all seine Wünsche trachteten.

Er wußte, daß er eigentlich keinen Vater hatte. Einmal hatte man ihn damit necken wollen.

Wortlos wie ein in Wut geratener Stier war er über den Spötter hergefallen und hatte ihn zu Boden geschlagen; und es hatte der ganzen Autorität des Pfarrers bedurft, daß er wegen dieser Geschichte nicht vor Gericht kam.

Seit jenem Tage wagte es keiner mehr, ein Wort darüber fallen zu lassen.

Er hatte von seiner Mutter, die in letzter Zeit nichts mehr von sich hören ließ, eine seltsame Vorstellung. Er entsann sich ganz dunkel, daß einmal, er mochte acht oder neun Jahre alt gewesen sein, eine feine Dame in das Dorf gekommen war.

Er hatte sich gerade mit einem Jungen gebalgt gehabt, und die Nase blutete ihm, als er zu seiner Pflegemutter gerufen wurde.

Die schöne Dame sah ihn mit angstvoll erschrockenen Augen an, und er wagte es nicht, die Thürschwelle zu überschreiten.

Dann hatte ihn die Alte hervorgezerrt, und er mußte der Dame die Hand geben, und da hatte sie ihr Gesicht in ihr feines Taschentuch, von dem ein Duft ausging, der ihn ganz seltsam berührte, gepreßt und geschluchzt — herzzerreißend. Und er stand dabei und fing endlich auch an zu heulen, und die Alte hatte gezümpfelt und sich immerzu geschneuzt, und als sie eine zeitlang dies Konzert aufgeführt, nahm die Alte den völlig verblüfften und verwirrten an der Schulter und drehte ihn aus der Thür hinaus.

Da stand er nun wieder im Sonnenschein auf der Dorfstraße und starrte das Haus an, und dann drehte er sich um, und als ob der Teufel hinter ihm herreite, war er dem nahen Walde zugestürzt, wo die Schar der Dorfjungen in den raschelnden Büschen nach frischen Haselnüssen suchte.

Später legten sie sich in den ausgetrockneten Chausseegraben hinter die wilden Brombeersträuche, und einige machten Jagd auf Feldmäuse, die zu tausenden hier

ihre Löcher hatten, und für die es eine gute Prämie gab. —

Gegen Abend waren sie auch mit dieser Beschäftigung fertig, und starrten nun den beiden offenen Wagen nach, in denen eine lustige Gesellschaft vornehmer Herren und Damen in lichten Kleidern mit unglaublich großen Blumenhüten und blassen Gesichtern jubelten und sangen.

Die übermütigste und lustigste von allen aber war die Dame gewesen, die Hinrich ein paar Stunden vorher in der dunstigen niederen Küche so bitterlich hatte weinen sehn. —

Als er am Abend, seine Schuhe in der Hand, in seinen Verschlag hinaufsteigen wollte, sagte ihm die Alte barsch wegwerfend, die Dame von heut Nachmittag sei seine Mutter. . . .

Er hatte sie angeglotzt und kein Wort verstanden. Und weil er noch immer nicht weiter ging, sondern sie dumm anstarrte, hatte sie ihm eins hinter die Ohren gewischt, und er war schnuckelnd im Finstern auf seinen raschelnden Strohsack gekrochen und starrte die ganze Nacht durch die Dachsparren in den blassen Mond, ohne doch mehr von all dem zu begreifen.

Seit jenem Tage saß er oft in der Abenddämmerung und träumte, — und er sah immer wieder die Dame in ihrem hellen gelben Kleide, und sah sie im Wagen, wie sie aufrecht stehend den roten Sonnenschirm schwang und jubelte und lachte, — ein frohes helles Gelächter, in das die andern alle einstimmten. —

Allmählich verwischten sich diese Erinnerungen, und nur ein unklares Gefühl blieb zurück, dämmernd schleierhaft. —

Einmal war er im Nachbardorfe in einer katholischen Kirche gewesen und hatte dort ein Madonnenbild gesehen. Seitdem konnte er die beiden Erscheinungen nicht mehr auseinanderhalten, der große weiße Hut verwandelte sich für ihn in den goldenen Strahlenkranz der Himmelskönigin. Die tiefen Augen blickten eben so dunkel, so schwärmerisch dunkel umhaucht.

Und im langen weißwallenden Gewande, über die Sterne hinstreifend, wandelte seine Mutter durch seine unruhigen Träume. —

Dann war eines Tages die Sehnsucht in ihm aufgekeimt, sie wiederzusehen.

Und dieser Gedanke kehrte ihm immer wieder und

erfüllte ihn ganz, so völlig, daß wenn er allein war und er an seine Mutter dachte, ihm die Thränen kamen.

Eines Tages ging er zum Pfarrer und klagte ihm sein Leid. Der versuchte ihn zu trösten und es ihm auszureden. Was wollte er denn in der großen Stadt? Das war nichts für ihn. . . .

Wieder waren Monate vergangen. Der Herbst schüttelte die braunen Blätter von den Bäumen und trieb sie unter dem grauen Himmel hin über die kahlen Stoppelfelder.

Arbeit gab es kaum, und die Langeweile des herannahenden Winters drückte schwer auf allem.

Das war so recht die Zeit, um müßigen Gedanken nachzuhängen.

Eines Tages erklärte Hinrich seinem Bauern, bei dem er als Knecht war, daß er in die Stadt wolle. Auf wie lange denn? — Er wollte erst mal sehen, vorläufig auf acht Tage. — Am folgenden Morgen brach er auf.

Man riet ihm, mit der Eisenbahn zu fahren, aber er hatte kein rechtes Vertrauen dazu; und so ging er über Land, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht uner-

müdlich vor sich hintrabend. Hie und da nahm ihn ein Wagen eine Strecke lang mit.

In einem Dorfe, durch das er kam, schlief er bei einem Knechte, der vor der Thür des Hauses seine Pfeife rauchte und sich auf dem gefrorenen Boden die Beine austrat.

Der Bauer war mit der Bäuerin in der Stadt.

Am folgenden Mittag kam er an die ersten Häuser der Vorstadt.

Bis jetzt hatte er nur immer die gerade Chaussee zu gehen gehabt. Jetzt verlief er sich bald in dem Gewirr der Straßen.

Er fragte, — aber meist erhielt er keine Antwort, oder man schüttelte den Kopf über sein halb unverständliches Platt, mit dem er es nicht verstand, Yorkstraße auch nur annähernd deutlich auszusprechen. —

Die Nacht kam und nun stand er ganz verlassen und verwirrt. All diese Lichter blendeten ihn, der Wirrwar betäubte seine einfachen Sinne, Häuser, Laternen und Menschen schienen ihn zu umtaumeln, daß er sich einmal an eine Mauer stützen mußte und die Augen schloß, um wieder zur Besinnung zu kommen.

Die Wagen jagten an ihm vorüber, die Pferdebahnen durchklingelten die endlosen Straßen, die Menschen drängten und stießen ihn, hie und da wandte sich einer um, und wenn er den tölpelhaften Bauernjungen sah, warf er wohl ein hartes Wort hin, das aber der Lärm verschlang; und wenn es auch an sein Ohr gekommen wäre, — er nahm alles hin, überwältigt von diesem betäubenden Eindrucke, den Berlin auf ihn machte. —

Wie sollte er in diesem Gewühle seine Mutter finden. . . .

Er irrte weiter und kam in einsame Straßen, immer weiter hinauf in den Norden, wo die Stadt sich allmählich wieder in das Land verläuft.

Hier fand er in einem halb verfallenen Wirtshause Unterkunft für die Nacht. Aber er schlief nicht. Er wälzte sich und stöhnte wie im Fieber bis zum Morgen.

Aller Mut war ihm geschwunden. . . .

Am liebsten wäre er schon jetzt umgekehrt.

Aber er mußte seine Mutter einmal sehen. —

Am andern Morgen wanderte er hinaus nach dem Süden. . . . Endlich stand er vor dem Hause, ein hohes graues Gebäude mit einer Unzahl von Fenstern, wie

hundert Augen, in denen die Strahlen der frostigen Dezembersonne spielten. —

Dort wohnte seine Mutter. . . .

Als er noch immer stand und hinaufblickte, ging ein Schutzmann dicht an ihm vorüber und betrachtete ihn forschend von oben bis unten.

Das trieb ihn zum Entschluß, und er trat in das Haus ein. Seine schweren, nägelbeschlagenen Stiefel knirschten auf den bunten Steinfliesen des Hausflurs. Die lustigen nackten Amoretten der Wandflächen kamen ihm wie ein Wunder vor, das ihn erschreckte, aber er faßte sich ein Herz und stieg die teppichbelegte Treppe hinauf.

In der zweiten Etage machte er Halt.

Dort auf dem Messingschilde stand sein Name. Er buchstabierte jeden Buchstaben, dann atmete er tief auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn und pochte mit seiner derben Faust gegen das braune Getäfel der hohen Thür.

Erst als er zum zweiten Male gepocht hatte, kam ein junges Dienstmädchen, das die Thür wütend aufriß,

und ehe er ein Wort sagen konnte, ihn anfuhr, weshalb er nicht klingele . . . ob er verrückt sei? . . .

Er guckte nach dem weißen Knopfe, auf den sie wies, und stotterte dann etwas. —

Die gnädige Frau sei noch nicht auf, wurde ihm mit einem spöttischen Blicke erwidert, und dann schlug man ihm die Thür vor der Nase zu. —

Ein paar Minuten blieb er noch stehn, ob sich die Thür nicht wieder öffnen werde. Als aber alles still blieb, schlich er sich hinunter und sah zu den Fenstern hinauf. —

Es war kalt, und die Füße fingen an ihn zu frieren. Er entschloß sich, nach einer Stunde wiederzukommen, und nun lief er durch die Straßen, ohne zu wissen wohin, und so kam er zum Kreuzberg.

Oben auf den Stufen des Denkmals setzte er sich, und blickte auf diese ungeheure schwarze Häusermasse zu seinen Füßen, wie der schwarze Qualm der Kamine schwer darüber hinstrich, wie die breiten Goldkreuze der Kirchen und der goldene Engel der Siegessäule in der Sonne glitzerten, und wie einzelne gewaltige Kuppeln sich wölbten



oder die tonnenartigen Glashallen der Bahnhöfe aus dem Häusermeere wie Inseln aufragten.

Ein scharfer prickelnder Wind kam von der Hochebene her. Aber er blieb ruhig sitzen.

Als er lange genug gewartet hatte, stieg er den Hang wieder hinunter.

Es war Mittag vorbei, als er wieder vor dem Hause stand. Diesmal klingelte er an der Thür.

Erst beim dritten Mal kam jemand. Es war ein anderes Mädchen als zuerst.

Als sie ihn fragte, was er wolle, wußte er ihr nichts zu antworten. — Was sie der gnädigen Frau denn melden solle? — Er wußte es nicht. — Gnädige Frau hätten übrigens jetzt Besuch. Sie wolle es sagen, und er möge in einer Stunde wiederkommen.

Zum zweiten Male verließ er das Haus und trostloser als zuvor irrte er umher, jetzt von nagendem Hunger gepeinigt. Und doch wußte er, daß er keinen Bissen hinunterbringen würde. Erst mußte er seine Mutter gesehen haben. —

Es war Nachmittag geworden. Der Himmel hatte sich verschleiert. Weiße, streifige Wolken zogen sich über

das blau und hingen ihre grauen Schleierfetzen vor die kalte Sonnenscheibe.

Ihm war der Mut gesunken und eine ganze Weile schon hockte er auf der Treppe vor der Thür und wartete, daß sich drinnen etwas regen sollte.

Endlich hörte er Schritte, Thüren wurden geschlagen, ein paar unverständliche Rufe und dann lautes lachen

Er erhob sich und stand vor dem Knopfe der Glocke.

Endlich drückte er seinen breiten zerrissenen Daumen darauf. Der scharfe Metallton vibrierte durch die Stille. Dann kam das Mädchen. —

— Der Mann ist wieder da, gnädige Frau!

Und auf dem Korridor steht ein Herr im grauen Spitzbarte, der den Cylinder schon auf dem Kopfe hat, und einer Dame in den schweren grauen Pelz hilft, die sich unwillig nach der Störung umsieht.

Dann erblickte sie ihn, und er starrt sie an und fragt sich immer wieder, ob sie das wohl sein könne: diese Dame mit dem goldblonden Haar, dem blutleeren weißgepuderten Gesichte und den etwas scharfen, grauen Augen unter den schwarzen Brauen, die sich unmutig zusammenziehen.

Er stammelt etwas. Das soll heißen: Ich bin Hinrich Wulkow! aber niemand versteht es. — Die Zofe kichert und die Dame lacht. Denn der Herr muß eine Bemerkung gemacht haben, wahrscheinlich über ihn.

Und nun steht er da in einer Ecke und wagt es nicht, den Mund aufzuthun.

Die Dame fragt, was der aufdringliche Mensch denn eigentlich will. . . .

Dann flüstert der Herr mit ihr und sie nickt ihm freundlich zu, und im hinausgehen wirft der Herr ihm ein Geldstück in die Mütze, die er krampfhaft zwischen den Händen hält. Dann rauschen die beiden an ihm vorüber, die Treppe hinunter. —

Hinrich kommt zur Besinnung und fragt das Mädchen, wer die Dame gewesen. — Dann stürzt er die Treppe hinunter und kommt vor das Haus, gerade als die Pferde des Wagens anziehen, den er schon bei seinem kommen dort bemerkt hat.

Er sieht nur noch die nickende Feder von dem Hute der Dame und den glänzenden Cylinder, dann biegt der Wagen um die nächste Straßenecke. . . .

Da steht er nun mitten auf der Straße und starrt dem Wagen nach.

Plötzlich fühlt er das Geldstück kalt zwischen seinen Fingern. Sie haben ihm ein Geschenk gegeben, wie einem Bettler. . . .

Langsam gleitet die Münze zwischen seinen Fingern durch und klirrt auf das Pflaster.

Ein Wagen kommt, mit Mauersteinen schwer beladen, und er muß weiter gehen.

Er geht immer weiter. —

Die Dämmerung bricht ein. Der Himmel hat sich umzogen, und mit einmal flockt es weiß herab, zarte Federflocken, die immer größer, immer zahlreicher werden, immer toller durcheinander wirbeln. —

Dann kommt die Nacht, und das Schneegestöber wird immer wilder.

Und in dem Taumel der Schneefedern taumelt er durch das Unwetter. So kommt er unter die Linden, mitten in die Fluten des elektrischen Lichtes, das von den weißen, zwischen den kahlen Zweigen der Bäume schwebenden Monden der Bogenlampen herabfließt.

Die Wagen hasten aneinander vorbei, die Menschen fluten trotz des Schnees hin und her.

Ein Wagen fährt hart an ihm vorbei, den er kennt, den er schon einmal gesehen hat. Er windet sich durch die Menschenmasse, denn die Equipage fährt langsam, weil eine Droschke, aus der zwei Herren aussteigen, gerade vor ihr am Straßenrande hält.

Er kann durch die Scheiben sehn, — nur einen flüchtigen Augenblick, — aber er hat den Herrn und die Dame daneben erkannt.

Der Wagen setzt sich wieder in Trab.

Es liegt Hinrich so schwer in den Gliedern.

Er hat sie wiedergesehn. — Und nun faßt ihn ein brennender Wunsch: er muß sie sehen — muß sie sprechen. —

Er fängt an zu laufen, auf dem Straßendamme, hinter dem Wagen her.

Ein Schutzmann sieht sich nach ihm um.

Auf dem Trottoir bleiben ein paar Leute stehn und sehen ihm nach, aber der Schnee stäubt zu dicht nieder. —

Er ist in ständiger Gefahr, von den Rädern erfaßt

zu werden. Weit vor sich sieht er den Wagen, der immer schneller enteilt.

Er strengt alle Kraft an, ihm zu folgen, er achtet nicht mehr auf das, was um ihn her vorgeht.

Immer näher kommt er ihm. Bald hat er ihn erreicht — da gleitet er auf dem schlickrigen Boden aus. Er taumelt auf — vorwärts, — dann stürzt er wieder hin. —

— Hee! — ruft ein Droschkenkutscher und reißt mit krampfhafter Anstrengung seinen abgetriebenen Gaul herum, der erschreckt zur Seite gewichen ist, um den niederstürzenden nicht zu treten.

Einen Augenblick bleibt er liegen. Ein Schutzmann eilt auf ihn zu und hilft ihm unsanft beim aufstehn.

— Nur ein Betrunkener! . . . und die Menge drängt weiter.

Der Schutzmann sieht, daß der Bursche nicht betrunken ist. — Ein Bauer, der von der Großstadt verwirrt ist.

Er fragt ihn, wohin er will. Der Bursche nennt ängstlich seine Heimat. Wo ist das? — Ah so auf der Straße nach Landsberg — dort zum Alexanderplatz muß er. —

Eine zeitlang bleibt er an eine der nackten schwarzästigen Linden gelehnt. Sein Knie schmerzt ihn. Er

ist schmutzig, an seinen Händen klebt der schmelzende Schneeschlamm.

Dann kriecht er weiter, die Linden hin, immer geradeaus, ohne an etwas denken zu können.

Vor der Oper hat er einen Augenblick gehalten und gesehn, wie die Equipagen vorfahren, die Diener den Schlag öffnen, und in dichte Pelze gehüllte vornehme Damen aus den Wagen steigen und unter das Schutzdach eilen, — Damen, die eben so aussehen, wie die Frau, die seine Mutter sein soll.

Vielleicht ist auch sie in dem großen Hause drin. Aber was soll er, was will er von ihr, die ihn nicht mehr kennt, die an ihm vorübergegangen ist, ohne auch nur einen Blick nach ihm zu werfen.

Er geht weiter über die Brücke, am Schloß vorüber, am Rathaus, über den Alexanderplatz. —

Die Straßen werden immer einsamer. Die Laternen stehen weiter von einander. Es wird dunkler um ihn. Das Schneewetter geht zu Ende und hört bald ganz auf.

Es ist leer um ihn. Kein Haus mehr, nur die verschneite schnurgerade Chaussee, die in die Nacht hineinführt, und in der Ferne vereinzelte schwache Lichtpunkte.

Er humpelt weiter über den feinen Schnee, der nur eben die Erde bedeckt. Das Knie schmerzt ihn, und ermattet, vor Hunger, vor Anstrengung, Müdigkeit und Trauer hockt er sich auf einen am Wege liegenden Steinhaufen nieder, empfindungslos gegen die nasse Kälte dieser spitzen, eckigen Steine.

Er blickt den Weg zurück, den er gekommen ist . . . dort . . . weit, weit hinter ihm liegt die Stadt. . . . Er kann sie erkennen an dem roten Scheine, der wie Bluthauch, wie das glühen einer fernen Feuersbrunst sich über den Nachthimmel ausbreitet, gespensterhaft wie feuriger Nebel. —

Um ihn her ist es totenstill. — Kein Laut, kein Schrei. . . . Nur die Steine regen sich kollernd unter seiner Last, sobald er sich rührt.

Und er starrt auf diesen seltsamen Blutdunst hin, der ihn mit Entsetzen erfüllt. Von dort kommt er . . . dort hat er etwas suchen wollen. . . . Was nur . . . was? —

Was hatte ihn fortgezogen; was hat ihn in die große Stadt getrieben? — Er weiß es nicht mehr . . .

Ihm ist zu Mute, als müsse er sich in den kalten

Schnee werfen, um das alles nicht mehr sehen zu müssen, was heute an seinen Augen vorübergezogen ist.

Er fühlt sich mit einem Male so elend allein, so toteneinsam, so ganz von Gott und der Welt verlassen.

Und von seinen Lippen bricht unbewußt wie ein Naturlaut jener Schrei, der dem Menschen kommt in der höchsten Not, jener Ruf nach dem einzigen Wesen, dessen uneigennützige Liebe ihm immer verwehrt geblieben war, — wie voller Verzweiflung streckt er die Arme in die Schneeluft, und schreit es hinaus in fürchterlicher Angst:

— Mutter! ... Mutter! ...

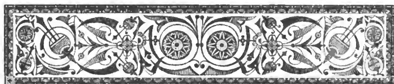
Aber nichts antwortet ihm. Nur die schwarze sternlose Nacht ist über ihm, und das schweigen des einsamen Feldes umgiebt ihn ...

Dann wird er still, und sitzt und brütet vor sich hin, in sich hinein schluchzend, mit jenem ungewissen Gefühle, etwas verloren zu haben, das er nie besessen, — mit dem dämmernden Bewußtsein, daß der schöne Traum von einer Mutter, die ihr Kind mit offnen Armen jubelnd empfangen werde ... jener Traum, der sein ganzes Leben ausgemacht hatte, für immer zu Ende geträumt ist. — — —



Im Moor





Ein müder Sommerabend. —

Die Heide träumt im letzten Strahle der sinkenden Sonne.

Von dem braunen Boden steigt betäubender Duft auf. Es zittert heiß über dem Moore, und die Sonne stirbt.

Die Nacht kommt. — —

Die Schafe blöken im Stalle des einsamen Heidehäuschens. —

Ringsum Garten und ein wenig Feld. Kartoffel- und Buchweizenacker.

Weiter hin liegen ein paar Findlinge, riesige Granitblöcke im gelben Sande, den nur einzelne kurze Grasbüschel durchbrochen haben. — —

Drüben zieht sich der Wald hin, ein Gewirr von ver-

krüppelten Tannen, Birken, Erlen; hie und da saftige Buchenhaine mit blumigen Matten.

Überall dichtes Unterholz. —

Aus dem Walde treten zwei — ein Mann und ein Mädchen.

Er hält den Leib des Mädchens umschlungen. Sie ist jung, kaum siebzehn Jahre. Sie ist schön; nur die Augen blicken so seltsam, nicht offen und treuherzig. Wie ein Geheimnis liegt es darin.

Sie gehen auf das Haus zu.

Neben den langen Gräben, in denen sich das schmutzige Wasser fängt, liegt gestochener schwarzer Torf aufgeschichtet. Sie lassen sich nieder, und der Mann spricht. Er redet leise in sie hinein.

Es muß was trauriges sein. — Das Mädchen lehnt sich an ihn und umschlingt seinen Hals, und sie küssen sich.

Dann stehen sie auf. Das Mädchen wirft sich an seine Brust. Es ist ein Abschied, wenn auch nur für kurze Zeit. Der Mann muß in die Stadt auf drei Wochen zum Militär.

Er ist ein Bauernsohn und sie die Tochter des Köthners, des armen Torfstechers. Er küßt sie noch ein=

mal und sucht nach ihren Augen, aber sie schlägt den Blick zu Boden.

Dann läßt er sie, und sie geht langsam dem Hause zu. Noch ein paarmal bückt sie sich, um eine blühende Heideblume zu pflücken. Dann tritt sie in den leicht-umzäunten Garten ein. Eine Kuh brüllt ihr aus der halbgeöffneten Stallthür entgegen, und die Schafe stoßen ihren scharfen, blökenden Schrei aus.

Sie tritt in das Haus. Unter der Thür wendet sie sich noch einmal um. Sie glaubt in der Ferne eine Gestalt zu erkennen.

Aber sie winkt nicht. — —

Die Stimme der Mutter ruft sie. . . .

Es ist dunkel geworden, und das Öllämpchen schimmert fahl aus dem einen Fenster.

Der Mann ist stehn geblieben und hat dem Mädchen nachgeschaut, wie es langsam fortgegangen ist.

Er will sie zurückrufen, doch wozu?

Sie haben ihm gesagt, sie sei es nicht wert, daß er so an ihr hänge und dem Vater trotze.

Er hört nicht auf sie, die das sagen, denn er liebt das Mädchen.

Sie ist schön; auch in den beschmutzten, dunklen Kleidern, an denen die Spuren des Moores sich finden. Denn sie muß den Torf graben, eine mühselige, schmutzige Arbeit.

Der Mann sieht ihr noch immer nach. Es ist so dunkel geworden, daß er sie kaum noch erkennen kann, als sie in die Hütte tritt.

Jetzt ist sie verschwunden. —

Es ist Nacht. —

Über der Heide lagert totenhafte Ruhe. Kein Wind regt sich, kein Laut klingt auf, kein Vogel streift vorüber.

Die Heide schläft. — — — — — — — — — —

* * *

— — Aus dem Neumonde ist Vollmond geworden.

Der Mann kehrt zurück. Den ganzen Tag ist er gereist. Zu Hause hat er von der Stadt erzählt und hat dann zu Abend gegessen. Dann ist er hinaufgegangen, um sich schlafen zu legen.

Er hat gesagt, er sei müde. Auch die Alten legen sich schlafen.

Noch einmal werden alle Laden nachgesehen und die Thürklinken gerüttelt, dann wird es still im Hause. . . .

Stille im Hause! — Draußen aber braust der Sturm durch die Nacht. Bald liegt die neblige Heide im tiefschwarzen Dunkel, bald im grellen Strahle des Mondes, der aus den wehenden Nebeln phantastische Gebilde formt. Die Nebel steigen aus dem Boden und wollen sich über die Erde lagern, aber der Sturm kommt und zerfetzt das luftige Gewebe und treibt das leichte Gewölk vor sich her.

Die schwarzen Wolken drängen sich am Himmel zu Hauf, wie Schafe bei einem Gewitter. . . . Wenn sie sich der vollen Scheibe des Mondes nähern, scheinen sie zu zerflattern, der Mond scheint sie aufzulösen.

Die dunklen mächtigen Wolkenwände lassen keinen Strahl durch. An den Rändern nur kann man es sehen, daß sie den Mond bedecken. Da schimmert es gelb und blau auf. —

Und der Sturm singt sein Lied. — —

In dem großen Bauernhofe knarrt ein Fenster.

Hat der Wind einen Laden losgerissen? —

Jetzt ist es ganz finster. . . .

Horch! ein knistern und jetzt ein kratzen an einer Kalkwand. —

Vielleicht Diebe! — Doch die Hunde sind still.

Jetzt huscht eine Gestalt durch die Hecke und birgt sich hinter einer Holzstiege, denn das weite, baumleere Moor liegt im hellen Mondlicht da; der Sturm hat den Nebel fortgetrieben, nur über dem struppigen Heidekraut liegt es schneeweiß, daß der Fuß durch Gewölk zu schreiten scheint. — Jetzt schiebt es sich schwarz über die Ebene. Eine Wolke hat den Mond verschlungen. —

Ein Mann jagt über die Heide, als ob ihn der Sturmwind verfolge, als ob er mit den Wolken um die Wette laufen wolle.

Es geht an dem Walde vorbei, jenseits erst bleibt er aufatmend stehn.

Dort liegt die Hütte des Torfbauern, vom Nebelgewölk umraucht, vom Liede des Sturmwinds umheult.

Drei Wochen sind vergangen, seit der Mann an dieser selben Stelle stand und Abschied nahm. Jetzt gilt sein erster Gang dem einsamen Häuschen.

Er geht auf dasselbe zu. Hinter dem Stalle duckt er sich. Er muß um das Haus herum. Das Mädchen schläft hinten.

Er will sie heute noch sehn, noch sprechen. . . . Der Sturm hat sich eine Weile gelegt. Die Nebel wallen

zitternd hin und her, und die Mondesscheibe ist verdeckt.

Er tritt näher. In der Hand hält er ein Häufchen Sand. Er will die Körner an das Kammerfenster werfen, damit sie erwache. —

Jetzt stockt sein Fuß.

Vor ihm raschelt etwas, aber er vermag nichts zu erkennen. Nacht und Nebel sind zu dicht.

Jetzt sieht er: es ist ein Mann! — Kommt außer ihm noch einer hierher? — Sein Blut siedet auf.

Er geht weiter, vorsichtig . . . aber ein dürrer Ast des aufgeschichteten Brennholzes knackt laut unter seinem Fuße. Droben schlägt ein Fenster an.

Jetzt sieht er eine weiße Gestalt sich herauslehnen. Das Mädchen, das sich niederbeugt, um zu sehen, wer da draußen sei.

Da schrickt er zusammen.

— Gute Nacht, Franz! flüstert es leise herab.

Er erschrickt. —

Der Mann dort winkt hinauf. Dort steht eine Leiter, nur wenig beiseite geschoben.

Und plötzlich hat er begriffen: Ein anderer neben ihm! —

Dort tappt er vorsichtig der Hecke zu.

Der Sturm heult mit einmal, als wolle er das Häuschen dem Erdboden gleich machen. Aber durch das Getöse klingen Laute verzweiflungsvoller Wut. Das aufgeschichtete Holz bricht kollernd zusammen. . . .

Dort an der Hecke ringen zwei lautlos. — Die Hunde schlagen mit Gebelfer an. — Das Mädchen ist mit einem Schrei vom Fenster verschwunden. Sie stürzt aus dem Hause. Die offene Thür schlägt im Winde hin und her, als wolle sie zersplittern.

Ein Todesschrei gellt durch den Nebel, dann wird es ganz still. — — —

Die Hunde sind ausgebrochen. Aber ihr bellen dauert nicht lange. Mit eingekniffenem Schwanze kriechen sie um einen am Boden liegenden Menschen. Eine Blutlache umgiebt ihn. Über ihn beugt sich ein anderer Mann.

Jetzt springt er auf, und die Axt, die — er weiß nicht wie — ihm in die Hand gekommen, gleitet aus seinen Fingern.

Das Mädchen steht vor ihm. Ein Mondstrahl huscht über die drei Gestalten. Das Mädchen hat in dem

sterbenden den Mann erkannt, dem sie eben das gute Nacht zugerufen hat, sie stürzt sich über ihn, Franz! rufend.

Dem anderen zuckt die Hand: fast möchte er die Waffe von neuem erheben, um das Weib auch niederzuschlagen.

Da regt es sich im Hause. . . .

Lichter nähern sich. — Er sieht um sich, plötzlich begreift er.

Mit einem wilden Satze ist er über die niedere Hecke gesprungen, und wieder jagt er über die Heide, pfeilschnell. Doch diesmal verfolgt ihn der Mord. Hinter sich hört er das heulen der ihm nachsetzenden Hunde. Aber sie können seiner Spur nicht folgen. Der Nebel ist zu dicht. Sie schnüffeln ratlos am feuchten Boden hin und stoßen langgezogene Klagelaute aus. Die schlagen dem gehetzten an das Ohr. Der Sturm trägt sie ihm zu.

Er glaubt die Verfolger dicht hinter sich, wenn auch die Stimmen der Hunde allmählich leiser werden und dann ganz verstummen. — Jetzt rauscht der Wald vor ihm auf, in dem der Sturm sich verfängt. Mit mächtigen

Armen teilt er die Büsche; und die feuchten Zweige schlagen rauschend hinter ihm zusammen.

— — — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Es ist Nacht. — — —

Aber die Nacht eines dumpfen Kerkers. Man hat den Mörder gefangen und in die Stadt gebracht. — Eine kleine, düstere Zelle, groß genug, um langsam darin zu ersticken. Ein Fenster, so klein und mit so starken Eisenstäben vergittert, daß selbst am Tage das Licht nur schwer einzudringen wagt. Von draußen hört man das Geräusch des wogenden Lebens. Wagen fahren vorbei, Fußgänger drängen sich an den hohen Mauern hin, denn das Untersuchungsgefängnis liegt mitten in der großen Stadt.

Er hört das lärmen und das rollen der Fuhrwerke und sieht Licht zu sich heraufschimmern, schwach und ersterbend.

Er ist gefangen, und hinter diesen Mauern soll er seine Tage verbringen, endlose Jahre. Er wird nur als Toter hinausgebracht werden.

Und wenn man ihn begnadigen wird, dann ist er doch ein müder Greis mit kraftlosen Armen.

Er denkt an seine weite, freie Heide. An die jubelnden Lerchen, an die weidenden Schafe; und der narkotische Duft des Moorlandes umweht ihn.

Er blickt um sich. —

Enge feuchte Mauern. — Ein hartes Lager und kärgliche Nahrung. . . .

Und er setzt sich auf das eiserne Bett und denkt an das Mädchen, und wilder Groll schwellt seine Brust. Zorn und Abscheu empören sich in ihm.

Er kann die That nicht bereuen. —

Das Mädchen hätte mit sterben müssen. . . .

Wie sie ihn gehetzt haben, wie er sich im Dunkel der Wälder verkrochen hat; nicht als sei er ein Mensch, sondern ein wildes Tier! Und dann — als er gehört, daß sie, die er geliebt, gegen ihn sich erhoben hatte!

Seine Schuld wurde erst durch ihre Aussagen bekräftigt, und es mußte ihr Wonne bereitet haben, ihn so dem Henker überliefern zu können. Es schüttelt ihn, wenn er daran denkt, wie sie ihn verraten.

Und nun die jahrelange, grauenvolle Buße für seine Rache! . . .

Er steht auf und blickt aus dem kleinen Fensterloche.

Da drunten ist die Freiheit, das Leben, — hier ewige Gefangenschaft und Tod!

Er rüttelt an den Eisenstäben, aber sie spotten seiner Kraft.

Und gebrochen sinkt er zusammen. —

Dann reißt er mit vieler Mühe die Decke seines Lagers in Streifen und knüpft sie sorgsam zusammen. Seine Hände zittern ein wenig, aber er zwingt sich zur Ruhe. . . .

Und eifrig arbeitet er an seinem Werke, die Streifen fest zusammendrehend, daß sie nicht zerreißen können. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Als man am grauen Morgen in seine Zelle tritt, um ihn zur Arbeit zu holen, finden sie ihn tot.

Er hat sich erhängt. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Raben krächzen um das einsame Heidehaus, und an dem Fenster sitzt ein bleiches Mädchen und starrt in das schlafende Moor hinaus — und schrickt zusammen, jedesmal wenn die schwarzen Totenvögel ihren krächzenden Schrei ausstoßen.

Sie blickt glanzlosen Auges in die Ferne, wo sich

die Heide in dem grau der Wolken allmählich verliert. —

Heute ist die Nachricht hierher gedrungen, daß er sich erhängt hat im Kerker. . . .

Sie schauert zusammen und blickt reglos hinaus in das feuchte braune Heideland. . .

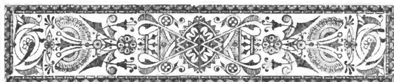
Und die dampfende Heide schläft weiter. — —

Die Raben krächzen . . . und langsam schieben sich graue trübe Regenwolken über das sumpfige Moor. . . .



Ein Bekenntnis





Warum hat Any Ottwyl eigentlich nicht geheiratet? — fragte der Ingenieur und sah sich fragend in dem kleinen Kreise um, der an dem Wirtstische zusammengewürfelt war.

Der Doktor zuckte leicht mit den Achseln, der alte Pfarrer nahm bedächtig einen Schluck Wein, und schaute dann gen Himmel. . . .

Ich wußte nicht, wer Any Ottwyl war, und sah zu Gustav Merklin hinüber, der wie geistesabwesend auf das rot und weiß gewürfelte Tischtuch starrte.

— Irgend einen Grund muß sie doch gehabt haben, fuhr der Ingenieur sinnend fort. — Ein Mädchen, hübsch, jung, gescheit und — reich. Und dabei hat sie alle abgewiesen. — Entsinnen Sie sich noch des jungen deutschen Doktors, der sich in unseren Bergen wieder kräftigen

wollte? Man sah ihn täglich mit Fräulein Any. Endlich schien der Rechte gekommen zu sein. — Eines Tages aber packte er seine Koffer und reiste ab. Ich sehe ihn noch, wie er in den Wagen stieg, bleicher als zuvor. . . . Gesunder ist er nicht von uns weggegangen. Er wird sich auch einen Korb geholt haben. — Na ja! — Weshalb soll ich es verschweigen? . . . Mir ist es nicht besser ergangen. Ich habe mal geglaubt, Any Ottwyl sehe mich gern, und da hielt ich um sie an, und mit den schönsten Versicherungen aufrichtiger Freundschaft erhielt ich wie alle anderen ein Nein! — Ich wollte den Grund wissen. Sie konnte mir keinen angeben. Sie bat mich, nicht in sie zu dringen. . . . Sie hege die herzlichste Freundschaft für mich, . . . aber sie könne mich nicht lieben. . . . Vielleicht könne sie überhaupt nicht lieben, wolle sich auch gar nicht verheiraten. — Sie wolle bei ihrer Mutter bleiben. —

— Jaja, nickte der Doktor und strich sich mit der fettigen Hand vorsichtig über das arg gelichtete Haar. . . . Es war ein seltsames Mädchen. Wie gern hätte ihre Mutter gesehen, daß sie sich verheiratete. Aber nein! — Sie lachte uns alle aus. Als dann die Jahre vergingen

und sie vierundzwanzig war, behauptete sie immer noch, sie sei zu jung zum heiraten. Da hat es einmal eine heftige Scene gegeben, aber von ihrem Entschlusse war sie nicht abzubringen. Dann fing sie an, die Schule einzurichten . . . sie wollte etwas thun, und welch einen Segen hat sie nicht durch ihre Wirksamkeit überall verbreitet.

— Davon habe eigentlich nur ich den rechten Begriff, nahm der Pfarrer das Wort. Nur war sie mir, der ich gewiß nicht so engherzig bin, doch als Frau zu freigeistig. — Sie ist viel, viel zu früh für uns alle gestorben. Erst sechsunddreißig alt. — Und nun sind bald vierzehn Tage darüber hingegangen. . . . Ich habe sie gekannt schon als ganz kleines Mädchen von sieben Jahren. Es war ein reizendes Kind. — Ich habe mir oft genug den Kopf zerbrochen, weshalb sie nicht geheiratet hat. Es hätte eine prächtige Frau werden müssen. . . .

Gustav Merklin schwieg noch immer.

Er selbst war es gewesen, der von seiner Schwägerin zu sprechen begonnen hatte; denn das war Any Ottwyl gewesen, wie mir der Doktor auf meine Frage zugeflüstert, und wie ich schon nach den ersten Worten mir gedacht

hatte, da ich wußte, daß dem Freunde kürzlich eine nahe Verwandte gestorben war. —

Wir hatten uns zufällig in dem kleinen Schweizer Städtchen getroffen und wollten nun ein paar Tage zusammenbleiben.

Er war recht alt geworden. Sein Haar wurde schon grau, und er war mit den Jahren still geworden, sehr still, — er, der in der Jugend stets einer der lebhaftesten gewesen war. —

Das Gespräch über Any Ottwyl nahm ein Ende. — Es war erst zehn Uhr vorbei, als Gustav sich erhob. Man wollte ihn noch nicht gehen lassen. Allein er erklärte, sich nicht ganz wohl zu befinden, und wir brachen auf. —

Die Nacht war wundersam weich und warm. Ein leichter flüsternder Wind raschelte leise in den hängenden Zweigen der schlafenden Bäume, und ein frischer Nebelhauch strich vom See herauf.

— Bist du sehr müde? fragte mich Gustav.

— Keineswegs. — Ich wunderte mich, daß du schon aufbrechen wolltest.

— So laß uns noch einen Spaziergang am See

machen. Es wird mir gut thun, denn mir ist sehr dumpf und schwer im Kopfe. . . .

Wir schritten durch das kleine stille Dorf, zwischen den die niederen Häuser umgebenden Gärten hin.

Kein Laut regte sich, kein Lichtschimmer drang mehr aus den Fenstern. Alles lag schon in tiefem Schlafe.

Wir stiegen den leichten Wiesenhang zum See hinunter und schlugen den schmalen Weg ein, der hart am Wasser hin um den See führte. —

Der Himmel war tiefblau und sternenklar, und all die tausend Lichtpunkte spiegelten sich deutlich in der dunklen Tiefe wieder. Zuweilen zitterte ein leises kräuseln wie ein leichtes nervöses frösteln über die glatte Wasserfläche, daß die Tupfen der Sternbilder ineinander rannen, und nun ein breiter Lichtschimmer über den schmalen Kämmen der kleinen Wellchen zu liegen schien.

Dann wieder zeichneten sich die Berge mit ihren gigantischen Schatten scharf im See ab, schwarz und gewaltig; und zwischen den Bergen hing die ruhige Scheibe des vollen Mondes, an dem zuweilen eine feine, durchsichtig weiße Wolke vorüberschwebte, daß sich ihre nebelhaften Ränder regenbogenfarbig umsäumten.

Traumhaft lag es über dem Thalkessel. An den näher liegenden Hängen zogen sich weiße Schleier leicht brauenden Nebels hin, vom See aufsteigend und im Mondlichte wieder zerfließend. —

Schweigend gingen wir neben einander. Ich dachte an Any Ottwyl und suchte vergeblich mir ein Bild von ihr zu machen. Wenn sie wirklich so schön und lebenslustig gewesen, — weshalb war sie dann einsam gestorben? . . . Unglückliche Liebe konnte nach dem, was ich von ihr gehört hatte, nicht gut schuld daran sein.

Auch Gustav Merklin schien nachzusinnen.

Plötzlich wandte er sich zu mir, legte den Arm in den meinen, und stehen bleibend, während er mich fest ansah, sagte er ernst und ruhig:

— Willst du mich einmal anhören? — Ich habe dir eine Geschichte zu erzählen, — eine Geschichte, die ich schon lange mit mir herumtrage, und von der niemand etwas weiß, außer einer, die jetzt tot ist. — Vielleicht wird es besser, wenn ich sie jemandem erzähle. Gerade in der letzten Zeit hat es sehr schwer auf mir gelegen. Ich muß mir diese Last vom Herzen wälzen. — Du weißt ja, ich bin sonst kein Grübler. Ich fürchte mich

auch nicht vor vergangenen Dingen und lege an die Handlungen der Menschen nicht den Maßstab der Schuld im gemeinen Sinne. . . . Aber zuweilen bekommen alte, schwarze Gedanken Macht über einen, und ich bin zu alt geworden, um sie mir wegzutrinken oder wegzuscherzen. — Willst du anhören, was ich dir zu erzählen habe? — Ob du besser von mir denken wirst, weiß ich nicht, . . . aber vielleicht findest auch du die Entschuldigung, die ich selbst gefunden habe, in mir selbst. — Willst du? —

Ich nickte mit dem Kopfe, und Gustav Merklin begann zu erzählen:

— Zwanzig Jahre sind nun darüber hingegangen. Du weißt, ich nahm das Leben nicht allzu ernst. Ich that meine Pflicht und suchte der Welt die besten Seiten abzugewinnen. Das wurde anders, als ich meine Examina hinter mir hatte und — es war in München — ein junges Mädchen kennen lernte, das mich derart zu fesseln wußte, daß ich all meine Absichten eines fröhlichen Junggesellenlebens über Bord warf. . . . Ich liebte Grete Ottwyl, wie ich sie noch jetzt liebe. — Wir sind sehr glücklich miteinander geworden, — ganz glücklich. Unsere Kinder sind unser Stolz und unsere Freude — und so

ist eben alles zusammen gekommen, um mich jenes Ereignis vergessen zu lassen, das beinah all mein Glück zerstört hätte. . . .

Ich hatte Grete Ottwyl bei ihren Verwandten kennen gelernt. Drei Monate fast war ich unschlüssig, dann kam die Erklärung, ohne daß ich selbst recht weiß: wie. — Grete, die damals einundzwanzig war, — ich war um vier Jahre älter, — wollte alles von dem Spruche der Mutter abhängig machen; und so entschloß ich mich eines Tages, meiner zukünftigen Frau Mutter in der Schweiz einen Besuch abzustatten.

Ich kam an und wurde auf das herzlichste empfangen. Die alte Frau gefiel mir eben so gut, wie ich ihr zu gefallen schien. —

Ich hatte im Gasthause absteigen wollen, allein dem widersetzte sich Frau Ottwyl ganz energisch.

Meine Einwände wurden rundweg abgeschlagen, und ich mußte als Gast in das Haus kommen. Wir wollten uns ja kennen lernen. Im Wirtshaus würde ich es so wie so keine drei Tage aushalten. —

Das Häuschen stößt dicht an den See. Du siehst es dort auf der Landzunge liegen. Man übersieht von der

Terrasse aus die ganze Gebirgskette. Die wunderbare Schönheit der Gegend kommt dort voll zur Geltung — und ich, der ich von der Schweiz noch so gut wie nichts kannte, war entzückt und stand voll und ganz unter dem Zauber dieser Naturschönheiten.

Mein Besuch war vorläufig auf vierzehn Tage festgesetzt. Früher wollte man mich nicht fortlassen.

Ich hatte darauf gerechnet, spätestens nach einer Woche wieder zu entfliehen, um zu meiner Grete zurückzukommen, allein — ich blieb. . . .

Ich blieb . . . und blieb gern. —

Zu Haus bei der Mutter war Grete's um drei Jahre jüngere Schwester, Any.

Ich fand Grete in ihr wieder, im Glanze ihrer Augen, in dem lichten Schimmer des Haares, in den feinen geschmeidigen Bewegungen, mit denen sie durch den Garten schlüpfte, in dieser seltsam frauenhaften Zurückhaltung, die sie zu Zeiten überkam.

Und doch war sie eine ganz andere. Ein tolles, ausgelassenes Kind, das hineinjubelte in die Welt, das seine Haare im Winde flattern ließ, und im Übermute aufjauchzte wie eine Bacchantin. —

Grete war immer so still, ernst und gesetzt. Eine frauenhafte Scheu und Zurückhaltung lag über all ihrem Thun.

Auch bei Any brach diese Scheu zuweilen durch, wie ein Rückschlag zu ihrer schrankenlosen Ausgelassenheit. —

Vor dem kleinen, aus zwei Stockwerken bestehenden Hause befindet sich ein kleiner Zier- und Blumengarten, an den sich dann eine Wiese und ein Obstgarten schließt, der sich an einem Hange bis hinab zum Seespiegel zieht.

Zur Bewachung des Hauses hatten die beiden Frauen, die mit ihrem Hausmädchen allein waren, eine große Dogge, ein Tier, das erst nach einigen Tagen Freundschaft mit mir schloß, nachdem es mich lange mißtrauisch umschnobert hatte.

Any hatte den Hund Tell getauft, und es gab für sie kein größeres Vergnügen, als sich mit ihm im Garten unter den Obstbäumen herumzuhetzen.

Jetzt, wo ich da war, mußte ich seine Stelle teilweise vertreten. Ohne gefragt zu werden, mußte ich mit Any haschen oder Ballfangen spielen.

Was sollten wir auch viel beginnen in dem kleinen stillen Städtchen? . . . Wir tollten im Garten umher

wie die Kinder, machten lange Spaziergänge am See, oder auch kleinere Partieen in die Umgegend, von Tell begleitet, oder wir fuhren hinaus auf den See. . . .

Zauberhaft schweigsame Kahnfahrten in der Dämmerung. Von den Bergen senken sich die schwarzen Schleier der Nacht herab. Die Sternpunkte werden immer heller. Und ringsum totenhaftes schweigen. Zuweilen klingt aus dem Dunkel vom Ufer her der leise Gesang eines halbverschlafenen Vogels oder der verhallende Ton einer rufenden Menschenstimme.

Sonst ist nur das murmelnde rauschen der Wellen um das Boot und das leise klatschen der sich in das Wasser tauchenden Ruder hörbar. . . .

Dann zog ich die Ruder ein und ließ uns treiben.

Any saß am Steuer und blickte hinaus über den See, traumverloren. . . . Keiner sprach ein Wort. —

Ich mußte zu ihr hinüberschauen, deren Umrisse in der Dunkelheit fast verschwammen; und ich fühlte, wie ich dem Zauber unterlag, den sie auf mich ausübte, vor allem in diesen Dämmerstunden, in denen meine Sinne wie von einem Schleier umhüllt schienen.

Nie war ich mit Grete so allein gewesen. Mit Any

war ich stundenlang, — halbe Tage lang ganz allein. Ich fand in ihr das Wesen der Schwester wieder — und fand noch mehr, weit mehr in ihr.

Und ich fing an, nachzugrübeln.

War Grete nicht doch vielleicht zu ernst für mich? Paßte nicht Any, mit ihrer Lebhaftigkeit, besser zu mir? . . . Ich legte mir diese Frage immer aufs neue vor, um mich stets mit den schlagendsten Gründen zu widerlegen.

Ich liebte Grete, aber ich vermochte es nicht, mich dem Zauber, den Any's Wesen auf mich übte, zu entziehen. — —

Ich war nun bald vierzehn Tage dort und dachte nicht daran, fortzugehen. Täglich schrieb ich an Grete. Ich sehnte mich nach ihr. Allein der Reiz der Gegenwart war mächtiger. —

Eines Tages bemerkte ich, daß sich Any's Benehmen mir gegenüber änderte. Sie wurde zurückhaltender und wich mir aus. Wie etwas selbstverständliches hatten wir uns vom ersten Tage an geduzt.

Jetzt kamen Augenblicke, wo sie mit dem Du zu stocken

schien. Sie lief nicht mehr wie ein übermütiges Kind davon, und rief mir zu, sie einzuholen.

Die anfängliche Unbefangenheit, die zwischen uns geherrscht hatte, verflüchtigte sich mehr und mehr.

Wenn sie mir jetzt die Hand gab, glaubte ich zuweilen ein leises Zucken in ihren schlanken Fingern zu spüren.

Sie wurde unruhig und nervös unzufrieden. Zuweilen war ihr trotz des besten Willens nichts recht zu machen. Sie wurde launisch und eigenwillig.

Einmal, als wir von Grete sprachen, zu der sie sonst wie zu einem Ideal aufgeschaut hatte, warf sie ein paar bitterscharfe Bemerkungen über die ältere Schwester hin, die mich so empörten, daß ich es ihr heftig verwies. Sie fing an zu weinen, ohne daß ich wußte, weshalb. Ich verstand sie nicht mehr.

In meiner Blindheit übersah ich das naheliegendste. —

Die etwas kränkelnde Mutter mit dem Hausmädchen schliefen drunten.

Any hatte ihre Zimmer über dem der Mutter.

Auch mein Zimmer lag im ersten Stock. Man hatte es nicht für nötig gefunden, eine Änderung eintreten zu lassen. —

Es war am dritten oder vierten Tage gewesen, als ich, weil wir an dem Morgen Freundschaft geschlossen hatten, Any zur guten Nacht küßte, wie ich das von meiner Schwester her gewöhnt war.

Seitdem war es zwischen uns ein berechtigtes, still-schweigendes Übereinkommen gewesen.

Mit einmal hörte das auf. Any wußte stets eine Gelegenheit zu finden, damit wir nicht zusammen hinaufgingen. Sie wich mir aus, sie, die vorher ohne Zieren mich geküßt hatte.

Sie entwich mir, und suchte mir mit Spott zu wehren.

Das ärgerte mich, und wir standen eine kurze Zeit auf etwas gespanntem Fuße. Wir neckten uns, um den kleinen Ärger auf beiden Seiten zu verbergen. —

Eines Tages fand ich sie im Garten dicht am See auf einer kleinen vorspringenden Insel einsam sitzen, wo unter dichtem Ligustergebüsch eine Bank verborgen war.

Ein Buch lag aufgeschlagen in ihrem Schoße. Sie las nicht darin. Ihre Blicke schweiften über den See, als suchten sie ein unerreichbares Ziel in der Ferne.

Ich blieb stehn und betrachtete sie. Sie regte sich nicht. Zuweilen zuckte es um ihre Lippen, und sie fuhr

sich mit der Hand über das Gesicht, über Stirn und Augen, langsam schläfrig.

Ich wagte nicht, sie in ihrer Träumerei zu stören und schlich leise wieder fort, aber ich vergaß das Bild nicht. —

Sie war wie verwandelt. Das übermütige Kind war verschwunden. Der Ausdruck ihres Gesichtes war ein ernster und strenger geworden.

Sie schien gewachsen und stärker geworden zu sein. Wie über Nacht war das gekommen. In all ihren Bewegungen war sie jetzt voll und abgerundet, so sicher und selbstbewußt.

Der Mutter schien diese Veränderung völlig zu entgehen. Sie war sorglos in ihrem Vertrauen; war ich selbst es doch auch nur allzusehr.

Zwei Tage später fand ich bei der Rückkunft von einem Morgenspaziergang Any auf meinem Zimmer, das das Hausmädchen nie betrat. Any oder die Mutter besorgten alles, — die erste Pflicht der Gastfreundschaft hierzulande.

Die Morgensonne schien lachend in die geöffneten Fenster, durch die Blumenstöcke in das kleine schmucke

Zimmer. Die Thür stand halboffen. — Die Laufteppiche dämpften meine Schritte. . . .

Any saß vor dem Tische, auf dem mein und Grete's Bilder standen. Das Staubtuch war zur Erde gefallen, es lag neben ihrem Stuhle.

Sie saß vor dem Tische, hatte die Arme auf den Tisch gelegt, das Gesicht auf die Hände gepreßt, und ich hörte deutlich, wie sie schluchzte.

Sie hob den Kopf etwas, fuhr sich über die Augen und weinte dann weiter.

Vorsichtig trat ich in das Zimmer ein.

Sie regte sich nicht, bis ich hinter ihr stand.

Ich legte ihr leise die Hand auf die Schulter. Sie schrak zusammen und starrte mich entsetzt an.

— Any, sagte ich, du weinst. . . . Aber Kind, was ist denn? Was giebt es denn zu weinen? — Darf ich es nicht wissen. . . .

Sie blieb noch immer sitzen und starrte vor sich hin.

— Bin ich dein Freund nicht mehr, Any, daß du mir etwas verheimlichst? —

Sie stand auf und fuhr sich mit dem Rücken der Hand über die Augen.

— Es ist nichts. — Laß mich! sagte sie.

— Nein, Any, du hast etwas. Bitte sag mir, was dir fehlt. —

Sie schüttelte traurig mit dem Kopfe und wollte fort.

Allein ich ließ sie nicht. Ich bat sie mit den innigsten Worten, mir ihr Leid zu vertrauen.

Ich hatte sie bei den Armen gefaßt und hielt sie fest.

Sie wollte sich losringen, allein ich ließ sie nicht, bis sie plötzlich in haltloses schluchzen ausbrach und an meiner Brust lag.

Ich hob ihr Gesicht zu mir empor und küßte ihr die Thränen von den Augen.

Sie drängte sich an mich, und ihre Finger krampften sich in meine Kleider, während ich sie küßte, nicht mehr die Augen allein, die Wangen, die Lippen, den Hals.

Ich fühlte dieses bebende junge Mädchen in meinen Armen, und es kam wie ein unsinniger Taumel über mich. Ich faßte sie fest und fester und küßte sie, die sich vergebens wehrte, mit jener Haltlosigkeit, die uns zuweilen wie eine plötzliche Trunkenheit überkommt.

Sie stemmte sich gegen mich, sie suchte mir ihr Gesicht zu entziehen. Ich küßte sie, wohin meine Lippen trafen,

ohne zu wissen, was ich that, bis sie sich an mir herab gleiten ließ und so meinen Armen entschlüpfte. . . .

Ich wartete, daß sie wiederkommen sollte.

Mein Zimmer war erst halb aufgeräumt. Alles lag noch umher. — Ich setzte mich an das Fenster und wartete.

Sie kam nicht. — Ich wollte sie um Verzeihung bitten. Ich hatte ja nicht gewußt, was ich gethan. Ich war meiner im Augenblicke nicht mehr Herr gewesen.

Und sie selbst — hatte sie sich denn nicht in meinen Armen fast hingegeben, sich an mich geschmiegt, daß ich mich nicht mehr halten konnte. . . .

Ich wartete zwei Stunden, allein sie kam nicht. Ich suchte sie im Garten, im Hause . . . sie war nicht zu finden.

Erst bei Tisch trat sie mir wieder entgegen. —

Sie war sehr bleich, und man sah es ihren Augen an, daß sie geweint hatte.

Die Mutter merkte nichts. —

Nur als Any kaum etwas aß, fragte sie.

Sie sei nicht ganz wohl. — Sie zitterte ein wenig und wich meinen Blicken aus.

Wenn ich sie anredete, antwortete sie ruhig, aber von selbst sagte sie nichts. — —

Und nun begann zwischen uns beiden eine Jagd, eine fortwährende Nachstellung. Ich wollte ihr eine Erklärung geben, sie um Entschuldigung bitten, um jene Scene zu verwischen, die in meinem Gedächtnis wie ein todeswürdiger Frevel brannte. —

Sie floh vor mir. Es war unmöglich, sie auch nur einen Augenblick allein zu treffen. Jede nur erdenkliche List wandte sie an, um mir zu entgehen.

Es war eine atemlose Hetzjagd, die uns beiden das Blut schneller durch die Adern trieb, ein jagen und fliehen, das uns nicht zur Ruhe kommen ließ.

Die Angst stand in ihren Augen, die Angst, als solle jene Scene sich erneuern.

Und ich wollte doch nichts, als ihre Verzeihung erflehen. . . . Es war unmöglich. —

Der Tag verstrich, ohne daß ich auch nur ein Wort über den Vorfall des Morgens hatte sagen können.

Der Abend brach herein. Sie schützte Kopfweh vor und wich nicht aus der Nähe der Mutter. Als diese das Zimmer verließ, flüchtete auch sie sich.

Sie ging früh hinauf, während ich noch bleiben mußte. Auch ich folgte bald, indem ich Müdigkeit vorschützte.

Es war mäuschenstill im Hause. Als ich vorsichtig hinaufging, sah ich durch die Spalte ihrer Thür schwachen Lichtschimmer. Eine Stufe knarrte unter meinen Tritten, und das Licht erlosch sofort. — Ich klopfte leise an ihre Thür.

— Any! rief ich, Any! . . .

Nichts regte sich. — Ich fing an zu bitten.

Und dann hörte ich, wie sich vorsichtig leise der Schlüssel im Schloß drehte.

Sie schloß zum zweiten Male um. —

Ich hörte das leise rascheln ihres Kleides und glaubte ihr Atmen zu vernehmen.

Sie stand an der anderen Seite der Thür.

Ich fing an zu sprechen, leise, mehr als flüsternd. Ich wollte mich entschuldigen, und ich wußte, ich sprach sinnloses Zeug.

Ich rief sie wiederholt beim Namen.

Sie regte sich nicht. Alles blieb mäuschenstill.

Ich bat und beschwor sie, mir zu sagen, daß sie mir vergeben habe. —

Kein Wort, nicht der geringste Laut.

Und doch wußte ich, daß sie jenseits der Thür sich befand, daß sie den Atem anhielt, um sich mir nicht zu verraten. . . .

Endlich gab ich den Versuch auf und ging in mein Zimmer hinüber. Aber ich fand keinen Schlaf.

Ich zündete die Lampe an und versuchte zu lesen. Die Buchstaben verwirrten sich vor meinen Augen, und ich schlug das Buch wieder zu. Ich sah zum Fenster hinaus. Die Nacht verlockte mich.

Flüchtig kleidete ich mich an und tastete mich in den Garten hinab. Tell, die Dogge, fuhr auf mich ein, doch sie beruhigte sich sofort wieder, als sie mich erkannte.

Ich schritt langsam im Garten auf und ab.

Vor Any's Fenster blieb ich stehen. Mir schien, als habe sich droben etwas bewegt.

Allein nur der Wiederschein des Mondes spiegelte sich in den Scheiben.

Ich starrte lange zu dem Fenster empor. Dann ging

ich zum See hinunter, von der Dogge gefolgt, als wolle sie mich bewachen.

Die Nacht war schwül, wie gewitterschwanger.

Der betäubende Sommerduft der blühenden Bäume strich durch die Nacht.

Ich war wie im Fieber. . . .

Nur vom See her wehte es kühl herauf.

Sein stilles dunkles Wasser, auf dem der breite Schein des Mondes so besänftigend lag, lockte mich. Ich warf die Kleider ab und schwamm weit hinaus in den See, bis meine Kräfte zu ermatten drohten, und ich dem Ufer wieder zustreben mußte.

Das Bad hatte mich erfrischt und mein fieberheißes Blut abgekühlt, daß ich bald und fest einschlief. —

Am folgenden Morgen fing das Hetzen von neuem an. Wie ein armes, vom Jäger verfolgtes Reh flüchtete Any vor mir. . . .

Am Nachmittag traf ich sie im Garten. Die Mutter schlief. Rings war alles still.

Die Sonne zitterte über den narkotisch duftenden Kräutern der Wiese. Nur die Insekten summten durch die dicke, schwüle, trockene Luft; und hie und da taumelte

ein Schmetterling von Blume zu Blume, wie trunken vom Sonnenlichte.

Ich traf Any im Garten, wo man nichts mehr vom Hause sah, — dort, wo sie jüngst auf der versteckten Bank sich ihren Träumen hingegeben hatte.

Sie wollte mir entfliehen, allein ich war schneller als sie, und wie in früherer Zeit beim haschen, eilte ich hinter ihr her und holte sie ein.

Als ich sie am Arm hielt, rief sie plötzlich: Tell! — Tell! . . .

Ich hatte sie mit beiden Armen gefaßt, daß sie sich nicht losringen konnte.

Als sie nach dem Hunde rief, ließ ich sie etwas los und sagte:

— Wozu rufst du den Hund? —

Ich mußte lachen über ihre sinnlose Furcht.

Sie hob den Kopf zu mir, ohne mehr einen Versuch zu machen, sich zu befreien, und fing an zu lachen.

Ich hielt sie vor mir, daß ihr Gesicht fast an meiner Schulter lag und meine beiden Arme sie umfingen. Sie blickte zu mir auf, während ihr Kopf sich nach hinten bog, als wolle sie ihr Gesicht von dem meinen entfernen.

Ich blickte ihr lachend in die Augen.

— Du fürchtest dich wirklich vor mir? . .

Sie blickte mich an und lachte, während ihre Augen mich flohen.

— Nicht im geringsten!

— Warum fliehst du denn vor mir?

— Weil . . . weil . . .

Ich beugte mich etwas über sie, und sie legte sich zurück, daß sie in meinem rechten Arm hing, ihr ganzer Körper an den meinen hingegossen.

In ihrem Gesichte mischte sich Lachen und Furcht. Ein seltsames Feuer flackerte in den Augen. Die Pupille zuckte ein wenig. Und ich schaute nur immer in die Tiefe dieser grauen Augen.

Ich hatte vergessen, was ich ihr sagen wollte, ich fühlte jetzt nur den betäubenden Wiesenduft uns umwehen, ich hörte das summen der Insekten, fühlte den Pulsschlag ihres Blutes, diese auf mich überströmende Wärme, und ich zog sie fester an mich.

Sie hatte die Augen fest geschlossen, es sah aus, als ob sie mich verschmitzt anlächele.

Ihre frischen, vollen roten Lippen waren halb geöffnet,

daß man die kleinen scharfen Zähne deutlich sah. — Ich fing an, sie zu zählen.

Und plötzlich beugte ich mich nieder, und mein Mund hatte diese geöffneten Lippen gefunden, daß die Zähne aneinander klirrten.

Ihr Leib bäumte sich in meinen Armen, aber mein Mund ließ den ihren nicht in einem wahnsinnigen, endlosen Kusse.

Ich hielt ihren Arm fest, daß sie sich nicht befreien konnte, und wieder küßte ich sie, wie am Morgen zuvor so sinnlos.

Es war eine Raserei, wie ich sie an mir selbst noch nicht gekannt hatte.

Ich fühlte den ungestümen Gegendruck ihrer Lippen, wie ihr Leib sich mir zu entringen suchte, und sich doch anschmiegte, als gehöre er mir.

Sie brach in den Knieen zusammen, und fast wäre ich mit ihr zu Boden gestürzt.

Ihre Augen waren geschlossen, die Lippen halb geöffnet.

Als sie ins wanken kam, schien sie wieder zu sich zu kommen.

Ehe ich es hindern konnte, stemmte sie mich zurück,

und mit der geballten kleinen Faust mich ins Gesicht schlagend, entrang sie sich mir, und mitten durch das Gebüsch eilte sie dem Hause zu, ehe ich recht wußte, wie das alles gekommen war. —

Ich hatte sie um Verzeihung bitten wollen, und jetzt standen die Dinge schlimmer als zuvor.

In meinem Blute lag eine nicht zu bezähmende Gier, diesen jungen Mädchenleib an mich zu ziehen, an mich zu pressen, und sollte ich tausendmal darüber zu Grunde gehen.

Sie hatte mir nicht wehe gethan, als sie mich geschlagen, aber ich war ärgerlich geworden, daß sie mir widerstand. Ich wollte ihren Eigenwillen brechen. . .

Und jetzt verfolgte ich sie wirklich. —

Sie war für mich die verbotene Frucht geworden.

Ich dachte mir nicht viel dabei. Ich vergaß keinen Augenblick, daß es die Schwester meiner Braut war, aber diese, wie ich mir sagte, kindliche Prüderie, dieser erwachende Trotz reizte mich, ihn zu brechen.

Mir schien es ein harmloses Spiel, das die Nerven erregte, ein Spiel ohne jede Gefahr, — unter den Augen der Mutter. . . .

Seit sie sich meinen Küssen entzog, war mir jeder Kuß ein Reiz, nach dem meine Sinne begehrten.

Ich suchte sie zu haschen, sie zu umfassen — wenn ich sie im Garten traf . . . im Hause . . . wenn die Mutter einen Augenblick das Zimmer verließ. Ich traf sie auf der Treppe, und ich küßte sie trotz all ihres sträubens.

Ich wußte ja, daß sie gleichsam in meiner Gewalt war. Es war ein stillschweigendes ringen, lautlos, mit keuchendem Atem, ein fortwährendes versteckenspielen und überrumpeln.

Ich sah, wie es Any erregte, und in ihrer fieberhaften Aufregung schien sie mir schöner als je. Sie wurde für für mich begehrenswert.

Es war wie ein fortwährender Rausch, den man vor jedem Auge verheimlichen muß, und der ausbricht, wenn niemand in der Nähe ist, der uns beobachten kann.

Es gab Stunden, wo ich Grete völlig vergessen hatte, wo ich nur an Any dachte. — —

Die beiden Schwestern waren mir fast eins geworden, und die Zuneigung für Grete übertrug ich auf die jüngere.

Wie es in Any's Innerem aussah, daran dachte ich

nicht. Damals hatte ich keine Ahnung davon. Ich machte mir auch keine Gedanken darüber.

Es war für mich ein aufregendes, lustiges Spiel eine Abwechslung in dem einförmigen Leben, das ich nun schon bald drei Wochen lang führte. —

Jetzt kann ich mir denken, was das arme Mädchen gelitten haben mag, — allzu spät erkannte ich es.

Damals hatte ich kein Gefühl dafür. — —

Meine Zeit ging zu Ende. Ich mußte nach München zurück. Allein zuvor hatte ich noch eine kleine Reise zu unternehmen.

In drei Tagen wollte ich zurück sein und dann am folgenden Tage die Schweiz verlassen. —

Über Any war eine peinigende Unruhe gekommen.

Sie selbst gab die Veranlassung zu jenem versteckten ringen, das zwischen uns beiden stattfand.

Sie forderte mich geradezu heraus, obgleich ich das Spiel nun zu Ende sein lassen wollte.

Es schien, als ob dieses aufregende Hetzen ein Lebensbedürfnis für sie geworden sei.

Als ich fortging, war sie sehr erregt. Sollte ich doch nur mehr einen Tag bei meiner Rückkehr bei ihnen bleiben.

Ich nahm sehr ruhigen Abschied.

Als ich Any küßte, glaubte ich, sie würde zusammenbrechen, so erschauerte sie. — —

Ich kam mit meiner Angelegenheit schneller zu Ende, als ich dachte. Der rasche Abschluß war gut gefeiert worden, und ich war nicht ganz nüchtern geblieben.

Ich suchte schnell zurückzukommen. Spät in der Nacht langte ich vor dem kleinen Häuschen an.

Alles lag schon im tiefsten Schlafe, selbst der Hund regte sich nicht. —

Es war eine stille Nacht wie die heutige. Der See lag so ruhig und eben da, wie jetzt. —

Wie friedlich und besänftigend doch die Natur ist. In ihr allein finden wir Ruhe für alles, was uns einmal geängstigt hat, in ihr so sehr wie an dem Herzen eines geliebten Weibes. . . .

Komm, laß uns hier Platz nehmen. Es ist so schön hier. . . .

Wie sich die Sterne in den dunklen Wassern wiederspiegeln, ein Bild des menschlichen Lebens.

Wer weiß, was alles unter diesen Wassern verborgen

liegt. Wer weiß, welches Leid oft in der Seele des Menschen ruht. —

Wir ließen uns auf die Bank nieder, die auf einer in den See vorspringenden felsigen Halbinsel gelegen war.

Alte breitästige Bäume wölbten ihre dichten Zweige über uns, durch deren Geblatt die Sterne schimmerten.

Eine kleine weiße Wolke zog an der vollen Scheibe des Mondes vorüber.

Die kleinen Strandwellen des im Mondlichte schlafenden Sees murrten an das kiesige Ufer, zitternde Silberstreifen auf dem feinen Gestein bildend.

In der Nähe raschelte im Busche ein verschlafener Vogel. Ein kalter Lufthauch wie ein zitterndes frösteln strich über die Seefläche.

Dann verfiel die Natur wieder in schweigen. —

Und ich sah jene Scenen, die mir der Freund weiter schilderte, sich vor meinen Augen abspielen. Aber ich sah mehr als er. Ich durchlebte sie mit dem jungen Mädchen.

Wie allmählich die Liebe in ihr erwachte, das Blut aus dem jungfräulichen Schlafe aufgerüttelt wurde.

Was ihm nur Spiel war für sie lebenswahre Angst, jenes sehnende zittern, die hingebende Flucht vor der Gewalt des Mannes.

Was mußte sie empfunden haben bei seinen Küssen, bei seinen Verfolgungen; wie mußten ihre Nächte gewesen sein, wo sie ihn Wand an Wand neben sich wußte, ihn den sie liebte. . . .

Er selbst hatte in ihre Liebe das Gift der Sinnlichkeit geflößt, er hatte die Begierde wach geküßt.

Und dabei die Heimlichkeit vor der Mutter, die Gefahr, der stete Gedanke, daß er der Schwester gehörte.

Wie es dem Gaste gegenüber Sitte war, mußte sie für sein Zimmer sorgen. Es war nicht möglich, daß sie es dem Mädchen überließ.

Dieses gesunde Kind der Natur, machtlos all diesen verführerischen Einflüssen gegenüber.

Und er begriff es nicht. Er trieb das Spiel, wie er es nannte, weiter.

Er brachte ihr Blut zum sieden, die keinen Halt fand, die alles stumm mit sich selbst auskämpfen mußte.

Was für Gedanken mochten sie überschlichen haben, wenn sie in seinem Zimmer seine Sachen aufräumte.

Diese brutale Intimität, in die sie hineingezwungen wurde, eine Intimität, die sonst jedem jungen Mädchen fern gehalten wird, und die ihr hier von der Sitte der Gastfreundschaft wie eine brennende Qual auferlegt wurde.

Wie sollte sie diesem ersten Sturme der Sinnlichkeit widerstehen!

Und als er für die kurze Zeit fortging, wie mochte es da mit ihren Gedanken gewesen sein! . . .

Wenn er zurückkehrte, dann sah sie ihn zum letzten Male. Es gab keine Hoffnung für sie.

Er gehörte der Schwester. Sie konnte doch nicht mit der Schwester um ihn ringen, die mit ihm verlobt war. Und sie mußte schweigend dulden.

Wie mochte sie ihre Nächte durchweint und durchwacht haben.

Und jene Nächte, da er nicht mehr mit unter dem Dache schlief! — Bis dahin war das Angstgefühl nicht von ihr gewichen. Jetzt kam das Gefühl der Einsamkeit über sie, das Bewußtsein der Trostlosigkeit ihres künftigen Lebens, wenn er erst ganz fort war.

Die Furcht der Einsamkeit mußte sie überkommen

haben. Es hatte sie nicht mehr in den Kissen geduldet in jener Nacht, von der er mir jetzt erzählte.

Sie war aufgesprungen von ihrem Lager, und hatte sich hinüber geschlichen in sein Zimmer, um noch einmal sein Bild zu sehen, sein Bild, das dort neben dem der Schwester stand, die sie so haßte, wie sie ihn liebte.

Wie oft mochte sie das Bild schon geküßt haben. Ihn durfte sie nicht küssen, sich nicht von ihm küssen lassen — denn er gehörte der Schwester.

Sie war hinübergehuscht in sein Zimmer, zitternd und fröstelnd. Er war ja weit fort. —

Es hatte ihr keine Ruhe gelassen. Sie gehorchte wie unter einem Zwange. Zum erstenmale war das Glück über sie gekommen, ein Glück, das sie morgen für immer verlieren sollte. All die Träume und Hoffnungen eines jungen sehnsüchtigen Mädchenherzens sollte sie nun begraben, und die Angst einer liebeleeren Zukunft hatte sie erfaßt und aufgetrieben, ohne daß sie ein Bewußtsein hatte, was sie that. —

Das alles ging mir durch den Sinn, während er neben mir saß und hinausstarrte auf den regungslosen

Seespiegel, und nach einer kurzen Pause langsam fortfuhr zu erzählen. — — — — — — — — — — — — —

— Die Nacht war still und friedlich wie die heutige. Vorsichtig tappte ich durch den Garten, leise schloß ich die Thür auf und tastete mich die Treppe hinauf. Das Geländer knarrte einmal laut unter meiner nach einer Stütze suchenden Hand.

Ich blieb stehen und lauschte, aber nichts regte sich. —

Und vorsichtig stieg ich die Treppe weiter hinauf.

Meine Thür war nur angelehnt. —

Als ich sie leise öffnete, schlug drunten im Hause die Uhr halb. Deutlich tönten die zwei Schläge herauf.

Ein feiner stechender Geruch, wie von einer herabgebrannten Kerze, erfüllte das Zimmer.

Die Fenster waren halb geöffnet. Ich machte sie ganz auf, blickte in die Mondnacht hinaus und mußte an Any denken.

Dann tastete ich nach den Zündhölzern. Ich fand sie nicht gleich.

Ich suchte in meinen Taschen. Auch da nichts. —

Der Mond schien hell ins Zimmer.

Wozu brauchte ich ein Licht? Und ich warf wie gewöhnlich im Wohnzimmer meine Kleider ab.

Aber auf der Thürschwelle zum Schlafzimmer blieb ich, erschreckend, stehen. —

Ich faßte nach meiner Stirn. Sollte ich wirklich so viel getrunken haben, daß ich zu phantasieren anfing. —

Die vier Stunden Fahrt hätten mich doch nüchtern machen müssen. —

Allein es war keine Täuschung.

Die Hände in die Kissen eingekrampft, das Gesicht hinein vergraben, lag Any dort, halb auf dem Bettrande sitzend.

Ich weiß nicht, wie mir mit einmal ward; aber das Bewußtsein von etwas entsetzlichem stieg in mir auf.

Wie kam sie hierher; was wollte sie hier? —

Und plötzlich sah ich die Vorgänge der letzten Tage in ihrem rechten Lichte, und ich erschrak vor mir selbst. —

Das hatte ich nicht gewollt, bei Gott nicht — das nicht! . . .

Ich ging auf das Lager zu, faßte die schlafende vorsichtig am Arm und rief leise: Any! —

Sie regte sich, löste ihre verschlungenen Hände und schlug langsam die Augen auf. —

Als sie mich sah, zog es wie sonnige Freude über ihr Gesicht. — Der Mond schien wie taghell in das Gemach.

Ich stand dicht vor ihr und umfaßte sie, um sie aufzurichten, während meine Hände zitterten.

Ich wollte sie hinübertragen in ihr Zimmer. Denn sie war noch im Halbtraum.

Aber sie faßte nach meinen Händen, und dann zog sie mich zu sich und schlang ihre Arme um meinen Hals und schmiegte sich an mich.

— Any, liebe Any! bat ich leise. — Komm! —

Sie hörte mich nicht, legte nur ihren Kopf an meine Schulter. Als ich sie wieder beim Namen rief, hob sie endlich ihr Gesicht zu mir empor.

Ich küßte sie vorsichtig auf die Stirn. Ein unendliches Mitleid überkam mich mit dieser rührenden Hilflosigkeit.

— Komm, Any. — Ich bringe dich zu dir hinüber. —

Statt aller Antwort suchten ihre Lippen wie im Traume die meinen. Und ich küßte diese feuchten, sehnsüchtigen

Mädchenlippen, die sich mir willenlos, in erschauernder Wonne boten.

Ich wollte mich von ihr losmachen. Dieser junge Mädchenleib mit seiner verwirrenden Blutwärme nahm mir alle Besinnung. Mir war, als ob mir der feste Boden unter den Füßen weggezogen würde.

Und ihre Lippen flüsterten meinen Namen, ihr heißer Atem stieg um mein Gesicht, und der Mund flehte: Laß mich bei dir, — ich habe dich ja so lieb!

Dann weinte sie wortlos in meinem Arme, und ich fühlte, wie auch mir sich die Kehle zuschnürte.

Um mein denken zu ersticken, preßte ich sie fester an mich, immer sinnloser. Die ganze Welt war versunken und vergessen. . . .

Vergessen im Rausche der Liebe. Sie lag hinter uns, weit — weit, wie ein verklungener Traum.

Und ich fühlte nur das pochen eines glühenden jungen Herzens, das an dem meinen ruhte, in traumseliger Hingebung. — — — — — — — — — —

Der Tag stieg regnerisch grau über den schweigenden Bergen auf, als ich Any auf meinen Armen hinübertrug in ihr Zimmer, das ich zum ersten Male betrat. —

Sie lächelte im Halbtraume mit geschlossenen Augen. —

Als ich sie in ihre Kissen bettete, hielt sie meine Hand mit ihren schmalen weißen Fingern noch lange fest.

Dann war sie fest eingeschlafen; ich löste meine Hand aus der ihren und ging zu mir hinüber. Aber es hielt mich nicht.

Ich mußte ins Freie.

Die widerstreitendsten Gedanken bestürmten mich.

Es mußte etwas geschehen!

Nach dem, was vorgefallen war, gab es nur einen Ausweg. Ich mußte Any zu meinem Weibe machen und mit Grete brechen. —

Es war Mittag, als ich endlich heimkehrte.

Ich fand die Mutter im Garten. Any war bei ihr.

Da geschah etwas, das ich nicht verstand.

Ich selbst war in furchtbarer Aufregung.

Any kam mir so ruhig entgegen, wie ich sie kaum je gesehen, und reichte mir die Stirn zum Kusse.

Und während ich sie küßte, flüsterte sie fast unhörbar: Thu, als kämest du erst jetzt zurück. — Niemand weiß etwas. . . .

Wie unter einem Zwange gehorchte ich ihr.

Sie sah bleich aus. Aber nichts in ihren Bewegungen verriet auch nur die leiseste Erregung.

Sie klagte etwas über Kopfweh und Mattigkeit, plauderte aber, wie in den ersten Tagen, da ich sie kennen lernte. Denn das Hetzen der letzten Zeit hatte keine rechte Unterhaltung mehr aufkommen lassen.

Ich konnte kaum ein Wort sprechen. Wir schienen die Rollen getauscht zu haben. —

Nach Tisch, während sich die Mutter in ihrem Sessel auf der Veranda ruhte, gingen wir hinab in den Garten, hinunter zum See. . . .

Ich wollte sie leidenschaftlich an mich ziehen. Aber sie wehrte mir, nicht ungestüm, — sondern so ruhig, daß ich sie anstarrte, als sei sie ein anderes Wesen —

Dann fing ich an zu sprechen von meinen Plänen.

Sie lächelte bitter, und sagte dann wie nach reiflicher Überlegung, als ob auch sie schon all diese Möglichkeiten erwogen habe:

— Das geht nicht. — Es muß alles beim alten bleiben. Du fährst morgen oder — besser noch heute, ja ich bitte dich, fahre heute ab! — Ich weiß, daß du Grete liebst, — du mußt sie auch jetzt noch lieben, oder

deine Liebe ist eine Lüge gewesen. . . . Das sind thörichte Gedanken, die nicht auszuführen sind. . . . Es ist unmöglich. . . . Bedenke, daß du mit meiner Schwester verlobt bist . . . du kennst sie ja nicht, du weißt nicht, wie sehr sie dich liebt. . . . Es liegt uns wohl so im Blute. — Aber ich weiß, sie würde den Tod suchen, wenn sie deine Liebe verlöre.

— Any, ich bitte dich, ich beschwöre dich. . . .

— Nein laß das, sagte sie. Ich zähle dabei gar nicht mit. Oder doch. Glaubst du denn, ich würde es überleben? — Glaubst du das wirklich? — Den rechten Grund müßtest du doch angeben. Und siehst du, wenn du das erste Wort sagen würdest, wäre es aus. . . . Niemals! sage ich dir, niemals! Du würdest Grete unglücklich machen, und mich doch nie gewinnen, denn ich wähle den Tod, wenn du ein Wort sagst. —

Ich drang in sie, ich flehte, ich weinte fast.

Sie war unbeugsam. —

Am Nachmittage zeigte sie mir Grete's Briefe. . . . Sie hatte nur zu recht. Diese Leidenschaftlichkeit hatte ich nicht bei ihr erwartet, die sich mir immer so still und kühl zeigte.

Any lächelte nur und sagte schmerzlich:

— Nicht wahr, nun siehst du, daß wenn wir einmal lieben, selbst der Tod nichts ist für unser lieben.

Alle Bemühungen blieben fruchtlos.

Ich bat mir Bedenkzeit aus.

Das sei unnütz! — Dann sagte sie endlich, ich solle erst zu Grete zurückkehren. Sie wolle mich in vierzehn Tagen noch einmal hören. —

Am Abend reiste ich ab.

Im letzten Augenblicke glaubte ich noch, sie überzeugen und überreden zu können.

Ich bat, ich flehte, sie solle mit mir gehen, wir wollten fliehen, über das Meer, irgend wohin.

Sie schüttelte den Kopf. —

Nein, das ging nicht! Ich hatte ihrer Schwester mein Wort gegeben, und das mußte ich einlösen.

Endlich riß ich mich von ihr los.

Ihre starre Unbeugsamkeit entsetzte mich, sie beleidigte mich fast, daß ich ihr zürnte. —

Wie ich vor Grete hingetreten bin mit dem Gedanken an all diese Dinge, kann ich dir nicht sagen.

Und sie: ganz Liebe, ganz Hingebung. —

Allein all ihr lieben vermochte nicht den Vorsatz bei mir zu brechen, an Any zu sühnen, was wir beide, hingerissen vom Augenblicke, verschuldet hatten.

Ich schrieb ihr täglich, aber sie gab keine Antwort.

Nach vierzehn Tagen endlich kam ein Brief. Noch einmal zählte sie all ihre Gründe auf, um mir die Unmöglichkeit zu beweisen.

Sie bat und beschwor mich, die Schwester nicht unglücklich zu machen. Sie legte die Briefe bei, die Grete ihr geschrieben, in der sie klagte, daß sie meine Liebe verloren zu haben scheine. —

Und die Zeit verstrich. —

Heimlich fuhr ich dann zu Any hinüber, heimlich trafen wir uns. Es war alles vergeblich. — —

Im folgenden Sommer ward Grete mein Weib. . . .

Any hatte recht. Ich liebte Grete, ich liebte sie anders wie Any. An Grete ketteten mich tausend kleine Fäden; und als unser erstes Kind geboren ward, da wurden diese Fäden unzerreißbar.

Any kam zur Taufe herüber. Das Kind wurde nach ihr benannt.

Kein Wort fiel mehr. Es schien alles ein Traum gewesen zu sein. —

Any blieb unvermählt. Ich allein wußte, weshalb.

Wenn ein klagender Brief der Mutter kam, war ich wohl einige Tage unruhig, dann trat die Gewohnheit wieder in ihr Recht. —

Jetzt haben wir das arme Herz zur Ruhe gebracht. — Auch eines jener Frauenherzen, in denen Kämpfe getobt, von denen kein Mensch auf der ganzen weiten Gotteswelt eine Ahnung gehabt hat, die so ruhig scheinen, und in deren Innern sich Tragödien abspielen, die den ganzen Jammer und alles Leid einer Menschenseele umfassen.

Und doch kein Wort der Klage. Eine stille, lächelnde Ergebung, die dem, der Schuld trägt, das Herz zerreißt.

Wer kann wissen, was in der dunklen Tiefe des Sees verborgen ruht, der sich so friedlich vor uns ausbreitet. —

Wer zieht die Grenze zwischen Rechtthun und Schuld, wer kann richten und verdammen, wo niemand weiß, wo das Recht aufhört und die Schuld beginnt. . . .

Im eignen Herzen des Menschen allein liegt die

Strafe und die Sühne für jede That. Nur wir selbst können uns richten oder freisprechen. —

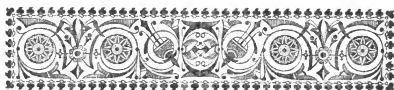
Und ist denn die Erinnerung an gewisse Dinge der Vergangenheit für uns nicht Strafe genug? —

Ich habe mein Gericht und — meine Sühne in mir selbst gefunden. . . .



Auf der Suche





Die rote Sonne war hinter den gewaltigen Häuservierteln versunken, und die farblos graue Dämmerung des Sommerabends brach über Paris herein.

Wir kamen aus dem Bois und hatten uns vor dem Café Américain niedergelassen, um uns noch eine Weile der Betrachtung der promenierenden Menschenmenge hinzugeben, ehe wir uns für ein Theater oder Konzert entschlossen.

Trotz des dichten grauen Staubes, der sich auf Tische, Stühle und die Kleider legte, war kein Platz mehr unbesetzt.

Ein ewiges kommen und gehen . . . rufen, klirren der Gläser und Eisschalen, mit lautem lachen und plaudern untermischt.

Am Nebentische vier junge Leute, den Hut tief im

Nacken, lebhafte Gesten, eifrigstes Gespräch. Abgerissene Worte, schönklingende Phrasen; Schlager wie: Realismus, Impressionismus, Beobachtung, Analyse, Psychologie! — Hier und dort ein einzelner älterer Herr in die Lektüre seines Journals vertieft, das er bei der leichten Dämmerung dicht vor das Gesicht hält, als wolle er sich vor jemandem verstecken.

Hinter uns zwei Cylinder, Monocle eingeklemmt, umgeschlagene Beinkleider, den Griff des Stockes an die Lippen gelegt, stumpfsinnig vor sich hinbrütend, jene Gattung des Menschenviehes, die mit der Farbe der Kravatte und dem Schnitt des Rockes auch schon den Namen gewechselt hat.

Links neben uns drei Damen. Breitniedriger, vorstehender Strohhut mit grauer Feder, sonnenhelle bunte Toilette, aufdringlich modern, langstockiger Sonnenschirm. Ihre werbenden Blicke fliegen jedem neuankommenden entgegen, durchforschen die sich langsam vorüberdrängende Menschenmasse oder kritisieren die Insassen der vorüberrollenden Equipagen, die einen unendlichen Staub aufwirbeln. —

Bernhard lehnte sich zurück und schaute dem zitternden



Rauche seiner Cigarrette nach, ohne die er nicht leben konnte, sobald er das Haus verlassen, sobald er müßig war.

Daheim gestattete er sich den Genuß seiner Sýrowátka nur selten, nie während der Arbeit, nicht einmal in den Pausen. Der Künstler, vor allem der Maler, durfte sich sein Bild, die Anschaulichkeit, nicht durch Rauchwolken trüben, behauptete er. —

Wir saßen und schwiegen uns aus. . . .

Plötzlich sah ich einen etwa dreißigjährigen Herrn sich durch die enggestellten Tische winden, die Hände tief in die Taschen seines kurzen hellen Paletots versenkt, den Hut etwas schief in die Stirn gedrückt, daß die Augen ganz beschattet waren, den Kopf vorgestreckt, als ob er etwas suche.

Seine Blicke durchsuchten die Menge, obgleich er sich nicht den Anschein gab, und auch den Kopf nicht im geringsten nach rechts oder links wendete.

Der Mann fiel mir mit seinem etwas seltsamen Wesen auf, und ich sah Bernhard fragend an, als jener in unsere Nähe gekommen war. Er wäre vorübergeschritten, wenn nicht mein Freund ihn angerufen hätte.

Er blieb stehn und schüttelte sich mit Bernhard die Hand, der ihn bat, sich uns zuzugesellen.

M. de Brétigny! So wurde er mir vorgestellt.

Ich konnte es nicht lassen, ihn mir auf das genaueste anzusehen, — dieses schmale Gesicht mit den eingefallenen Backen und grauer, lederartiger Hautfarbe, der kleine dunkle Schnurrbart und diese seltsam flimmernden, tiefliegenden, dunklen Augen, die sich auch nicht für eine Sekunde auf einen Punkt heften konnten, sondern, fortwährend suchend, nervös umherirrten.

Wenn er sprach, lag etwas lauerndes in seinen Worten, so einfach sie klingen mochten; wir tauschten noch immer die gebräuchlichen Höflichkeitsphrasen aus: wie lange ich schon in Paris sei? meine Eindrücke, Erlebnisse und Absichten.

— Sie sind zum erstenmal in Paris, fragte er plötzlich und sah mich ängstlich forschend an, während er das Glas, in dem er sich seinen Absynth gemischt hatte, auf halbem Wege zum Munde in der Luft hielt.

Ich bejahte die Frage.

Er führte das Glas hastig zitternd an die Lippen und setzte es mit einem Ah! nieder, einem Ausrufe, in

dem eine gewisse Befriedigung und doch wieder ein leiser Ton der Enttäuschung zu liegen schien.

Ich blickte erst ihn und dann Bernhard verwundert an, der mit dem Kopfe eine Bewegung machte, die mir zu bedeuten schien, nicht zu erstaunen.

M. de Brétigny blickte in sein Glas, als ob er genau beobachten wolle, wie der Absynth sich mit dem Wasser gemischt habe, dann hob er plötzlich den Kopf, und indem er an mir vorüber sah, fragte er, wie tastend:

— Niemals zuvor in Paris? . . . Sie haben nie von Charlotte Maron gehört? . . .

— Niemals, mein Herr!

— Ah! . . .

Und er reichte mir plötzlich die Hand, indem er langsam aufstand, und schüttelte sie mit festem Drucke.

Dann lüftete er höflich seinen Hut; und indem er den Stock und beide Hände wieder in die Taschen seines kurzen Überziehers versenkte, schob er zwischen den Tischen durch, mit etwas gekrümmtem Rücken, und suchte weiter mit seinen eigentümlichen Blicken, aus denen ich nicht klug werden konnte.

Als er in der Menschenmasse verschwunden war, sah ich Bernhard fragend an.

— Er ist wieder einmal auf der Suche, antwortete er, achselzuckend.

— Auf der Suche, wonach?

— Nach dem Mädchen, von dem er eben sprach, — oder vielmehr nach all den Menschen, die sie gekannt haben. . . .

— Und weshalb sucht er?

— Das weiß er vielleicht selbst am wenigsten. . . . Er sucht nach dem Liebhaber Charlotte Maron's. — Er hatte sie eines Tages gefunden und hat sie geliebt, geliebt mit einer Innigkeit, ja mit einer Raserei, deren ich ihn nie für fähig gehalten hätte. Es gab für ihn nichts mehr auf der Welt, als diese seine Liebe. — Wir sind früher sehr gute Freunde gewesen, das hat seitdem aufgehört. So offenherzig er war, so verschlossen ist er jetzt. Seine Verwandten hielten es einmal fast für nötig, ihn fortzubringen . . . so schlimm stand es um ihn. Aber es war nur eine Krise, die er überwunden hat, doch nicht ohne daß sie ihre Spuren hinterlassen hätte. — Er hat das Mädchen geliebt und an sie geglaubt; und sie war es

eben nicht wert. — Sie hat ihn betrogen, wo sie nur konnte.... Eines Tages hatte er es gemerkt, und ist ihr gefolgt, als sie zu einem Rendez-vous gegangen ist. Er kam zu mir, um sich auszutoben. Bald wollte er sie töten, bald sich — bald sie nie wiedersehen — um dann aufs neue von seiner Liebe zu ihr ergriffen zu werden. Ich brachte es fertig, ihn zu beruhigen. Er hatte noch keine sicheren Beweise, und ich verstand es, in ihm die Hoffnung zu erwecken, er könne sich getäuscht haben. Ihr gegenüber hat er geschwiegen und nachgeforscht . . . fruchtlos drei Tage lang, drei Tage der schrecklichsten Aufregung für ihn. Am vierten Tage, als er heimkommt, ist sie fort. Sie muß wohl etwas geahnt haben. Sie war mit einem andern auf und davon gegangen und hinterließ ihm nichts als ein Billet — ein Billet, wie es nur die Herzlosigkeit eines Weibes schreiben kann, worin sie ihn höhnisch verspottete, daß sie ihn hundertfach betrogen habe. — Dann hatte ich eines Tages die erste Scene mit ihm. Er war auf den Gedanken verfallen, ich hätte ihn mit ihr betrogen. — Was weiß ich . . . weil ich sie damals in Schutz genommen . . . weil ich dieses und jenes gethan und gesagt hatte — lauter Dinge, aus denen er sich

jetzt Beweise für seinen Argwohn schmiedete. Und nun verfiel er auf die seltsame Idee, in jedem Menschen einen Nebenbuhler zu erblicken. Er wurde seinen Bekannten gegenüber mißtrauisch. Er spionierte allen nach, und weil er nirgendwo Beweise fand, wuchs sein Zweifel und seine Verzweiflung. . . . Er hatte noch einige Briefe gefunden unter den Sachen, die sie zurückgelassen. — Er fing an, alle Handschriften zu vergleichen. Auch das führte ihn zu keinem Resultate. Monat um Monat ist dahingegangen — seine Manie ist geblieben . . . jene quälende Angst, daß ein jeder Mensch, mit dem er in Berührung kommt . . . ein jeder, dem er auf der Straße begegnet, ihn einmal mit seiner einstigen Geliebten betrogen haben könne. Er fragt alle Menschen nach ihr, selten so offen wie dich. Er hat es wohl deshalb gewagt und ohne weiteres ihren Namen genannt, weil du ihm versichert, daß du früher nicht in Paris warst. Früher die Offenheit selbst, ist er von einem Mißtrauen, einem Menschenhasse, der ihn wohl nie mehr verlassen wird. . . . Ich weiß, er glaubt mir noch immer nicht. Er vermutet noch immer, daß ich zu ihr in Beziehung gestanden habe. Und dieses Mißtrauen ist unbesiegbar. — Nur eine auf-

richtige Liebe könnte ihn heilen. Aber giebt es die, wenigstens hier auf diesem Boden? . . . Der Zweifel wird sich immer einnisten können . . . der Zweifel, der sich durch die feinsten Spalten in unser Herz einschleicht — und wenn sich der auch nur ganz leise rührt, wird die Erinnerung in ihm aufsteigen . . . und es ist wieder alles verloren. — Jetzt sucht er nun. — Und wenn er wirklich einmal gefunden haben wird — was wird er dann thun? Ich weiß es nicht, und er selbst gewiß ebenso wenig. Vielleicht wenn er einmal auf jemand stößt, der mit seiner Geliebten verkehrt hat, daß er dann einsieht und zur Vernunft zurückkehrt vor der leidenschaftslosen Wirklichkeit; — während er sich so in haltlosen Vermutungen und in angstgequältem Zweifel aufreibt und sein Leben zerstört. . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Um uns herum saß noch immer die lachende, plaudernde, lesende und Eis schlürfende Menge. Die drei Mädchen lachten lauter als zuvor, und ihre verlogen leidenschaftlichen Blicke lockten und warben um Liebe.

Die Menschen schoben sich langsam auf dem Trottoir vorbei . . . und plötzlich sah ich wieder die suchenden

Blicke Alfred de Brétignys, wie er mit vorgeneigtem Kopfe, den Hut noch tiefer in die Augen gesetzt, sich von der Menge weiter schieben ließ, suchend . . . immer suchend . . . und in jedem Manne einen Geliebten des Mädchens vermutend, das ihn betrogen hatte.

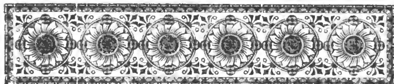
Und wie er suchend dahinschlich, gemartert von seinem nie zu bezwingenden Argwohne . . . mit vergiftetem Herzen, weil er an Liebe und Treue geglaubt, schaute ich ihm lange tieftraurig nach, bis er in dem hastenden Gewühle meinen Augen entschwunden war.



Die Witib







Ah Herr Kollege! . . . Sie hier? —

— Wollen Sie zu mir, Assessorchen? —

— Zu Ihnen? . . . Wohnen Sie denn hier? —

— Natürlich, dritte Etage, über der reizendsten Witwe von der Welt, der Perle dieses Hauses. . . . Um Himmelswillen, — wenn das Flackerlicht der Treppe mich nicht täuscht, dann sind Sie eben rot geworden. — Ah, Pardon, ich wußte nicht, daß Ihr Besuch Frau Margarete Wendland gelten sollte. . . . Na — na! kleiner Schäker! —

Der Referendar Max Schnorr lachte und schüttelte seinem Kollegen, dem Regierungsassessor Franz Halmsen, bieder energisch die Hand.

— Sie können sich mal gelegentlich zu mir heraufverirren, wenn die schöne Frau Sie nicht zu sehr in Anspruch nimmt. Ich bin ihr übrigens nicht unbekannt.

Sie ist an manchem schönen Sommerabend drunten im Garten. — Aber ich will Sie nicht aufhalten. Also auf Wiedersehen. . . . Viel Glück!

— Auf Wiedersehen! Ich komme schon mal zu Ihnen.

— Das ist famos. Eine Stiege höher, rechts! —n' Abend! —

Damit eilte der Referendar rasch die teppichbelegte Treppe des vornehmen Hauses hinunter, während der Assessor Halmsen mit der Hand in den steifen Kragen fuhr, den Shlips zurechtzupfte, den schwarzen Hut abnahm und sich über das Haar strich, während er sich in dem Spiegel betrachtete, der zwischen den beiden Eingangsthüren der Etage angebracht war. Endlich drückte er auf den weißen Knopf der Klingel, worauf ihm nach einer kleinen Weile ein junges Dienstmädchen öffnete mit den Worten:

— Die gnädige Frau erwarten den Herrn Assessor im Salon.

Er legte Hut und Stock ab und trat in das kleine Vorzimmer ein, wo er nochmals einen flüchtigen Blick in den Spiegel warf, und klopfte dann vorsichtig an die

schon halb geöffnete Thür zum Salon, aus dem eine weiche Stimme freudig: Herein! rief.

Der wohnlich ausgestattete Raum ward von einer niedrigen, mit rotem Spitzenschleier verhängten Tischlampe und zwei sehr hohen, neben dem Spiegel befindlichen Lampen mit einem gleichmäßig ruhigen Lichte erfüllt.

Frau Margarete, in glatt an ihrer Gestalt herabfließender, mausgrauer Robe, stand neben dem geöffneten Piano und schritt jetzt dem Assessor entgegen, dem sie eine kleine, aber feste Hand freundlich darbot, die dieser etwas befangen an die Lippen führte.

— Wie hübsch ist es doch von Ihnen, so zeitig zu kommen.

— Gnädige Frau sind zu liebenswürdig. Ich möchte den Mann kennen, der einen entschuldbaren Hinderungsgrund anführen könnte, um den Augenblick, mit einer schönen Frau zusammen zu sein, auch nur um eine Minute hinauszuschieben.

— Wenn er Franz Halmsen heißt, glaube ich das wohl, aber sonst . . .

— Aber gnädige Frau! wehrte er bescheiden vorwurfsvoll ab.

Sie lachte und sah ihn mit ihren dunklen Augen schelmisch an.

Wenn sie vor ihm stand, reichte sie ihm kaum bis zu den Schultern. Sie mochte etwa fünf- oder sechsundzwanzig sein und war seit drei Jahren Witwe. Ihr Gatte, ein Arzt, der anfing, sich einen Namen zu machen, war einer Ansteckung, die er sich von einem seiner Kranken zuzog, erlegen; hatte sie aber in sehr gesicherten Verhältnissen zurückgelassen, sodaß sie, trotzdem sie sehr hübsch war, gar keine Eile zu haben schien, sich wieder zu verheiraten.

— Sie weiß sich auch so zu trösten, lachten boshafte Seelen, und erzählten jedem, der es wissen oder nicht wissen wollte, von einem, keineswegs nur seinen Studien lebenden Privatdozenten, der nach Kiel berufen wurde, und einem Rittmeister, der aber schon seit einem halben Jahre versetzt war. —

Jetzt bewarb sich Franz Halmsen eifrig um die Gunst der schönen, lebenslustigen Frau, die seit dem Tode ihres Gatten etwas stark geworden war, sodaß ihr Hausarzt ihr täglich riet, sich zu verheiraten.

— Sie sind nun einmal nicht für die Ehelosigkeit

geschaffen. Dieses Blut, dieses Feuer! — Es thut wirklich not, daß Sie unserm guten Emil einen Nachfolger geben. Hätte ich nicht meine liebe kleine Frau — wer weiß. . . . Na — also: heiraten Sie! . . . Das geht nicht so weiter! — So gesund Sie sind — aber Sie müssen einen Mann haben. . . .

Sie wurde bei diesen anzüglichen Reden puterrot, schalt ihn einen abscheulichen Menschen, aber heiratete noch immer nicht.

Seit sie Franz Halmsen kennen gelernt, war sie anderen Sinnes geworden. Er gefiel ihr.

In letzter Zeit waren sie viel zusammen getroffen, und heute hatte sie den Herrn Assessor zum ersten Male zum Abend eingeladen.

Das Mädchen brachte den Tisch in Ordnung. Margarete bereitete auf dem Samowar den Thee, und die beiden saßen sich bald im traulichsten tête-à-tête gegenüber, aßen, tranken und plauderten; und mit jedem Bissen, mit jedem Wort verlor der Assessor seine anfängliche Zurückhaltung, und es wurde ihm nur immer etwas beängstigend warm ums Herz, wenn sie sich zurücklegte in die Sofakissen und lachte, daß man all ihre weißen Zähne

zwischen den verführerisch vollen Lippen sah, und dabei ihr Busen den eng sitzenden grauen Seidenstoff der Taille zu sprengen drohte.

Und dann diese vollen runden Arme, die etwas so bestrickend molliges hatten, diese ganze kleine Person mit dem wilden, à la diable um den Kopf gelegten braunen Haare und den kleinen grauen Katzenaugen, die sie meist etwas zusammenkniff, wenn sie ihn scharf ansah oder die Wirkung eines Wortes beobachten wollte.

In der Nähe des verführerischen Weibes, dessen Hand er zuweilen streifte, wenn er ihr eine der Assietten überreichte, zurückgelehnt in seinen weichen bequemen Sessel, fühlte er sich so wohlig, so gemütlich, daß er sie schon am liebsten in die Arme genommen und diese frischen roten Lippen geküßt hätte — geküßt. . . .

Er mußte sich wahrhaftig in acht nehmen, um keine Dummheit zu begehen. — Der Thee war ausgezeichnet; nur hatte er sich immer die Tasse halb voll Arrac gegossen, weil er so heiß war, und diese angenehme Wärme floß ihm jetzt durch alle Glieder.

Und Frau Margarete war verteufelt hübsch, und . . .

Da sollte einer ruhig bleiben — so ganz allein mit

ihr im Salon. — Sie hatte das Mädchen fortgehen lassen, es wollte zu einer kranken Tante und kam erst um zwölf wieder — und jetzt war es kaum neun vorbei.

Der Tisch war abgeräumt. Vor ihnen stand die Flasche, an der er sich erst lange abgequält hatte, weil der Pfropfen so fest saß.

Sie hatte vor ihm gestanden und die Hände lachend zusammengeschlagen, weil er sich vergebens abmühte und ganz rot vor Anstrengung im Gesicht wurde.

Dann war er zum Scheine ärgerlich geworden, und sie hatte ihn wie ein Kind um Verzeihung gebeten.

Der Wein perlte in den weiten feinen Gläsern, und Margarete knabberte Makronen. Plötzlich nahm er ihr das letzte Stückchen von einer fort, an der sie herum biß, und aß es etwas verlegen lachend auf, während sie wie so oft schon sehr rot wurde und ihn einen Narren schalt.

Aber sie schien gar nicht besonders böse über diese Verwegenheit zu sein.

Sie plauderten weiter, und plötzlich fühlte Franz Halmsen etwas neben seinem Fuße, einen kleinen Fuß, und mit der Spitze seines Schuhes fühlte er den Hacken,

und dabei schien von dem Füßchen eine Wärme auszugehen, die ihm alles Blut zu Herzen trieb.

Und sie zog ihren Fuß auch nicht fort, trotzdem er sich bewegte, weil er meinte, sie halte das vielleicht für das Tischbein. —

Es entstand eine kleine Pause, und dabei verlor er wieder all seinen Mut.

Er war so verschüchtert, daß er nicht einmal wagte, sie anzusehen.

Herrgott! dachte sie, soll das den ganzen Abend so fortgehen. Hie und da ein Ausbruch von Lustigkeit, und dann wieder minutenlange Pausen. Und dabei fühlte sie selbst einen Übermut, daß sie am liebsten im Zimmer herumgetollt wäre.

Diese ewigen Engel, die durchs Zimmer flogen, behagten ihr gar nicht. Sie waren schon bei der zweiten Flasche, aber der Wein schien gar keine Wirkung zu haben. —

Sie hatte einen Gedanken! —

— Wie wäre es mit einer Flasche Sekt! — Aber Marie ist nicht da. . . . Ach was, — wir müssen uns selbst eine holen. . . . Ich glaube, es liegen noch ein

paar im Eisschranke. . . . Helfen Sie mir! — Aber schnell! Ja! . . .

Sie eilte auf den Korridor, er hinter ihr drein in die Küche, und sie zündete dort eine kleine Lampe an. Dann suchte sie den Schlüssel zu der Speisekammer, und bei dem ungewissen Lichte drangen sie in den Aufbewahrungsraum ein, wo der Eisschrank stand, der seinen Namen augenblicklich mit Unrecht führte, wenn er auch einen guten Ort bot, um mannigfache Waren vor dem Verderben zu schützen.

Margarete hatte die Röcke zusammengehalten, um sich nicht vollzustauben, und kniete nieder, um in den Schrank hinein zu blicken, während der Assessor hinter ihr stand.

Er sah auf ihren Nacken, wie sich dort die dunklen Haare krausten, und plötzlich hatte er sich niedergebeugt und sie auf den Hals geküßt.

— Aber nein! lachte sie und erhob sich. — So kann ich doch nichts finden. — Suchen Sie mal! —

Er war froh, daß er seinen Kopf so tief in den Eisschrank verstecken konnte, — und nach einer Weile förderte er zwei dickbauchige, silberhalsige, aber arg verstaubte Flaschen zu Tage, deren erscheinen Frau Margarete

mit einem übermütigem: Viktoria! Das ist herrlich! begrüßte.

Er hatte sich den Ärmel beschmutzt. Sie klopfte ihm den Staub mit der Hand ab, und dann gingen sie mit ihrem Funde in den Salon zurück, nachdem sie die Flaschen vorher unter der Wasserleitung abgespült hatten.

Sie eilte nochmals hinaus in das eigentliche Eßzimmer, um vom Büffet einen Kühler und Gläser zu holen.

Er hatte die größte Lust, ihr in das dunkle Zimmer zu folgen, aber der unverschämte Mut fehlte ihm; statt dessen schickte sie ihn jetzt mit dem Eiskübel fort, um ihn an der Leitung mit recht kaltem Wasser zu füllen.

Und dann ließ sie den Pfropfen springen, indem sie die Flasche weit weghielt, den Kopf zurückbog und die Augen zwinkernd schloß.

Mit welcher Wonne schlürfte sie den perlenden zerplatzenden Schaum. — Es ging doch nichts über Sekt. . . .

Schnell genug puffte die zweite Flasche in die Stille des Salons. Es war beängstigend ruhig und schwül.

Sie stieß mit ihm an, leerte das Glas auf einen Zug und eilte an das Klavier. . . . Sie vermochte es nicht ihm länger so ruhig gegenüber zu sitzen. Er sah sie

eigentlich ein bißchen dumm an; allein diesen Blick ertrug sie nicht. — Du lieber Gott, wenn er doch nur nicht so steif wäre.

Ein Wunder, daß er sie da draußen in den Nacken geküßt hatte. Sie konnte doch nicht noch mal was in dem leeren Eisschrank suchen.

Sie setzte sich vor das Piano und fing an zu spielen, erst einen tollen Walzer, dann eine rêverie, schwermütig, die Sinne umschmeichelnd.

Er stand hinter ihr. Sie wartete förmlich darauf. . . . Jetzt mußte er sie doch wieder küssen.

Aber nein! — Sie griff falsch und sprang auf, indem sie ausrief:

— Wenn Sie so hinter mir stehen, machen Sie einen ganz nervös.

— Das ist Ihnen nicht gleichgiltig?

— Aber gewiß nicht. —

— Ich bin Ihnen also etwas? —

— Wie können Sie nur so fragen!

— Margarete! . . .

Er streckte die Hand nach ihr aus, und im nächsten Augenblick lag sie in seinen Armen.

Wenn sie ihm nicht geholfen hätte, würde es wohl beim ersten Kuß geblieben sein. Jetzt folgten ihm eine ganz beträchtliche Anzahl.

Sie schloß die Augen und gab sich dem Augenblicke hin und dachte dabei, warum sagt er denn nichts? — Ob er mich wohl so liebt, daß er mich heiraten will? —

Im selben Moment hatte sie sich auch schon von ihm losgerissen.

Wie konnte sie nur so thöricht sein, ihm das zu gestatten. Sie schlug die Hände vor das Gesicht und flüchtete vor ihm, warf sich in einen Sessel und verbarg das Antlitz.

Franz Halmsen war selbst ganz erstaunt über seine Kühnheit. Er wußte jetzt, daß er sie liebte, und kniete neben ihrem Sessel nieder, nahm ihre herabhängende Hand, küßte sie und sprach nun schmeichelnd auf sie ein.

Er bat sie, ihm zu verzeihen, er sprach von seiner Liebe: ob sie ihn denn gern habe, ob sie ihn nur ein wenig liebe. —

Sie hörte ihn schweigend an und richtete sich langsam auf.

Und dann vergab sie ihm; aber sie war schon ein

bißchen wirr im Kopfe und dachte, warum redet er denn nur so viel, wenn er mich doch lieber küssen wollte. . . . Und sie sah auf seine Lippen und auf seinen Schnurrbart, an dem sie ihn jetzt so gern mit beiden Händen gezaust hätte; und dabei hörte sie nichts von dem, was er sagte.

Ihr war, als habe sie einen kleinen Schwips weg, und es kostete sie Anstrengung, sich gemessen zu betragen.

Die zweite Flasche war nahezu leer.

Die Lampe surrte leise, und es war so angenehm warm im Salon.

Eine süße Schläfrigkeit überkam sie. . . .

Franz Halmsen hatte seinen Sessel dicht an das Sofa gerückt und hielt ihre Hand. Sie lehnte sich zurück und ließ den Kopf etwas zurückfallen, sodaß er sie mit der andern Hand stützte, und dabei kam er ihr ganz nahe, daß sie ihr müdes Köpfchen an seine Schulter legte.

Wie sie so hingegossen dalag, und er die süße Wärme ihres Leibes in seinem Arme fühlte, war es um all seine guten Vorsätze geschehen.

Er betrachtete sie eine Zeit lang und fühlte dabei, wie ihre kleine Hand in seiner fieberheiß ward und zit-

terte, und wie sich die Finger fest und fester um die seinen schlossen, und plötzlich beugte er sich nieder, seine Lippen lagen auf den ihren, und er sog sich an ihrem halbgeöffneten, wollüstig kleinen Munde fest.

Sie hielt die Augen noch immer geschlossen, und eine willenlose Mattigkeit lag auf dem bleichen Gesichte, nur die Schultern zog sie wie sich aufbäumend hoch, bei jedem seiner Küsse erschauernd.

Sie lag da, wie unter einem Banne, in jener zitternden Angst des Weibes vor der Gewalt des Mannes, der sie sich beugen will, mit jener Hingabe, die nur den einen Willen hat, völlig zu unterliegen.

Es dauerte ein wenig lange, so daß sie wieder zum klaren Bewußtsein kam, sich aufrichtete, den Bann abschüttelte, und ihn, der sich über sie gebeugt hatte, zurückstieß.

Sie sprang auf, atmete tief auf und wollte zum Fenster eilen; aber er kam ihr zuvor. Er trat ihr in den Weg und streckte ihr die Hände entgegen, die Finger wie tastend vorgestreckt, ohne daß er es jedoch wagte, sie, die bebend vor ihm stand, zu ergreifen.

Sie wich ihm aus, und so spielten sie miteinander,

wie eine lüsterne Katze mit einem Mäuschen spielt. Sie flüchtete hinter einen Sessel, hinter den Tisch, und er immer langsam hinter ihr her; lächelnd als sei es ein harmloser Kinderscherz, und dabei war ihr zu Mute, als müsse sie jeden Augenblick in Thränen ausbrechen.

Wenn er doch nur ein Wort sagte, nur ihren Namen, so hätte sie sich in seine Arme gestürzt. Alles in ihr war in Aufruhr. Sie begehrte ihn, wie er sie, — aber sie wollte sich nicht schwach vor ihm zeigen.

Sie mußte alle Willenskraft aufbieten, um nicht umzusinken, so matt fühlte sie sich, so zitterten ihre Kniee.

Sie war in der Nähe der Thür, und ohne zu überlegen, wollte sie in das dunkle Eßzimmer flüchten, als er sie endlich ergriff.

Sie stemmte die beiden Hände gegen seine Brust und drehte und wendet ihren Kopf, um seinen Küssen zu entgehen.

Aber diesmal ließ er sie nicht.

Sie fühlte, daß es vorbei sei, und sie fing an zu weinen und flehentlich zu bitten:

— Lassen Sie mich, — aber so lassen Sie mich doch! — bitte! . . . bitte! —

Er hörte nicht auf ihr stammeln.

Aber plötzlich fing sie an, herzzerreißend zu schluchzen; und als er ihre stürzenden Thränen sah, begann ihm der Mut zu schwinden, und er erschrak vor seiner Unverschämtheit.

Sie that ihm leid und er zog sie sanfter an sich und küßte ihre Stirn, ihre Augen. Er hatte es gefühlt, daß sie nahe daran war, sich ihm hinzugeben, und er glaubte ihr weinen zu verstehen. . . .

Und so suchte er sie zu beruhigen. Er gab ihr die süßesten Kosenamen, er nannte sie mit einem Male Du, streichelte sie und redete auf sie ein, daß sie doch nur ruhig wurde, und ihm nicht mehr zürnte.

Sie aber fing immer heftiger an, zu weinen, suchte sich von ihm loszumachen und warf sich aufschluchzend in die Sofaecke.

Er stand ratlos vor ihr, die Hände gefaltet, und sah auf die jammernde herab.

Dann richtete sie sich plötzlich wie erschreckt auf.

— Sie stehen noch da! . . . Aber so gehen Sie doch fort. —

— Margarete!

— Gehen Sie doch, — aber mein Gott, so gehen Sie doch! — Sehen Sie mich nicht so an! —

— Aber Margarete! . . .

— Lassen Sie mich, ich bitte Sie, lassen Sie mich! keuchte sie atemlos. Wenn Sie mich lieb haben, so gehen Sie! — O Gott, ich bin ja so unglücklich! — so unglücklich. . . .

Und aufs neue weinte sie, ohne daß er ein Wort der Beruhigung für sie fand.

Sie sprang auf und drängte ihn fort.

Er wollte sie küssen, aber sie entzog sich ihm, und er wagte keinen neuen Versuch.

— Aber mein Gott, so lassen Sie mich doch! . . .

Eine zitternde Angst, eine kindliche Hilflosigkeit bemächtigte sich ihrer. Warum sagte er denn nichts, warum stand er denn da wie ein begossener Pudel? . . . In dem Augenblick kam er ihr entsetzlich dumm vor.

Und er ließ sich hinausdrängen. Er ging wahrhaftig. — Er nahm ihre Hände und küßte sie. . . . Er hörte auf ihre sich überstürzenden Bitten, zu gehen. . . . Er entschuldigte sich — suchte sie zu trösten; wollte sie küssen, aber sie wehrte ihm; — und dann nahm er Hut und

Stock — und ging, mit dem Versprechen, morgen wieder zu kommen . . . und er ging wahrhaftig! — —

Die Thür schlug hinter ihm zu, und sie stand mitten im Salon unter dem in eine Tüllwolke eingehüllten Lüster und sah sich in dem großen Spiegel, ihre ganze Gestalt . . . und dann ging sie darauf zu und betrachtete ihr Gesicht, und wischte sich die Thränen aus den Augen, ganz langsam, sich selbst beobachtend.

Weshalb hatte sie denn eigentlich geweint? . . . Sie hatte geweint, wie ein Kind, dem man einen Wunsch nicht gleich erfüllt. —

Sie sah sich um. . . . Er war wirklich gegangen. —

Sie hatte ihn so gehen lassen.

Vielleicht war die Hausthür schon zu . . . und er mußte wiederkommen! — Ein freudiger Schreck durchzuckte sie. Sie lauschte angestrengt. Dann nestelte sie die kleine goldene Uhr aus der Taille. . . : Du lieber Himmel, es war noch nicht halb zehn. Er war also wirklich fort! —

Es zitterte noch alles an ihr, eine süße, wonnige Aufregung, daß sie sich in einen Sessel kauerte und sich, in-

dem sie die Kniee hochzog, wie ein Kätzchen in das Polster schmiegte.

Ein beben durchlief ihren Körper. Ein paarmal hatte sie geglaubt, es sei zu spät; sie war ganz in seiner Gewalt gewesen — und nun war er so gegangen.

Und mit einem Male stieg ein maßloser Ärger in ihr auf, eine blinde Wut gegen diesen Menschen! — Nein, wie dumm, wie gottsjämmerlich dumm er vor ihr gestanden hatte. War sie schon hilflos, so war er es noch weit mehr gewesen.

Das wollte ein Mann sein, so eine Schlampe. —

Und wie aus tiefster Seele rang sich ein Wort von ihren Lippen, in dem ihre ganze Empörung lag, der Ärger über sich, daß sie sich schwach gezeigt hatte, und daß er wie ein Schuljunge vor ihr gestanden hatte, und nicht wie ein Mann, der weiß, was er zu thun hat, — und das Wort platzte wie eine Bombe in die tiefe wohlige Ruhe, die sie umgab:

Schafskopf! . . .

Dann lachte sie über sich selbst und strich sich lachend über die Haare und die Stirn, auf der noch der Schweiß stand.

Wie konnte ein Mensch nur so sein? —

Das war ja mehr als abscheulich! — —

Sie stand auf und ging im Zimmer auf und ab.

In der Flasche war noch ein kleiner Rest. Den goß sie in eines der Spitzgläser, hielt es gegen das Licht und leerte es auf einen Zug.

Dann schritt sie unruhig über den Teppich.

Einen Augenblick hatte der Ärger ihr alle Stimmung genommen, jetzt floß eine süße Mattigkeit durch ihre Glieder.

Ihr war entsetzlich warm. Mit hastigem Ruck hatte sie ihre Taille geöffnet, und ließ die Luft um Hals und Busen fließen. Sie tupfte mit ihrem Batisttüchlein die Schweißtropfen fort.

Es war zum ersticken warm, und schnell entschlossen, warf sie die Taille ganz ab, und nun auch das Kleid und streckte sich matt auf das Sofa. —

Wenigstens erleichterte das etwas.

Es war drückend schwül im Zimmer. . . .

Aufgesprungen — und das Fenster aufgerissen. —

Die feuchte Nachtluft wälzte sich neblig herein. Sie öffnete auch die Thür zu dem Eßzimmer und Korridor.

Wenn doch nur diese brennende Glut in ihrem Innern nachließ.

Sie steckte ihre fieberweißen Hände in das Wasser des Champagnerkühlers und netzte sich die pochenden Schläfen.

Aber es half nichts, sie wurde nicht ruhiger.

Wahrhaftig — der Arzt hatte recht. . . . Sie mußte heiraten. Das war nicht mehr auszuhalten; sie mit ihrer übersprudelnden Lebenslustigkeit. Sie küßte so gern, und . . .

Da kam es wieder, ein leises nervöses zittern, daß sie die Augen schloß und mit halb geöffnetem Munde die Luft einsog, und ihre Arme sehnten sich, jemand zu umfangen, daß sie die Hände über dem Busen kreuzte und fest an sich preßte, bis sie sich weh that. — —

Warum hatte er nur auf ihr dummes weinen, auf ihr albernes flehen gehört? — Ob er wirklich ganz ruhig fortgegangen war? . . . Hatten denn die Männer gar kein Gefühl mehr? — — —

Sie horchte auf. . . .

Schritte auf der Treppe! . . . Sie eilt an die Thür und lauscht.



Sie hat sich nicht getäuscht. . . .

Er kehrt zurück! — Ein unsagbarer Jubel überkommt sie, Triumphfreude. — Es kann ja niemand anders sein. —

Droben sind nur zwei Ateliers, und dann wohnt die alte Frau Weber da, und die hat nur einen Mieter, den lustigen Referendar Max Schnorr, — ein hübscher Junge, der sie immer mit arg verliebten Augen angesehen und sie eines Tages drunten im Garten ganz einfach angeredet und ihr dann einen Besuch gemacht hat. — Sie hat ihn immer sehr kühl behandelt, weil er sie im Garten eines Tages einmal ohne weiteres geküßt hatte. — Sie hatte ihm gründlich die Meinung gesagt, und seitdem war er geknickt, daß er ihr eigentlich recht leid that, der hübsche, nur etwas zu unverschämte Junge. — Aber jetzt denkt sie nur an Franz Halmsen.

Er kommt zurück, und sie muß an sich halten, um nicht laut aufzujauchzen vor Freude.

Die Schritte kommen näher, jetzt hält er vor der Thür.

Angstvoll lauscht sie. Jetzt muß er die Hand nach der Glocke ausstrecken. Sie fiebert vor Ungeduld; und jetzt kann sie sich nicht länger halten und hat die Thür aufgerissen. . . .

Im selben Augenblick prallt sie auch zurück, denn statt des Assessors steht Max Schnorr vor ihr. —

So stehen sie und starren sich einen Augenblick lang an.

Auf ihrem Gesicht liegt noch die ganze jubelnde Freude, und auf dem des Referendars ein wonniger Schreck über diese unerwartete entzückende Erscheinung, die er anstarrt, ohne zu wissen, wie er zu solcher Überraschung kommt.

Plötzlich wird sie sich bewußt, in welchem Kostüm sie vor ihm steht, in schwarzem Korsett und weißen Spitzenunterrocke, und sie verliert alle Besinnung, schlägt die Hände vor das Gesicht und eilt in das Zimmer zurück, ohne daran zu denken . . . ohne Zeit zu finden, die Thür wieder hinter sich zuzumachen. — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Als am andern Morgen Marie an die Thür zum Schlafzimmer der gnädigen Frau pocht, ruft ihr diese zu, sie solle erst einen Weg zum Tapezier machen.

Zehn Minuten später wundert sich Frau Weber, daß ihr Herr Referendar erst am Morgen um halb acht heimkommt.

— Nanu, denkt sie, so wat is ooch noch nich dajewesen.

Sie hatte sich in der kommenden Zeit sehr oft zu wundern, ohne recht zu wissen, weshalb. . . .

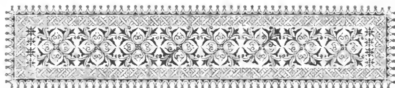
Als ein halbes Jahr später Frau Margarete Wendland sich mit dem Regierungsassessor Franz Halmsen verlobte und Frau Weber ihrem Mieter gegenüber ein Wörtchen fallen lassen wollte, schnauzte der Herr Referendar sie zum ersten Male in ihrem Leben fürchterlich an, und warf sie beinah aus seiner Bude, mit einem Gesichte, als ob er sie fressen wolle. —

Und als zwei Monate später die Hochzeit war, zu der ihm der Assessor noch persönlich die Einladung brachte, der er aber nicht Folge leistete, lief er drei Tage wie ein Halbverrückter herum, daß Frau Weber in beständiger Angst schwebte, es könne ein Unglück geben, und sich erst wieder beruhigte, als sie am Morgen des vierten Tages ihm die Stiefel ins Zimmer setzte, und er mit seiner Bärenstimme, die für einen königlichen Referendarius etwas ungewöhnlich war, ein Gaudeamus igitur! ebenso bierehrlich überzeugungsvoll wie grausam falsch in die frühe Morgenluft hinausbrüllte. —



Frühling





Erster Frühlingstag. —

Eine Regenwoche ist vorübergerauscht, die warmen Tropfen sind in die eiserstarrte Erde gesickert, der Boden ist aufgeweicht — dann ist die Sonne gekommen, und jetzt wirbelt ein feiner grauer Staub auf, wenn der leise Wind über den Boden hinwischt.

Den ganzen Morgen hat er geweht, ein milder Hauch, wie der warme Atem von den Lippen eines jungen Weibes.

Die Sonnenstrahlen fallen abendlich schräg durch die Zweige der Bäume, die noch schwarz und nackt gen Himmel starren, nur die Stämme zeigen schon einen giftgrünen Schimmer.

Aus dem Tiergarten strömt eine fröhliche Menge durch das Brandenburger Thor.

Die Plätze vor und hinter demselben sind angefüllt

mit einer kribbelig wimmelnden Menge, wie das hasten und rennen vor einem aufgestörten Ameisenhaufen.

Und durch diese schwarze Menschenmasse, aus der einzelne Frühlingstoiletten wie lichte Punkte sich abheben, suchen sich die Wagen ihren Weg, klingeln die langsam fahrenden Pferdebahnen.

Plötzlich kommt Bewegung und Ordnung in die Masse. Von der Thorwache tönt langgezogen: Rrraus! . . .

Die berittenen Schutzleute heben die Hände und winken. Die Wagen halten, Pferdebahnen stauen sich zu einer Kette, und der Mittelweg von den Linden zur Charlottenburger Chaussee wird frei. Alles eilt dem Mittelwege zu, und die fröhlichen Menschen bilden eine Mauer. Erwartungsvoll vorgestreckte Hälse, zappelnde Kinder, sich vor Erregung hysterisch geberdende Weiber. Und nun ein hütezìehen und knixen, wenn der Hofwagen in flüchtigem Trabe vorübersaust. . . .

Dann wirbelt wieder alles durcheinander, die Kutscher schreien ihr warnendes und zorniges Hee! Frauen mit ängstlichen Kindern an der Hand müssen noch im letzten Augenblicke dicht vor den Pferden eines Wagens vorüber, um ja die Gefahr, überfahren zu werden, zu vergrößern. . . .

Ein Auflauf! . . . An der Königgrätzerstraße ist eine Droschke zwischen zwei sich kreuzende Trambahnwagen geraten. Das Pferd ist gestürzt. Man hilft dem zitternden Tiere wieder auf. Ein dichter Kreis Neugieriger ein paar Schutzleute, die Ordnung schaffen, und ein berittener, der sich die Nummer des Kutschers notiert. —

Zwischen den engen Säulen des Thores drängt die heimkehrende ungeduldige Menge hindurch.

Die Wachmannschaft steht hinter dem Eisengitter und läßt die gaffenden Spaziergänger an sich vorüberziehn. Zuweilen giebt es einen Ruck. Der Posten präsentiert, und die Soldaten nehmen Haltung an.

Unter den Linden eine dunstige Staubwolke. Kaum daß man die Hälfte der Straße hinuntersehen kann. Vom Schlosse und dem roten Rathausturm ist nichts zu erkennen.

Und in dieser staubigen lauen Luft, die den Atem hemmt, in dieser Atmosphäre fliegender Sandkörner, die in Mund, Nase und Augen eindringen, ein Taumel von Lebensfreude, ein zittern wie von erwachender Liebe, das erste schauern des herannahenden Frühlings.

Dieses beben der Luft geht in den Körper über, daß

das Blut wellenschlagähnlich durch die Adern kreist und sich zum Herzen drängt.

Eine wahre Sehnsucht scheint in der Luft zu schwimmen, ein zerfließender Zukunftstraum, der uns lockt, ohne daß wir ahnen, wohin er uns führen mag. —

Ich lasse mich mit einem Freunde von der Menge treiben. Wir kommen von Charlottenburg her, und jetzt geht es stockend Schritt vor Schritt an der Südseite der Linden hin, vor uns drei hübsche junge Mädchen, die sich lachend untergefaßt haben und sich drängen und stoßen lassen, ohne die verschlungenen Arme zu lösen.

Hinter uns eine zusammengehörende Gesellschaft, paarweise, überlaut lachend, als ob ihnen die Welt gehöre.

Einzelne hastende Menschen überholen uns, die meisten wollen hier noch ein halbes Stündchen spazieren gehen; deshalb ein langsames ruckweises vorwärtsschieben.

Jetzt streifen uns zwei Mädchen. Sie sind sehr hübsch, und die eine wendet sich halb und sieht meinen Begleiter flüchtig an, dann werden wir von einander gedrängt.

— Kennst du die, fragte ich ihn, als wir uns wiedersahen.

— Nein, — ich wüßte wenigstens nicht.

— Na — na! . . . Es scheint fast doch so. — Aber lassen wir's gut sein. Seit deiner Verlobung hast du dich geradezu musterhaft aufgeführt. Alle Achtung! —

— Red doch nicht solch dummes Zeug.

— Der Herr möge es dir in der Ehe vergelten!

Er lacht, und wir schieben uns weiter.

An der Ecke der Friedrichstraße, vor dem Eingang zur Passage, ist es nicht möglich, vorwärts zu kommen

Trotz der augenscheinlichen Gefahr, jeden Augenblick von einem Wagen überfahren zu werden, wagen wir uns auf den Fahrdamm und winden uns zwischen den Rädern durch.

— Laß uns hinüber gehen.

— Bon! —

Wir überschreiten den Fahrdamm, den gepflasterten Weg und durch einen Durchgang des Eisengeländers gelangen wir auf die Promenade.

— Das waren ein paar nette Kinder, was?

Er antwortet mir nicht.

— Findest du nicht? Oder ist dir aller Geschmack abhanden gekommen, seit du glücklich verlobt bist? . . .

— Durchaus nicht, aber —

— Nun was: aber? —

— Siehst du, zuweilen wird es mir verdammt schwer. Ich bin das nicht gewöhnt . . . und so ein Brautstand beruhigt die Nerven auch gerade nicht . . kurzum — es ist manchmal kaum zum aushalten. — Aber man will doch auch keine Dummheiten machen — ich wüßte nicht, wie ich meiner Gusta gegenüberstehen sollte . . . na, du wirst mich ja schon verstehen. —

— Vollkommen, alter Junge. Ich verstehe dein Zartgefühl und billige es vollkommen. Du mußt eben mal ein bischen leiden und dulden. Das wird dir ganz gut sein, denn du hast deine Freiheit gründlich ausgenutzt. Nun trage also deine Fesseln mit Würde und Anstand. . . .

Wir wandern jetzt in der Mitte der Allee dem Opernhause zu, und kehren beim alten Fritz um.

In der Höhe des Hotel de Rome treffen wir wieder auf die beiden Mädchen. Die eine lächelt sehr vertraut.

Ich habe es mir doch gedacht, daß er sie kannte, und schon sind wir mit ihnen im Gespräch.

Zwei hübsche muntere Dinger, die nicht wissen, was sie mit dem Sonntag Abend anfangen sollen.

In ein Theater schlägt mein Begleiter vor, oder zum Wintergarten.

— Frailty, thy name is woman! raune ich ihm zu.

Er hat wahrhaftig alles vergessen. —

Die Damen möchten zu Abend essen.

Gewiß, très-bien, gehn wir zu Uhl.

Ein Augenblick der Überlegung, und wir steigen die breiten Treppen zum Restaurant hinauf und finden eines der kleinen Hinterzimmer frei.

Der Abend ist sehr lustig — ausnehmend lustig. Die Fenster sind geöffnet, und eine warme Nachtluft hebt zuweilen den Leinenvorhang.

So trinken wir Mitternacht heran. . . .

Es ist eine so herrliche Nacht. Wir wollen gehen. An der Luisenstraße trennen wir uns. Ich bringe meine Begleiterin zur Invalidenstraße. Erst am Neuen Thor fällt mir ein, sie zu fragen, wo ihre Freundin wohnt. Ganz oben in Norden . . . und er ist mit ihr zum Tiergarten gegangen. . . .

Ich bringe das Mädchen bis vor seine Thür, und in einer Art moralischer Anwandlung, vielleicht auch ein ganz klein wenig unter dem Einfluß Madame Cliquot's,

jage ich in einer Nachtdroschke der von der Heydtstraße zu, dem Freunde nach.

Aber schon an der Siegesallee verlasse ich, besserer Ueberlegung folgend, meinen darob sehr erstaunten Kutscher . . . und bummele nun langsam durch die verlassenen Wege des einsamen Tiergartens.

Es ist berauschend still ringsum. Die Zweige der Bäume sind noch schwarz und kahl. Nur an einzelnen niederen Büschen kleine mattgrüne Blätterknospen, die aber jetzt in dem schwachen Lichte des zwischen dem Astwerk der Eichen und Buchen hängenden Halbmondes fast grau aussehen.

Ich bin etwas müde und setze mich auf eine Bank am Goldfischteiche, über dessen rechteckiges Becken es wie Silber ausgegossen liegt.

Zwischen den Baumstämmen durch scheinen die gelben Tupfen der fernen Öllaternen der Hauptwege.

Und eine weiche, schmeichlerische Luft, die zum träumen einladet, die Brust weit macht und eine Sehnsucht erweckt, so verschwimmend, so haltlos wie zerfließender Nebel, etwas ungewisses, das uns beunruhigt und uns Bilder und Gestalten vorgaukelt, die uns verführen.

Eine so lässige Süßigkeit liegt in der Luft, als ob zwei weiche Frauenarme sich um unsern Hals legten, und ein eigenartiger Duft zittert durch die Nacht, wie von faulendem Laube so scharf, wie der warme Hauch eines tanzenden jungen Weibes.

Eine Art Auferstehungsschauer, der mit fortreißt, ob man will oder nicht; und der um so mächtiger wirkt, weil ringsum nichts lebt, als der schlafende Wald. —

Pah — Frühlingsdusel! — Nichts weiter . . . und etwas zu viel Sekt . . . mehr als dem alten Hirne zuträglich, obgleich die Geister des Weins verflogen sind.

Ich stand auf und ging langsam heim.

Diese verfluchte Frühlingsluft. — — —

* * *

Zehn Tage später klopft es bei mir, und der Freund steht da.

Er sieht ein bißchen blaß aus.

— Na, alter Sünder? . . . Deine Tugend scheint auf ein bischen wackeligen Beinen gestanden zu haben, was? — Neulich Abend, diese Frühlingsnacht . . . oder sollte ich mich in dir irren? . . .

Er läßt sich in einen Stuhl nieder und sagt:

— Weißt du, das war eine gräßliche Dummheit von uns, mit den Mädchen anzubandeln.

— Von uns? . . . Es war doch 'ne alte Liebe von dir! . . . Und dann erlaube: weshalb denn gleich gräßlich? . . .

— Ja doch . . . denn . . .

— Na, was denn? . . .

— Ich hätte das Mädchen nicht mitnehmen sollen.

— Ja, lieber Gott! — Warum denn nicht.

— Das sagst du so. — Ich — ich . . .

— He? —

— Ich . . . Nun ja, dies Mädchen siehst du . . . Es ist nun mal geschehn . . .

— Aber Mensch! . . Was sind das für Sachen! . . Zum Teufel! . . .

— Das hab' ich auch gesagt. — Dies verfluchte Weib . . . Wer denkt denn aber auch gleich immer an so was . . .

— Ä! . . . ä! — Na, es wird doch nicht gleich so schlimm sein! — —

* * *

Acht Tage später traf ich ihn wieder. Er sah sehr schlecht aus. Die Haut grau, die Züge eingefallen, daß die Nase spitz schien, und die Augen tief eingesunken.

— Gieb mir lieber nicht die Hand, sagte er mit einem Tone, so resigniert, daß ich nahe daran war, grob zu werden.

* * *

Und wieder vergingen ein paar Wochen. —

Eines Tages erfuhr ich, daß seine Verlobung rückgängig gemacht sei, ohne daß ich heraus bekam, ob er das Verhältnis gelöst hatte oder dazu veranlaßt war, weil sie von seiner Untreue und deren Folgen erfahren. —

Er wußte sich so zu verstecken, daß es unmöglich war, genaueres in Erfahrung zu bringen, zumal er die Stadt verlassen hatte.

Einmal sah ich seine Braut. Das arme Mädchen war nicht wieder zu erkennen; und ich fragte mich, ob sie wohl alles wisse, ob sie wußte, was daran Schuld, und ahnen konnte, wie das alles gekommen war? —

* * *

Und eines Morgens kam eine Schreckensbotschaft.

Er hatte sich erschossen! —

Was mochte es gewesen sein: Reue, Verzweiflung über sein elendes Leben, die Liebe zu seiner Braut, die Gewißheit, seine volle Gesundheit kaum wieder erlangen zu können, alles mußte auf ihn eingestürmt sein.

Und wodurch das alles? —

Weil wir an einem Frühlingsabend einen Spaziergang gemacht und ein Mädchen getroffen hatten, das ihm nichts war, rein gar nichts! Und zu dem ihn doch alles trieb: diese aus der Winterstarrheit erwachte Natur, die weiche, verführerische Luft, dieses ganze niederträchtig heuchlerische Gethue und Getose des nahenden Frühlings.

Ein paar Glas Wein, eine übermütige Laune und ein paar vergiftete Küsse hatten ihn in den Tod getrieben. —

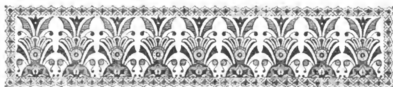
Armer Junge! . . .

O, diese verfluchte Frühlingsluft! — — —



Auf der Terrasse





Die schwüle Parfümluft des Ballsaales treibt mich ins Freie. Durch die geöffnete Glasthür trete ich auf die breite Steinterrasse, deren weißschimmernde Stufen in den schlummernden Park hinabführen.

Die große Rundung ist geschmückt mit betäubend duftenden Gewächsen. Hohe, schlanke Palmen breiten ihre vollen Kronen aus oder nicken leise mit breitfächerigen Blättern. Stämmige Orangenbäume stehen dazwischen mit ihren kleinen, festen, grünen Blättern, und blühende Oleanderbüsche hauchen ihren bestrickenden Duft in die sommernächtliche Kühle. Ich lehne mich in einen Sessel, der ganz versteckt im dichten Palmengebüsche steht. —

Drinnen geht der Tanz zu Ende. . . .

Ein surrendes Geräusch lachender und plaudernder

Menschen dringt aus den geöffneten hohen Thüren in die weiche Stille der Nacht.

Die schmale weiße Sichel des wachsenden Mondes hängt an dem dunkelblauen Himmel, dicht über den Wipfeln des schwarzen Eichenhaines, und scharf hebt sich das Spiegelbild der Sterne in dem klaren Spiegel des schlummernden Sees ab.

Wie aus weiter Ferne klingt aus dem Gewirr der blassen Teichrosen das langgezogene Gequak eines Frosches; dann geht ein rascheln durch das Röhricht, und wieder wird es still, bis eine erschreckte Nachtigall ihr sentimentales schluchzen aufs neue beginnt.

Ich lehne mich zurück, blicke zu dem flimmernden Sternenhimmel auf, und muß nachgrübeln über das ewige Rätsel des Lebens. —

Aus dem Ballsaal dringen die schmeichelnden Klänge eines wiegenden Walzers — ein neuer Tanz.

Ich wache auf aus meinen Träumen. —

Von meinem Sitze aus kann ich ein Stück des lichtdurchfluteten Ballsaales übersehn. Hie und da ist ein Fenster weit geöffnet, um der kühleren Nachtluft den Eintritt zu gewähren.

Wie sie dort sich eng umschlungen haltend durcheinanderwirbeln . . . wie in tollem Hexensabbath. —

Gleich Traumbildern ziehen die schwebenden, kreisenden Gestalten an meinem Auge vorüber. —

Jagen wir nicht alle durch das Leben hin, ohne aufhalten, in sinnlosem Taumel, und die düstere Göttin Zeit schwingt ihren Taktstock, — und so ziehn wir dahin in jauchzender Tollheit, — und oft bricht mitten im Jubel jäh die Melodie ab, und der Tanz ist aus, den wir armen Motten um das Licht der Sonne aufgeführt haben.

Wie ich mich den alten Grübeleien aufs neue ergeben will, treten zwei Gestalten in den lichterfüllten Rahmen der hohen Thür, daß ihre verschwimmenden Schatten riesengroß sich über die bunten Steinplatten der Terrasse erstrecken. Dann tritt das Paar weiter hinaus in die Nacht. —

Ich höre sie flüstern, aber achte nicht weiter darauf. Ein Liebespaar, das an sich selbst mehr als genug hat. . . . Träume — Schäume! —

Aber plötzlich werde ich aufmerksam.

Diese weiche Frauenstimme kenne ich. . . .

Ich habe mich nicht getäuscht . . . die junge Herrin des Hauses, am Arme eines Fremden. —

Seit kurzem erst weilt er in unserem Gesellschaftskreise. Sein Name hat in der Gelehrtenwelt, weit über sein Vaterland hinaus, schon jetzt einen guten Klang.

Sie treten näher an das Gebüsch heran, durch das jetzt leicht rauschend die Abendluft streicht. Sie stehen so, daß man sie aus dem Saale nicht erblicken kann.

Der Mann spricht; ich verstehe die Worte nicht, aber aus dem Klange fühl' ich es heraus, daß so kein Mann mit dem Weibe eines andern sprechen darf.

Er hat den Arm um ihren Leib gelegt, und ich sehe, wie sie die Augen schließt und den kleinen Kopf an die Schulter des Mannes lehnt, der sie fest an sich zieht.

Und jetzt tönt es leise, jubelnd und süß erschrocken, wie ein langverhaltenes scheues Geheimnis von ihren Lippen: Ach, Fredi! . . .

Im ersten Augenblick bin ich versucht, aufzuspringen, um nicht Zeuge der Scene zu bleiben, aber dann bleibe ich ruhig sitzen, um mich nicht zu verraten. —

Und nun sehe ich, wie das junge Weib die Arme um den Hals des Mannes legt und seinen Kopf zu sich

herabzieht, bis ihre Lippen die seinen finden, während sie schmeichelnd: Fredi! Fredi! flüstert und sich ihm entgegendrängt. —

Da bricht die Musik des Tanzes ab — die beiden fahren auseinander. —

Man kommt auf die Terrasse. . . . Eine größere Pause, und alles strömt aus dem Saale in die warme Sommernacht, plaudernd, sich verbeugend, fächerschwingend, ein rauschen von Kleidern, ein Gewirr von Stimmen. Diener eilen mit Erfrischungen umher, und die junge Frau entschlüpft ihrem Begleiter, um ihren Pflichten als Herrin des Hauses nachzukommen.

Ich erhebe mich, und aus dem versteckten Winkel mische ich mich unter die plaudernde Menge. —

Aber immer wieder fliegt mein Blick zu dem jungen stattlichen Manne hinüber, der jetzt den Mittelpunkt eines kleinen Kreises bildet, der von ihm Belehrung über eine streitige Frage erbeten hat.

Und jetzt sehe ich auch die junge Frau, wie sie, als sei nichts geschehen, bald hier bald dorthin ein neckisches Wort wirft und ihren jungen Hausfrauenpflichten in anmutend liebenswürdiger Weise nachkommt. —

Der Herr des Hauses tritt an mich heran, und als alte Bekannte plaudern wir mit einander.

Ich sehe, wie sein Auge unablässig liebevoll jeder Bewegung seiner Gattin folgt.

Ein Ausdruck von Stolz und innigster Freude liegt auf seinen Zügen.

Und plötzlich faßt er meine Hand, und leuchtenden Auges bricht es aus ihm heraus:

Bin ich nicht ein glücklicher Mensch? — Ist nicht mein Weib die schönste und beste von allen? — Bin ich nicht zu beneiden? . . .

Und ich nicke ihm zu, und sage zu all seinen Worten: Ja! und muß dabei immer denken: Du armer unglücklicher Prahler! — Glücklich, daß du nicht weißt. — Unselig, wenn du ein Wissender werden solltest. —

Und ich verschließe das Geheimnis der Terrasse tief in meinem Innern, um es selbst wieder zu vergessen. . . .

Ich gehe die Stufen in den Park hinab und lasse den armen Thor bei seinem Weibe, das zu ihm getreten ist und ihn mit glückstrahlenden Augen anlächelt, mit einem Lächeln, das ihm nicht gehört; — und ihm auf

seine Frage: Amüsierst du dich auch, Schatz! geantwortet hat: Unaussprechlich! —

Und während ich durch den stillen, feuchten Park wandle, an dem dunklen Teiche hin, der träumerisch murmelnd an das Ufer plätschert, und die hohen Bäume wie verschlafen im Nachthauche raunen und rauschen, sehe ich die junge Frau vor ihrem Gatten stehn, lächelnd und frohsinnig; und denke, wie sie wenige Augenblicke zuvor auf der Terrasse in den Armen eines anderen lag. . . .

Und die duftenden Büsche rauschen wie in stillen Träumen leise in einander — und eine verlogen sentimentale Nachtigall singt ihren alten, schwermütigen Sang von Liebe und Liebesverrat. . . .



Inhalt.

Seite
Wurmstichig 1
Armes Kind 7
Im Quartier. 27
Besuch 47
Im Moor 69
Ein Bekenntnis 85
Auf der Suche 131
Die Witib 143
Frühling 169
Auf der Terrasse 183

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.



